Arme Johanna!



Arme Johanna!

Von

Victor Bersezio

Aus dem Italienischen

von

Bruno Friederich

(Vom Verfasser autorisirte Übersetzung)

Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow
1883

1.

Im Mittagssonnenschein strahlen und leuchten die rotglasirten Ziegel der Kirchturmspitze; das große vergoldete Kreuz, der Stolz des Herrn Pfarrers, funkelt glänzend auf dem Tiefblau des schönsten Frühlingshimmels. Unterhalb dieses Kreuzes, das die Blicke auf sich lenkt, klingt in diesem Augenblick das Läuten der Glocke betäubend an die Ohren; sie schwingt sich auf und nieder und zeigt bald hier, bald dort ihren tönenden Mund und ihren birnenförmigen Klöppel, den Matthäus Fusella mit der ganzen Energie seines kräftigen Armes in Schwung gesetzt hat, er, der Glöckner, Küster und Gerichtsdiener der Gemeinde. Eine unbescheidene Anhäufung von Ämtern!

Die Sperlinge, die lustigen und beständigen Bewohner der Ulmen des Kirchplatzes, stellen, als wären auch sie von dem übermächtigen Schall verblüfft, ihr ewiges Gezwitscher ein und bergen sich mitten im frischen Grün der ersten Blätter, die der Mai hervorgetrieben. Don Pasquale, der Pfarrer, ein Mann mit dem biedern Gesichtsausdruck eines Menschen, der, wie man zu sagen pflegt, gern lebt und leben läßt, das

Doppelkinn auf einem frischgewaschenen Kragen ruhend, die Hände hinter seinem runden Rücken, verläßt den Laden des Apothekers an der nördlichen Ecke des Platzes und dreht wie gewöhnlich in der rechten Hand seine hörnerne Schnupftabaksdose hin und her; er wendet sich mit bedächtigem Schritte der Südseite zu, in deren Mitte die Thür der Stiftswohnung sich öffnet und wo, noch rundlicher und breiter als ihr Herr, eben die Magd Margaretha erscheint, um ihm das Zeichen zu geben, daß das Mittagsessen fertig ist. Zugleich kommt aus der kleinen Pforte des Gemeindehauses, welches mit seinem neuen weißen Anstrich die Ostseite des Platzes verschönert, flinken Schrittes eine winzige, magere, dünne Gestalt; Unruhe und Eile in jeder Miene, Feuer und Lebendigkeit in jedem Blicke seiner kleinen Augen, in jedem Worte und jeder Bewegung, ein Aktenbündel unterm Arm, so naht sich der königliche Notar und Gemeindesekretär, Herr Jakob Varada.

Der Pfarrer macht Halt, grüßt familiär mit Hand und Dose und redet mit seiner guten, kräftigen Stimme den Herrn Sekretär an:

Ei, guten Tag, Herr Jakob, wie geht's? Frau und Töchter befinden sich doch wohl? Wollen wohl zum Mittagsbrot? Ei wahrhaftig, da fehlen noch zehn bis fünfzehn Minuten bis Mittag, aber dieser Matthäus hat immer zu großen Eifer! Nun, immer besser zu früh gekommen, als zu spät und sitzen geblieben, nicht wahr? Da fällt mir ein, Sie erwarten ja gerade heute, wenn ich nicht irre, einen Fremden; einen Vetter von Ihnen oder einen Onkel, der weit, weit herkommt: von Amerika oder Afrika oder Indien?

Der gute Priester hatte die Gewohnheit, hundert Fragen in einem Atem zu thun, ohne eine Antwort abzuwarten; dafür war es, wie zum Ausgleich, System bei dem Herrn Sekretär,

dem genauen Beamten, der alle seine Privat- und Gemeindegeschäfte nach doppelter Buchhaltung führte, aufs Einzelnste einzugehen und mit Klarheit alle Anfragen zu beantworten, die an ihn gemacht wurden, eine nach der andern, mochten sie noch so zahlreich und verwickelt sein. Deshalb nun, obgleich in diesem Augenblick seine natürliche Eile noch durch einen besondern Umstand gewachsen schien und er mit seiner ganzen Figur hin und her schwankte, indem er sich bald auf das eine, bald auf das andere Bein stützte, wie einer, dem der Boden unter den Füßen brennt, antwortete er dennoch der Reihe nach mit seinem dünnen Stimmfädchen, das ihm Mutter Natur gegeben, die sich im ganzen ein bischen allzu sparsam gegen ihn erwiesen hatte.

Ich danke Ihnen, Hochwürden, mir geht es gut, meine Frau und meine Töchter befinden sich vortrefflich. Ich gehe nach Hause, aber nicht um gleich zu speisen, obgleich dies in der That auch unsere gewöhnliche Stunde ist. Es ist eine konstante Thatsache (dies war eine seiner gewöhnlichen Redensarten), daß Fusella immer zu früh zu Mittag läutet, aber das will ich ihm weiter nicht zur Schuld anrechnen; hätte er sonst keinen Fehler, als den! Wann in meinem Hause heute zu Tisch gegangen wird, weiß ich nicht, weil wir, wie Sie gütigst bemerkten, einen Fremden erwarten, der möglicherweise jede Minute eintreffen, aber auch noch stundenlang ausbleiben kann, je nachdem es Barbettas Maultier gefällt. Ich will nun meine Frau und Tochter abholen, um ihm bis zur Sankt Rochuskapelle neben der Anhöhe entgegenzugehen. Dieser Fremde ist kein Vetter von mir, sondern mein Onkel, ein Bruder meines seligen Schwiegervaters, also auch ein Sohn von jenem Verwalter des Markese von Roccavecchia, der zur Franzosenzeit jener erlauchten Familie so bedeutende Dienste

erwies und seitdem für sich und die Seinigen eine mächtige Protektion sich erworben hat, eine Gönnerschaft, die sich auch noch über mein Haus erstreckt, da der Herr Markese, wie Sie wissen, gnädigst geruht haben, meine zweitgeborne Tochter Henriette über die Taufe zu halten. Dieser mein Onkel kommt nun aber weder von Amerika, noch von Afrika, noch von Indien, sondern nur von Frankreich und Deutschland, wo er bis jetzt gewesen ist, und es sind nun mehr als zwanzig Jahre, daß er, ich weiß nicht was, getrieben und keine Nachricht von sich gegeben hat, bis er uns jetzt meldet, er würde heute eintreffen und wollte die Heimat nicht wieder verlassen, da er sich hier ganz niederzulassen wünscht.

Nach diesem langen Geschwätz holte Herr Jakob Varada tief Atem; der Pfarrer holte eine Prise Tabak aus seiner Dose.

Vorzüglich, ganz ausgezeichnet; freut mich sehr! Wahrscheinlich wird doch Ihr Onkel ein wenig von den Gütern und Gaben des lieben Gottes angesammelt haben, nicht wahr? Und wenn er auch nicht von Amerika kommt, wird er Ihnen doch alles Glück eines Onkels aus Amerika bringen, hem? Wird er denn seine Wohnung in Ihrem Haus aufschlagen? Da fände er sich ja mitten im schönsten fertigen Familienkreis, Ihre muntere, lebhafte Henriette, das Rosenknöspchen, und jenes liebe, heilige Wesen, die Johanna . . .

Wer das Gesicht des Herrn Jakob beobachtet hätte, während der Pfarrer diese Worte aussprach, hätte bei Henriettens Namen über seine Züge ein Lächeln innigsten Wohlbehagens gleiten sehen können; dagegen zeigte sich beim Namen Johannas, seiner ältesten Tochter, eine gewisse mißmutige Miene und gleichsam eine Art Scham.

Der Pfarrer folgte dem Flusse seiner Fragen weiter: Oder würde vielleicht Ihr Haus doch nicht so groß sein, wie

er es nötig hat? Glauben Sie, daß der Onkel lieber ein Haus für sich hätte? Sollte er nicht vielleicht die schöne Villa Ihres Vetters Anton Maria kaufen, des Ärmsten, der gestorben ist und eine Unsumme von Schulden hinterlassen hat? Es ist das schönste Haus im ganzen Lande, mit einem schönen Garten und ganz dicht neben dem Ihrigen. A propos, haben Sie denn Nachrichten von dem kleinen Peter, dem Sohn Anton Marias? Wie hat er denn das entsetzliche Unglück von dem Tode seines Vaters und dem Zusammenbruch seines ganzen Vermögens aufgenommen? Er ist auf Reisen, weit, weit fort von hier, nicht wahr? Wo mag er wohl sein? Weshalb ist er noch nicht wieder in seine Heimat zurückgekehrt? Was treibt er denn da draußen? Der Ärmste! Wie mag es wohl mit ihm stehen? Er wird sich sicher daran gewöhnt haben, als ein reicher Mann zu leben. Ist es wahr, daß er sich in Paris und London Reitpferde und Wagen gehalten hat und daß er für einen der verschwenderischsten Jünglinge gegolten? In der That schien ja der Reichtum seines Vaters so sehr groß und so solide begründet! Wer hätte es je denken können, in einem einzigen Augenblicke dieser riesenhafte Sturz! Hätten Sie ein ähnliches Unglück auch nur geahnt? Seltsam, daß ein Vermögen, welches im Handel steckt, immer in Gefahr schwebt, von einem einzigen Windstoß umgeworfen und zerstreut zu werden! Was kann denn zu guter letzt wirklich von seinem väterlichen Vermögen für den armen Peter noch übrig bleiben?

Schon rüstete sich der Gemeindesekretär, in seiner methodischen Weise zu antworten und hatte, um sich einen kleinen Stimmvorrat zuzulegen, bereits tief Atem geholt, als Margaretha, die Dienerin des Pfarrers, die noch immer auf der Schwelle der Stiftswohnung stand, sah, daß zum Schaden

der Vortrefflichkeit ihres Mittagsmahles das Gespräch unserer beiden Leute sich noch weiter spinnen würde; mit verdrießlichster Miene schob sie ihre Küchenschürze beiseite, stieg die Stufen des Pförtchens herab und ging auf die Redseligen los:

Aber, aber, Herr Probst! Der Reis wird mir ja lang wie die Fastenzeit und das Brätchen brennt mir in der Pfanne an!

Don Pasquale war ganz bestürzt bei dieser gewichtigen Botschaft.

Margaretha hat Recht, sagte er. Und Sie habens ja auch eilig, Herr Jakob, nicht wahr? Und ich halte Sie hier mit meinen Erkundigungen fest! Guten Appetit und vergnügtes Wiedersehen! Ich will nur zu Tisch gehen, ehe mir der Braten ganz verkohlt ist. Ich komme schon, Margaretha, ich komme schon.

Und er betrat eiligst das Pfarrhaus hinter den Schritten Margarethens, welche triumphirend, die Hände in die Seiten gestützt, vorausging.

Herr Jakob Varada stieß gleichsam seinen Atem wieder aus und schluckte die Antwortsphrasen, die er schon in Bereitschaft hatte, wieder über; er setzte seinen Weg in jenem ihm gewöhnlichen raschen und beschleunigten Tempo fort und bog, nachdem er den Platz überschritten hatte, in die Hauptstraße des Dörfchens ein, in deren Mitte ungefähr sein bescheidenes Häuschen lag.

Um dorthin zu gelangen, mußte er vor der Mauer des schönen Gärtchens vorüber, aus dem sich das glänzende Lusthaus Anton Marias erhob, dem erst vor kurzem wegen des durch Börsenunglück verursachten Bankrotts seines Vermögens das Herz gebrochen war.

Als Herr Jakob an dem Gitter, welches den Eingang zum Garten verschloß, angelangt war, ließ er seine Schritte bedeutend langsamer werden und warf durch die Eisenstäbe einen Blick, den man wohl mit dem einer Katze nach einem Stück Speck, zu dem sie nicht hinkommen kann, hätte vergleichen dürfen.

Alle Jahre war Anton Maria gewohnt gewesen, mit seiner Frau hierher zur Sommerfrische zu kommen, auf einige Tage im Frühling, auf längere Zeit im Herbst, um Ruhe von allen den Lasten, die ihm seine Handelsgeschäfte bereiteten, zu suchen und um einen stärkenden Atemzug in jener gesunden Bergluft zu thun und sich zu kräftigen nach dem Dunste der Stadt.

Dies Jahr war er nicht gekommen und nun sollte er überhaupt nie wiederkommen! Das Lusthaus bot einen traurigen und verlassenen Anblick mit all seinen geschlossenen Fenstern. Der Garten, wenn auch der Frühling seine Bäume mit weißen und roten Blüten schmückte und die Beete mit Veilchen und Primeln zierte, wenn auch in dem neuen Laubschmuck der Sträuche die Vögel ihr altes Konzert, den Jubel der Natur, anstimmten, begann nichtsdestoweniger jenen Ausdruck verkümmerter Öde anzunehmen, der die Abwesenheit des Herrn verrät. Auf dem Kies der Gartenwege schoß hier und dort Unkraut auf; wilde Pflanzen mit üppigem Wuchs bedrohten und erstickten sogar schon auf den Beeten jede Spur schöner Kultur, in jenem Kampf ums Dasein, der in der ganzen organischen Natur stattfindet. Das Schweigen dieses Hauses, dieses Gartens, dieser Sträuche war mehr als bloßes Schweigen der Einsamkeit, es war gleichsam ein Schweigen des Grabes.

Der Herr Gemeindesekretär stieß einen Seufzer aus, schüttelte den Kopf und sprach die Erwiederungsworte vor sich

hin, die er schon auf die vielen Fragen des Pfarrers sich zurecht gelegt hatte:

Was dem jungen Peter noch übrig bleibt von seiner väterlichen Habe? Ihm bleibt eine schöne Null außer seinen Grand-Seigneur-Angewohnheiten und seinen Schulden, von denen er weder die einen noch die andern befriedigen kann. Wer weiß, wo zum Kuckuk der sich jetzt befindet! In die Heimat kommen! Was sollte er denn hier machen, wo es nicht das geringste Mittel für ihn giebt, wieder in die Höhe zu kommen? Vielleicht seinen Verwandten auf dem Halse liegen? Ich bin nicht reich genug, um einen Nichtsthuer zu erhalten, damit er sich als Stutzer herausputzen kann, und noch dazu ist er ja nur mein Vetter zweiten Grades. Strecke er die Arme aus und helfe er sich selbst! Was für einen Stolz hatte seine Mutter, die Frau des armen Anton Maria! Bei meinen so äußerst seltenen Besuchen in Turin empfing sie mich mit der Hoheit einer Fürstin und zierte sich, mit mir zu sprechen, als wäre ihr ein Lumpen unter die Nase geraten, weil ich nur ein armer Gemeindesekretär bin. — Nun, nimm das auch hin, da hast du es, nun steckst du im Unglück! Nicht als ob ich darüber vergnügt wäre — mit nichten, im Gegenteil — aber am letzten Ende —, da hat mir aber der Pfarrer einen ganz vortrefflichen Gedanken eingegeben. Der Onkel Hieronimus könnte das Haus kaufen; weil er den Wunsch hegt, hier seine Wohnung für immer aufzuschlagen, könnte er nirgends besser aufgehoben sein, wäre unser allernächster Nachbar und wiese auch gleich dem armen jungen Peter einen Vorteil zu. Wird sich schon machen, daß ich mit ihm darüber rede; ja, ich wills mit ihm besprechen. Aber, aber die Schwierigkeit steckt darin, daß Batzen da sein müssen, um ein solches Herrenhaus zu kaufen und im stande zu erhalten, und

ich weiß nicht, ob der Onkel reich oder arm wieder kommt. Als er abreiste, hatte er nur ein paar Scudi in seinem Beutelchen und die konnten einen Ländler darin tanzen, ohne sich anzustoßen; und nun schreibt er mir da von seiner Ankunft und läßt nicht ein Sterbenswörtchen über seine Vermögensumstände verlauten. Es ist eine „konstante Thatsache,“ wenn er so reduzirt zurückkäme, wie ehemals, wäre er für mich ja eine neue Verlegenheit, die das Schicksal besser gethan hätte, mir zu ersparen.

Bei diesem Punkte seines Monologes fand er sich vor seiner Hausthür. Genug, fügte er mit einem Seufzer der Ergebung hinzu: mags kommen, wie es kommen soll.

Die Thür war nur angelehnt: Herr Jakob stieß sie auf und trat ein.

2.

Eine holde, silberhelle Mädchenstimme begrüßte sein Kommen und eine sechzehnjährige Maid in der vollen Blüte ihrer Schönheit lief ihm fröhlich entgegen.

Die kleine Stirn des Gemeindesekretärs glättete sich, sein ganzer Gesichtsausdruck hellte sich auf, ein lichter Sonnenstrahl leuchtete plötzlich in seinen unruhigen kleinen Augen.

Guten Tag, Henriette, sagte er mit seiner dünnen Stimme, die in diesem Augenblick mit reichster Liebe getränkt war und gleichsam vor Erregung zitterte, guten Tag, meine Wonne!

Henriette fiel ihm um den Hals mit dem anmutigen Reiz eines Kindes und lächelte ihn an mit der Zartheit eines liebenden Weibes.

Willkommen, Papa! Sollen wir uns auf den Weg machen, dem Onkel entgegen? Ich bin schmuck und bereit.

Schmuck war sie wahrlich und bereit ebenfalls. Ihr überquellendes, zartes, blondes Haar war in starken Flechten aus dem Nacken emporgekämmt und bildete um ihre edle reine Stirn einen goldenen Glorienschein unter dem Gewebe ihres einfachen Strohhütchens, unter dem ein himmelblaues Band von der Farbe ihrer mildleuchtenden, tiefausdrucksvollen Augen hin und her flatterte. Ihre kleinen und zierlichen Lippen hatten die Farbe und Frische kaum reifer Kirschen. Kein Schwan machte so graziöse Wendungen, wie Henriette mit ihrem kleinen, fein gemeißelten, glänzend weißen Halse. Ihr Gesichtsausdruck war der mildgütigste und verführerischste, den man sich nur denken kann. Die Anmut, die ihr ganzes Wesen umströmte, war so, wie sie ein denkender Bildhauer sich wohl zum Modell einer Frühlingsstatue ersehnt hätte.

Und sie war in Wahrheit ein ganzer Blütenfrühling. Eben nur, eben erst erwachte sie zu dem bewußten Leben des Gefühls und der Liebe. Mit der Entwicklung dieser schönen Formen trat in wunderbarer Weise in gleichem Maße das Erblühen ihrer Seele zu jenen geheimnisvollen Ahnungen ein, welche die Frau zu ihrem Loose und Geschicke der Liebe leiten. Auf ihren Lippen brach in gewissen Stunden ein gleichsam tiefsinniges Lächeln hervor, in ihren Blicken zuckten bisweilen flüchtige Flammen auf, welche die Blitze einer in voller Macht thronenden Leidenschaft waren. Die schöne Statue war schon beseelt, ohne daß ein Pygmalion gekommen wäre, um ihr den Hauch des Lebens einzuflößen. In ihrer Phantasie, in der fröhlich in glänzender, wenn auch unbestimmter Schönheit Gedanken und Träume erblühten, flutete der warme Hauch verborgenster Gefühle und geheimnisvoller Triebe, wie durch die

Blütenzweige der neu sich schmückenden Erde eben sanft mit wohlklingendem Rauschen und Brausen der laue Atem des Frühlingswestes wehte.

Sie trug ein einfaches hellgraues Musselinkleid, über das hier und da rote Blümchen ausgestreut waren; ihre Taille, schlank und geschmeidig wie eine feine Stahlklinge, umschlang ein Gürtel von der Farbe ihrer Hutbänder. Der ausgesucht eleganteste Schmuck hätte den Vergleich mit dieser Einfachheit, in der soviel Frische und Anmut strahlte, scheuen müssen; man hätte von ihr sagen können, was ein Dichter von einer seiner Heldinnen singt, daß, wohin immer sie sich begab, auch im Dunkel der Nacht ihre Schönheit um sie einen Heiligenschein des Lichts ausbreitete.

Nachdem Herr Jakob sie lange mit der süßen Empfindung unbeschreiblichen Wohlgefallens betrachtet hatte — wie wohl ein Künstler das Meisterstück betrachtet, das seinen Namen auf Jahrhunderte unsterblich machen soll —, antwortete er auf die Fragen des Mädchens:

Ja, wir wollen uns auf den Weg machen; der Onkel Hieronimus hat die Stunde seiner Ankunft nicht gemeldet, aber da er sagt, daß er von C. aus den Wagen Barbettas benutzen wolle, glaube ich, daß er jeden Augenblick hier sein kann; es ist „eine konstante Thatsache“, daß die Schnecke von Barbetta, so flink er auch aufbricht, doch nie früher, als nach zwölf Uhr hier anlangt. Wir wollen aber gehen, wenn wir alle bereit sind.

Bei diesen Worten machte sich eine seltsame Bewegung in der einen Ecke des Zimmers hinter einigen Tüchern, die dort zur Ausbesserung aufgehängt schienen, bemerkbar. Wer aufmerksam nach jener Seite geblickt hätte, hätte auch bald hinter diesem Zeuge einen wirren Frauenkopf auftauchen sehen können mit einem magern, bleichen, pockennarbigen Gesicht mit

grauen Augen, die lichtlos in tiefen und umschatteten Augenhöhlen lagen, mit einem breiten Mund und farblosen Lippen, die beim Öffnen stark vorspringendes Zahnfleisch und schlechtgewachsene, unregelmäßige, häßliche Zähne zeigten, und mit diesem Kopf zugleich eine magere Hand, mager und lang, die rasch hin und her fuhr, indem sie Nadel und Faden durch ihre Näherei gleiten ließ.

Beim Eintritt des Herrn Jakob hatte diese Hand einen Augenblick innegehalten und dies Gesicht hatte sich dem Kommenden mit einem Blick zärtlichster Kindesliebe und Verehrung zugewandt; die Lippen hatten sich bewegt, wie um einen Gruß auszusprechen, dem Worte zu leihen ihnen nachher der Mut gebrach; und als nun diesem so versteckten Wesen gar keine Aufmerksamkeit geschenkt wurde, hatte sich ihr Haupt von neuem auf ihre Näherei gesenkt, ihre Hand sich rasch wieder an die Arbeit gemacht.

Doch als der Gemeindesekretär fragte, ob alle fertig wären, erhob sich das unglückselige Geschöpf, dem jener Kopf und jene Hand gehörten, hinter ihrem Berge von Zeug und schritt hinkend ins Zimmer hinein, denn sie war lahm und verkrüppelt.

Auch ich bin fertig, sagte sie mit einer schwachen und demütigen Stimme, die um Vergebung zu bitten schien, daß sie überhaupt gesprochen.

Auf dem Gesichte des Herrn Jakob zeigte sich wieder, aber in weit größerem Maße, die Veränderung, die wir schon einmal beobachtet hatten, als der Pfarrer auf dem Platze zu ihm von seinen beiden Töchtern gesprochen und sie genannt hatte.

Alle Zärtlichkeit, jede Spur fröhlichen Behagens verschwand mit einem Schlage, und über seine Stirn und seinen Blick flog schnell eine finstere Wolke übelster Laune.

Du! sagte er mit dem härtesten Tone, dessen seine dünne Stimme fähig war. Was? Glaubst du, du solltest auch etwa mitgehen? Und wer soll denn zu Hause bleiben, um für das Essen zu sorgen und thun, was nötig ist? Ich vielleicht, he?

Die von den Blattern zerstörte Haut der bleichen Wangen Johannas färbte sich mit einer leichten, matten Röte; sie senkte das Haupt auf ihre Schultern, deren eine verkrümmt war, und ganz verwirrt und tief gedemütigt stammelte sie mit einer Entsagung ohne Groll, wie voller Überzeugung: Es ist wahr — ich bitte um Entschuldigung —, ich hatte geglaubt, mir schien es, daß Sie heute früh sagten, wir sollten uns alle bereit halten.

Das hast du wieder falsch verstanden, sagte der Vater trocken und drehte ihr den Rücken, um sein Weib zu begrüßen, Frau Genoveva, die geräuschvoll in einem höchst glänzenden und prunkenden Aufputz eintrat.

Die Frau des Herrn Jakob hatte ohne Zweifel beschlossen, die Augen des Onkels in Bewunderung und Staunen zu setzen, dieses Onkels, der nach der geheimen Hoffnung des Varadaschen Ehepaars mit einer hübschen runden Million in Reserve ankam. Ihre rundliche volle Figur — denn so schmächtigdürr der Gatte war, so starkknochig und wohlbeleibt war seine Frau — leuchtete wie die Holzstatue der Madonna an hohen Festtagen; sie trug ein apfelgrünes Atlasgewand mit einem rosenfarbenen Gürtel, auf der riesigen Büste eine doppelt geschlungene schwere Kette, die man mit ein bischen guten Willen für reines Gold hätte halten können, und hatte auf dem Kopfe einen ungeheuern Hut mit riesigen Krempen und dementsprechenden Blumen und Federn.

Herr Jakob sah mit staunender Bewunderung auf diesen Prachtbau von Kopfputz seines Weibes und auf ihr dickes

rotes Gesicht, das unter den Hutflügeln hervortauchte wie der Vollmond, wenn er an einem nebligen Abend am äußersten Horizont der Ebene emporschimmert.

Alle Wetter! rief er aus, hast du dich aber in Schmuck geworfen!

Hab ich das etwa nicht gut gemacht? sagte seine Gemahlin, indem sie wie ein Pfau sich in ihrer Spitzenschärpe mit roten und blauen Franzen brüstete.

Das hast du vorzüglich gemacht! Na, wenn wir denn alle in Ordnung sind, könnten wir ja gehen.

Henriette, flink wie ein Sperling, der auf seinen Baumzweigen hin und her hüpft, war in zwei Sprüngen auf der Straße; der Vater folgte ihr mit seinem kurzen und schleunigen Schritt, und Frau Genoveva setzte sich langsam und würdig in Bewegung, mit dem feierlichen Gange ihrer schweren Figur.

Aber als auch sie draußen war, machte Frau Genoveva auf einmal Halt und stieß einen Laut des Mißvergnügens aus.

Was ist denn passirt? fragte Herr Jakob, indem er sich mit einem unruhig forschendem Blicke nach seiner Gattin umdrehte.

Ich habe mein Taschentuch vergessen.

Ich wills dir holen, Mama, sagte Henriette, und machte schon Anstalten, ins Haus zurückzulaufen.

Aber die wuchtige Hand der Mutter hielt sie in demselben Augenblick zurück.

Was? Du willst rennen, daß du mir hier außer Atem ankommst, du Ärmste! Wozu ist denn Johanna da?

Und mit ihrer robusten Stimme, so robust wie ihre übrigen Gliedmaßen, rief Frau Genoveva laut nach der ältesten ihrer Töchter.

Diese zögerte nicht, zu erscheinen, eiligst und ängstlich, wie tief erschrocken.

Geh auf mein Zimmer, herrschte die Mutter sie an, nimm da mein feingesticktes Spitzentaschentuch, das auf dem Bett liegen muß, und brings mir her; aber hurtig, verstanden?

Johanna zog sich schnell zurück und lief mit ihrem armen lahmen Beine mühsam die Treppe, die zum obern Stockwerk führte, empor. Zwei Minuten später kehrte sie mit dem Tüchlein zurück, während ihre Brust so mächtig keuchte, daß sie keinen Laut hervorbringen konnte.

Vater und Mutter und Schwester entfernten sich, ohne weiter auf sie zu achten; und Johanna, mochte es um die Ermattung ihres elenden Körpers von dem raschen Laufe, mochte es noch eine andere tiefere Erregung sein, Johanna lehnte sich an den Pfosten der Thür, wie jemand, der sich nicht mehr aufrecht halten kann, und blieb lange stehen, indem sie mit thränengefülltem Blicke dem Fortgang der Ihrigen nachschaute.

Aber wenn in diesem Blicke auch tiefer Schmerz lag, lag doch noch eine größere Entsagung darin, eine Entsagung ohne Groll, eine Entsagung, die der Beweis und die Folge nicht von Schwäche, sondern von inniger Herzensgüte ist.

3.

Arme Johanna! Sie war wahrlich unter dem Einfluß eines unheilvollen Sternes geboren. Häßlich zu sein und mißgestaltet dazu! Das ist der Gipfel des Unheils für ein Weib. Ein Mann, der arm geboren wird, schwach und gottlos, ist im Vergleich zu ihr noch glückselig. Die Armen haben heute

tausend Mittel und Wege, reich zu werden, wenn sie nur die unbequeme Bürde des Gewissens abschleudern; den Schwachen glückts am besten in der Welt, und die Gottlosen, wenn sie nur soviel Gewandtheit besitzen, gegen keinen Artikel des Strafgesetzbuches zu verstoßen, gelangen nicht allein zu Besitz und Wohlstand, sondern auch zu Achtung und Ansehen bei der großen Mehrzahl der Menschen.

Aber häßlich zu sein ist für eine Tochter Evas ein verhängnisschwerer, unheilbarer Schaden, ein elendsreicher Fluch. Fragt doch nur jene von der Mode vergötterten Püppchen, denen ihr den Weihrauch eurer Anbetung spendet. Die Natur hat das Weib geschaffen, um zu lieben und geliebt zu werden; die Gesellschaft hat ihr die Leichtfertigkeit und Koketterie aufgenötigt. Wenn das Herz heißes Verlangen nach Liebe fühlt, dürstet ihre Eitelkeit nach Bewunderung und Huldigungen. Den Abglanz und die Freude dieser Vorzüge und dieser Fehler kann nur die Schönheit haben.

Denkt an all die Folterqualen eines häßlichen Mädchens mitten in einer Gesellschaft von Schönen; eine dornige Distel, die sich in einen Rosenstrauß verloren hat. Die Unglückliche ist verdammt, ein fortwährendes Neidgefühl gegen ihre Gefährtinnen zu empfinden, denen allein das Glück und die Vergnügen und Freuden der Welt beschieden sind. Und doch besitzt auch sie zuweilen in ihrem Innern Schätze der Liebe, die sie vielmehr verbergen als offenbaren muß, aus Furcht vor dem Lächerlichen. Wenn dann die Sinne und die Phantasie und das Herz auch in ihr sprechen, umso pochender und lauter vielleicht, je mehr sie zurückgedrängt und eingepreßt werden, dann muß nur umso verborgener und leiser, darf nur umso verhüllter in ihr die Leidenschaft glühen. Aber wer wird in reinster Herzensliebe ein armes verunstaltetes Weib lieben?

Wer wird seine Hände in ihre Hände legen wollen und ihr die unaussprechliche Seligkeit der Mutterfreude schenken? Wenn sie reich ist, so ist vielleicht ein Elender mit einem Wurm in der Seele und im Herzen geneigt, ihr seinen Namen zu verkaufen. Das ist alles. Und rings um sich sieht sie überall das Schauspiel fremden Glückes, ohne Hoffnung, auch jemals selbst von jenen lockenden, glänzenden Früchten, die vor ihr stehen, kosten zu dürfen, Früchte, die ihr umso verführerischer erscheinen, da sie in alle Ewigkeit ihr bestritten, für sie verboten sind. Sieht sie dann eine Mutter ihr Kindchen umarmen in der Entzückung jener Liebe, die alle andere hienieden übertrifft, sieht sie, wie jene mit Stolz an ihre Brust die liebliche Frucht drückt, die unter ihrem Herzen geschlummert hat, dann wendet sie ihr Antlitz ab und verschluckt die bitteren Thränen, die ihr in die Augen steigen; und erblickt sie dann ein junges Brautpaar, wie sie die Arme umeinander geschlungen, einer den Kopf zu der andern neigt und mit unaussprechlichem Lächeln süße Worte flüstern, dann fühlt sie in der Verbitterung ihrer Seele die ganze Öde ihres Geschickes.

Und dieses Geschick war der armen Johanna zugefallen.

Es schien, als hätte die Vorsehung ein gewisses Maß von Glück für die beiden Schwestern angewiesen und als wäre es der jüngeren, Henriette, gelungen, alles für sich allein mit Beschlag zu belegen.

Der Herr Jakob Varada barg unter dem bescheidenen Äußern seiner kleinen Gestalt eine reichliche Portion Eitelkeit, hundertmal größer als sein Verdienst. Seinem Gefühl nach — doch war dies ein Gedanke, den er im Allerheiligsten seines Gehirns versteckt hielt — hatte das Schicksal ihm großes Unrecht gethan, ihn nicht als Millionär geboren werden zu lassen und ihn nicht zum Minister gestempelt zu haben,

statt zum Gemeindesekretär. Der Reichtum blendete ihn, gesellschaftliche Auszeichnungen berauschten ihn. Zur Heirat mit der rundlichen Genoveva, die damals das stattlichste unter den Dorfmädchen war und deren Schönheitsruf sich über den ganzen Kreis ausbreitete, ein Ruf, den sie ihrer blühenden Gesundheit verdankte, hatte ihn weit mehr noch als ihre stark entwickelten körperlichen Reize, ja mehr noch als die zwölftausend Liren Mitgift, die sie mitbrachte, der Umstand verlockt und getrieben, daß sie unter der Protektion der erlauchten, adligen, reichen und freigebigen Familie der Roccavecchia stand, der uralten Lehnsherren des Dorfes, die jetzt nur noch in einem letzten Sprößling vertreten war, dem alten Markese, der heilig alle die alten Traditionen glänzender Pracht und Freigebigkeit und wahrer Größe des früheren Adels aufrecht erhalten und bewahrt hatte.

Zur Zeit der Revolution hatte die adlige Familie ihre Rettung einzig und allein dem Mut und der Ergebenheit ihres Geschäftsführers Anastasius Porretta zu danken gehabt, des Großvaters Genovevas, und nie hatte sie ihre dankbare Erkenntlichkeit ihm und seinen Kindern gegenüber verleugnet oder vergessen. So hatte sich denn zwischen dem edeln Geschlecht und der bescheidenen Nachkommenschaft Anastasio's eine Art Band gebildet, etwa in der Art, wie es im alten Rom bestand zwischen dem Patron und dem Klienten, zwischen dem freien Stadtbürger und seinem Lieblingssklaven, dem er die Freiheit geschenkt und seinen Namen gegeben. Als Varada die Flamme seiner Leidenschaft mit den legitimsten Absichten vor der üppigen Schönheit Genovevas entzündete, war der Adel noch alles in Piemont, und die Protektion bot eine durchaus nicht verwegene Berechtigung zu den größten Hoffnungen einer glänzenden Laufbahn. Jakob Varada sah sich

in den Träumen seiner Einbildungskraft zum allerwenigsten als Sektionschef in einem Ministerium zu Turin, sah sich, mit dem Lauchblatt im Knopfloch, eingehüllt in seine stolze Demut mitten durch die Verbeugungen des Portiers und Lakaien der Vorzimmer schreiten.

Mit der Höflichkeit eines Edelmanns nahm der Markese an der Hochzeit teil. Er überschüttete die Braut mit tausend Komplimenten, die stark nach dem Moschus der Galanterie des vorigen Jahrhunderts dufteten! er erwies ihr die ausgezeichnete Ehre, sie selbst in weißer Kravatte und mit der Miniaturausgabe seiner unzähligen Dekorationen im Knopfloch zum Altar zu führen, und beglückte sie außerdem noch in soliderer Weise durch ein wertvolles Hochzeitsgeschenk.

Der schmächtige, winzige Bräutigam, wie verloren in seinem schwarzen Kleidrock und dem Abgrund seiner Seligkeit, hatte Thränen in den Augen und kein Wort auf den Lippen. Er wußte nicht und hielt es auch nicht für recht passend, die überschwängliche Protektion des Markese in diesem ersten Augenblick mit einer Bitte zu bestürmen: aber dieser, ohne deutlicher zu sprechen, ohne etwas zu verheißen, ließ doch durchblicken, daß er mehr thun werde, als man wohl ahnen dürfte. Und nachdem er dem jungen Paare die Ehre erwiesen hatte, am Hochzeitstisch zur Rechten der Braut Platz zu nehmen, zog der alte Markese nach Aufhebung der Tafel den Herrn Jakob beiseite und sagte ihm mit einschmeichelnder Vertraulichkeit:

Wohlan, heureux coquin, nach gehöriger Zeit erwarte ich mir einen schmucken Buben, bei dem ich Pate stehen will!

Da fühlte sich der heureux coquin von Bräutigam ganz in Entzücken hinschmelzen und glaubte, er rührte wahrhaftig schon mit dem Finger an den Himmel.

Die Worte des Markese waren eine wahre Prophezeiung; wenige Monate waren verflossen, als Genoveva versicherte, sie werde zu der gehörigen Zeit ihrem erlauchten Gönner einen Buben überreichen können, um ihn über das Taufbecken zu halten.

Herr Jakob war so glücklich wie ein Lottospieler, der unfehlbar überzeugt ist, daß am Ende der Woche seine ersehnte Quaterne gezogen wird. Oft aber schien es ihm doch, aber das sagte er nur vor sich hin, daß der Herr Markese doch wohl unterdessen ihm immerhin einen kleinen Vorgeschmack von der Wohlthat hätte geben können, mit der er im Sinne hatte, ihn huldvoll zu begnadigen. Wenn da plötzlich die Ernennung zu irgend einer guten Stelle gekommen wäre, welche dann stufenweises Aufrücken immer gewinnreicher gestaltet hätte, dünkte es ihm, daß man damit schon immer so und soviel an Zeit gewonnen hätte. Aber er tröstete sich, indem er sich beständig selbst einredete, daß an dem feierlichst verkündeten Tauftage der erlauchte Pate Genoveva als Gevattergeschenk Gott weiß was für einen prachtvollen Goldpokal verehren und ihm selbst das Patent zu einem wer weiß was für einen einträglichen Amte zustellen würde.

Mitten in diese riesigen Hoffnungen des kleinen Mannes hinein platzte auf einmal eine schreckliche Bombe, die sie in die Luft sprengte gleich ebensoviel Seifenblasen der Phantasie. Karl Albert hatte das „Statut“ erlassen, man schrie es und sang es in allen Tonarten und setzte es in Kraft von einem Ende des Staates zum andern: Freiheit und Gleichheit, Ende aller Privilegien, Krieg gegen den Fremden!

Jakob Varada begriff, daß diese Revolution eine Gefahr war; aber wie sollte er es anstellen, nicht mitzuschreien, wenn mit einem Schlag das friedfertige Dorf die allerliberalsten

Geister der Welt entfesselte und lauter schrie als alle anderen; wenn der eben angekommene neue Pfarrer, Don Pasquale, der erste war, sich eine mächtige Kokarde auf seine schwarze Soutane zu heften und die Jugend zu entflammen, zu den Waffen zu greifen und in den von Karl Albert ausgerufenen Krieg zu eilen. Genovevas Gatte war viel zu feige, um gegen den Strom Widerstand zu wagen oder sich wenigstens abgesondert zu halten. Auch er schrie mit, auch er aß mit bei den vaterländischen Zweckessen, die damals auf der Tagesordnung standen, auch er brachte patriotische Toaste aus, mit denen man damals solchen Mißbrauch trieb, auch er trug die dreifarbige Kokarde.

Mitten in den besten Jubel hinein fuhr wie ein Blitz mit vier Postpferden der Markese von Roccavecchia, welcher, um den geräuschvollen Demonstrationen der Hauptstadt zu entgehen, nun in eine zweite Miniatur-Ausgabe derselben mitten hineinfiel, da im Dorfe das unterste zu oberst gekehrt war.

Jakob Varada legte schleunigst seine dreifarbige Kokarde beiseite und rannte aufs Schloß. Er wurde, wie man zu sagen pflegt, aufgenommen wie ein Hund in der Kirche, von dem ergrimmten Markese, der nun einen kleinen Teil des Zorns, der gegen die Neuerungen in seiner Seele kochte, in einer scharfen Salve über das unglückliche Menschengebilde ausschüttete, das sich an allen liberalen Bestrebungen so unschuldig vorkam wie reines Quellwasser.

Aber Herr Markese, aber gnädigster Herr, stammelte der Ärmste, ganz niedergeschmettert, aber ich bin ja gar keiner von denen, — o ganz im Gegenteil — ich denke mein Teil darüber —, es ist „eine konstante Thatsache“, daß ich gerade so denke wie Eure Excellenz!

Ja? Als ob ich nicht alles wüßte, wetterte dagegen der Markese. Als ob ich Euch nicht mit der Fahne auf dem Platz gesehen hätte, als stände nicht an der Spitze aller dieser Tölpeleien ein Varada! Was sollte das sonst für ein Varada sein, als Ihr?

Der Herr Jakob that einen tiefen Atemzug und glich einem Ertrinkenden, dem es gelingt, sich noch an ein letztes Rettungsseil anzuklammern.

Nein, Excellenz, nein, Herr Markese, rief er. Das bin ich nicht, das ist mein Ränkeschmied von Vetter, das ist der Schurke Anton Maria, der das alles gethan hat. Ich bitte, stellen Sie sich doch nur vor, ich, der ich die Ehre habe, unter der Protektion Eurer Excellenz zu stehen, ich, der ich wohl sagen kann, daß ich zu einer Familie gehöre, die ganz aus Dienern Ihres erlauchten Hauses besteht, ich —

Und er hätte vielleicht noch ein Stückchen weiter geredet, wenn nicht der Markese mit einem neuen Ausfall dem Unglücklichen das Wort abgeschnitten und alle seine bis dahin zärtlich gehegten und gepflegten Hoffnungen zertrümmert hätte.

Haha! rief der Markese, indem er im Zimmer auf- und abschritt und sich der Flut der empörten Gefühle, die ihn bestürmten, überließ. Sie wollen die Welt auf den Kopf stellen; die Herren Bürger und der süße Pöbel haben jetzt zu kommandiren und wir haben uns als Nullen zu betrachten. Wollen wieder umkehren zur Unordnung, zur Bestialität und allen Greueln der Revolution. Und das arme, blinde Königtum bietet ihnen unseligerweise die Hand dazu! Die Sache geht herrlich; laßt sie nur machen. O, wir werden schöne Dinge erleben.

Er blieb vor Herrn Jakob stehen, der hart gedemütigt seinen Kopf zwischen die Schultern steckte, wie einer, der eine

Douche auf den Scheitel bekommen hat, und sagte zu ihm in einem drohenden Tone, daß sich ihm die Haare auf dem Kopf sträubten:

Ihr werdet's schon bemerken, was das für schöne Geschichten sind; unsereins wäscht sich die Hände. Nun vorwärts, Ihr Herren Advokaten und Ihr Herren Ärzte und Ihr Herren Krämer, — laßt Eure Vorladungen und Eure Rezepte und Euern Käse fahren und steckt die Hände in die Staatsverwaltung. Wir werden ja sehen, was Ihr machen könnt; wir mischen uns nicht mehr darein. . . .

Ach, barmherziger Himmel, flehte Herr Jakob, der die von ihm geträumten Ämter und Würden in Rauch aufgehen sah.

Wir mischen uns in gar nichts mehr ein! wiederholte der Markese, indem er scharf und deutlich jede Silbe betonte. Die Handwerker gehen zu den neuen Herren, um Arbeit zu suchen, die Armen laufen ebenfalls dahin, um sich ihr Almosen zu erbetteln, geht doch auch zu den Leuten und ruft ihre Protektion an. Ich meinerseits will bei diesem ekelhaften Schauspiel nicht den Zuschauer abgeben. Ich habe mich kurz und gut entschlossen, ich gehe nach Frankreich — nein, doch nicht, da ist ja auch so'n verdammter Wirrwarr. Ich gehe nach Wien — aber auch da, parbleu! geht alles drunter und drüber. Ich gehe nach England, ich gehe in's Teufels Küche, wenns not thut.

Und er that, wie er gesagt hatte; am wenigsten vermochten die Worte des armen Herrn Jakob ihn zur Änderung seiner Absicht zu bewegen. Er reiste in voller Hast ab, traf in London ein, wo er bis nach der Schlacht von Novara verweilte, und kehrte dann, da er glaubte, daß dieses Unglück allen revolutionären Strömungen ein Ende gesetzt hätte, mit

der festen Überzeugung zurück, daß er alle Dinge wieder in den alten Zustand zurückversetzt finden würde, in dem sie sich vor der nach seiner Ansicht unheilvollen Reform befunden hatten.

Nun konnte das Ehepaar Varada alle Hoffnung schwinden lassen, zum Paten ihres Erstgeborenen ihren erlauchten Beschützer zu haben, und brauchte sich nicht mehr über die ergiebigen Folgen zu freuen, die diese Herablassung mit sich bringen würde. Wie wenn das arme Geschöpfchen, das erst geboren werden sollte, etwas dafür gekonnt hätte, hatte Herr Jakob, ohne es vielleicht selbst zu bemerken, alle seine Erwartungen und Interessen, alle die zärtliche Unruhe, die er bisher für den erwarteten kleinen Weltbürger aufs lebhafteste gefühlt hatte, als ihm zuerst verkündet wurde, daß er von der Natur bald zur Vaterwürde erhöht werden würde, auf ein bedeutendes herabgeschraubt. Frau Genoveva hatte trotz ihrer blühenden Gesundheit und ihrer starken Komplexion, was auch immer der Grund sein mochte, von ihrem Zustande viel zu leiden: und da sie bis jetzt noch nicht gewußt hatte, was eigentlich Ungemach wäre, weder im physischen noch im moralischen Sinne, und da auch die Fiber der Mutterschaft in ihr noch nicht geweckt war, wurde sie höchst verdrießlich und ungeduldig darüber und betrachtete das kleine Wesen, das sie unter ihrem Herzen zittern fühlte, kaum anders als ein Unglück, das sie betroffen, um sie zu quälen und zu beunruhigen und ihr die schönsten Lebensjahre zu verderben. Sie fand, daß die Ehe eine Albernheit wäre, entkleidete sie ganz und gar aller Wonnen, die sie sich ehemals eingebildet hatte, und es schien ihr, als hätte durch ein unheilvolles Schicksal sie nur Ekel und Qual betroffen, ohne daß sie jemals die Süßigkeit dieses Bundes gekostet hätte.

Darum erblickte die unglückliche Frucht dieser eisigen Umarmungen das Licht, ohne viel Vorkehrungen zu freudiger Aufnahme bei den Eltern zu finden. Alles wäre dem Kinde vielleicht auch noch verziehen, als nicht gerade eigene Schuld, wenn es ein Junge gewesen wäre. Wer vermag die thörichte Eitelkeit zu erklären, die fast alle Ehepaare mit dem sehnsüchtigen Wunsche nach einem männlichen Sprößling erfüllt? Diese Eitelkeit besaß der heuchlerisch bescheidene Jakob mehr als jeder andere; und ebenso stark, wenn nicht noch heftiger, besaß sie Frau Genoveva. Sie glaubte, sie würde erst etwas vorstellen, wenn sie einen männlichen Sprößling zur Welt gebracht hatte, und hielt es für die größte Schande, wenn sie hinter der Frau ihres Vetters Anton Maria hätte zurückbleiben sollen, welche ganz glücklich war und sich so große Airs gab, weil sie ihren kleinen Peter, ein Bübchen blond und rosig wie ein Engelsbild, geboren und selbst gestillt und nun schon stolz überall an der Hand mit sich führen konnte.

Bei der Geburt litt nach ihrem eigenen Ausdruck Genoveva wie ein wildes Tier; und als die Hebamme den verhängnisvollen Ausspruch gethan hatte, daß das Neugeborene ein Mädchen wäre, zeigten Vater und Mutter darüber den höchsten Verdruß und das größte Mißvergnügen der Welt.

Dieses arme Geschöpf, welches bei seiner Geburt statt des Lächelns nur den Unwillen in dem Blicke seiner Eltern fand, war ein elendes Würmchen und schien nicht soviel Atem zu haben, um leben zu können. Die Mutter befand sich schlecht und der Arzt war in tiefen Gedanken darüber. Man hatte keine Zeit, sich um den Säugling weiter zu kümmern. Sie wurde getauft ohne irgend eine der Festlichkeiten, die man zum Empfang der Ankunft eines Sohnes in Aussicht genommen hatte, und um allen weiteren Verdruß abzuschneiden,

wurde sie zum Stillen der ersten besten Frau übergeben, die sich mit der Versicherung vorstellte, reichliche Milch zur Nährung zu haben.

Mit dieser Behauptung sprach jene Bäuerin zu Dreiviertel eine Lüge aus, denn sie hatte so wenig Milch, daß man es fast für nichts rechnen konnte, und da sie außerdem weder Ordnungssinn, noch Vernunft, noch Herz hatte, weil sie dem Wein, mehr als nötig war, huldigte, pflegte sie das kleine Kind, eng eingebündelt und fast bis zum Ersticken geschnürt, in die Wiege zu legen und schlenderte selbst herum, während die Ärmste sich die Kehle ausschrie.

Genovevas Krankheit war langwierig und während der ganzen Dauer derselben dachte man nicht im mindesten daran, sich die Kleine bei der Amme anzusehen, an die Jakob sich nur dann erinnerte, wenn er den monatlichen Ammenlohn auszahlen mußte, was er auch nur brummend that, als wäre es fortgeworfenes Geld.

Als Johanna zwei Jahre alt war, nahm man sie von der Amme fort. Die arme Kleine war bleich und mager und schien nach dem Volksausdruck kaum noch ein Lebensfädchen mit ihren Zähnchen festzuhalten. Sie konnte sich noch nicht auf ihren Füßchen aufrecht erhalten, und soviel man es auch versuchte, glückte es doch nicht, sie auch nur zwei Schritte machen zu lassen. Sie schien von Wachs mit gläsernen Augen und bot den Eindruck geistiger Stumpfheit und schweren Leidens. Als die Mutter sich vor diesem kleinen Ungeschöpf sah, hob sie verzweifelt die Arme in die Luft und stieß ein Klaggeschrei aus. Jakob, der immerhin in dieser Kleinen sein Ebenbild etwas karikirt hätte erkennen können, begleitete den verächtlichen Widerwillen seines Weibes, eine Skala tiefer in der gleichen Tonart. Johanna wurde in das oberste Stock-

werk des Hauses verbannt, in ein Kämmerchen des Speichers, welches zu einem Zimmer für die Dienstboten zurecht gemacht war: und dort war sie nun lange, lange Tage fast immer allein und saß auf einem jener kleinen Kinderstühlchen mit ausgebohrtem Sitzbrett und vorn einem kleinen Querbalken, hinter dem man sie einschließt, damit sie nicht fallen.

Man male sich aus, welche Kindheit! Die Mauern dieses Speichers waren die ganze Welt für das arme Geschöpf. Ein kleiner Streifen blauen Himmels, welcher durch die winzigen, viereckigen, bleigefaßten Glasscheiben des Fensters, oder vielmehr der erbärmlichen Mauerblende, hereinfiel, war das einzige Glück und die einzige Freude ihrer Kindheit. Ihre grauen ausdruckslosen Augen hafteten an diesem wundervollen Blau, und so konnte sie stundenlang unbeweglich bleiben, den Mund weit offen, aber kaum Atem holend; und wenn ein Sonnenstrahl bis zu ihr hindrang, so warm und so goldig und voll von tausend Atomen, die lustig hin und her tanzten, dann geschah es wohl einmal, daß ihre blassen Lippchen sich zu einem Lächeln öffneten.

Von Zeit zu Zeit nahm auch wohl die Magd aus Mitleid mit dem unglücklichen Geschöpf die Kleine auf den Arm und trug sie auf den Hof, in den Garten und auf die Landstraße. Aber es gab kein Mittel, sie zum Gehen zu bringen, und die Notwendigkeit, sie immer auf dem Arm zu schleppen, ermüdete zuletzt die Magd. Eines Tages aber geschah es, daß bei einem Gange durch das Dorf das Mädchen auf ihre Herrin stieß, die sich plaudernd mit ihrer Kousine, der Frau des Anton Maria, des nächsten Hausnachbarn des Herrn Jakob, unterhielt. Die Kousine hielt ihren prächtigen Buben, den kleinen Peter, an der Hand, ein wahres Bild gesunder Kraft und jeglichen kindlichen Liebreizes.

Bei dem Herannahen der Dienerin mit Johanna auf dem Arm rief die Frau Anton Marias sie an, um sich die Kleine anzusehen, und sagte mit dem Ton innigster Teilnahme und eines vielleicht aufrichtigen Mitleids, das aber in Genovevas Ohren wie bitterer Hohn klang:

Ach dein armes kleines Mädchen! Wie jämmerlich und elend sieht sie immer aus! Du solltest doch einen Arzt aus der Stadt kommen lassen, um sie dir wieder herzustellen!

Sie wollte Johanna freundlich streicheln und liebkosen, aber diese, in ihrem Kornspeicher an nichts dergleichen gewöhnt, bog sich ganz entsetzt zurück und hob ihre dünnen Ärmchen in die Höhe, um ihr Gesicht zu verstecken und gegen jede Berührung zu verteidigen.

Genoveva stand wie auf Kohlen und empfand eine Art von Verwirrung, die nur der Grimm darüber war, daß sie als Mutter hinter ihrer Kousine zurückstand. Diese, mochte nun der Anblick der Häßlichkeit Johannas sie nur umso tiefer die Seligkeit empfinden lassen, mit der der Himmel ihre Mutterliebe begnadet hatte, mochte sie auch ein wenig mit ihrem Glück triumphiren wollen — ein bei Frauen ganz natürliches Gefühl —, rief schnell ihren Peter herbei; der Knabe kam fröhlich zu ihr gesprungen, sie hob ihn auf den Arm und drückte ihm auf seine vollen roten Bäckchen zwei jener leckern Küsse, bei deren bloßen Anblick jedem, der auch nur einen Funken von Vaterempfindungen hat, das Wasser im Munde zusammenläuft. Dann wie zum Vorwand, daß sie ihn gerufen und auf den Schoß gehoben hatte, brachte sie ihn Johanna näher und sagte ihm:

Sieh, da ist deine kleine Kousine Johanna; gieb ihr ein Küßchen.

Peter, der damals fünf Jahre alt war, neigte sich mit der reizenden Liebenswürdigkeit, die er gegen jedermann zeigte, zu dem kleinen Mädchen, um zu thun, was ihm die Mutter gesagt; aber Johanna sah ihn argwöhnisch hinter ihren noch immer hochgehobenen Ärmchen von unten an, bog sich noch lebhafter zurück und fing, indem sie den Kopf wegwandte, bitterlich an zu weinen.

O welch häßliches Kind! sagte Peter mit größter Unzufriedenheit.

Genoveva wars, als hätte ihr jemand einen scharfen Stachel ins Fleisch gedrückt und ergötzte sich nun daran, ihn grausam in der Wunde um und um zu drehen.

Bring das alberne Ding zu Haus, sagte sie rauh zu der Magd. Die Luft bekommt ihr nur schlecht und es ist besser, sie ist garnicht draußen.

Seit diesem Tage überschritt das arme verurteilte Mädchen nicht mehr die Schwelle des Hofes.

Johanna zählte nun vier Jahre und konnte endlich gehen; aber sie ging nur äußerst mühsam, hinkend und war gezwungen, sich an den Möbeln und Wänden festzuhalten, um nur aufrecht zu stehen. Ihre große Schwäche, das fortwährende gekrümmte Sitzen auf ihrem Stühlchen, das ewige Tragen auf dem Arm, das Fehlen jeder zärtlichen Sorge, um ihr bei ihren ersten Schrittchen beizustehen, alles das hatte sich vereint, sie lahm zu machen und eine leichte Krümmung des Rückgrates herbeizuführen.

Aber damit noch nicht genug! Man hatte es vergessen, sie impfen zu lassen, und eines schönen Tages befielen sie die Blattern, ihr Leben schwebte in der höchsten Gefahr, aber sie ward doch wie durch ein Wunder gerettet, nur daß ihr ganzes Gesicht wie ein Sieb von Blatternarben zerrissen war.

O hätte sie doch damals sterben können! Was für ein Schaden wäre es für die andern gewesen? Keiner! Und wäre es für sie selbst nicht viel, viel besser gewesen? Aber nein; das Schicksal hob sie zu noch größeren Folterqualen auf, wie diese Geschichte zeigen wird, die bis auf den kleinsten Zug wahr ist, wie ein Protokoll.

4.

Der Markese von Roccavecchia war wie gesagt nach der Schlacht bei Novara mit der Hoffnung zurückgekehrt, eine vollständige Reaktion eingetreten zu sehen. Seine Hoffnung war irrig, aber dieses Jahr freiwilliger Verbannung hatte ihm bei seinem vorgerückten Alter alle Lust benommen, eine zweite Parodie von Emigration ins Werk zu setzen. Da er ein Ehrenmann und im Grunde voller Ehrfurcht vor dem Königtum war, so verschwor er sich nicht gegen die neue Ordnung der Dinge, sondern begnügte sich damit, darauf zu grollen und seine Epigramme dagegen loszuschleudern, von denen die meisten sehr scharfsinnig und spitz, viele auch sehr berechtigt waren. Er brachte fast die ganze Zeit auf seinem Schlosse zu, und Herr Jakob kam oft herbeigelaufen, um Bücklinge vor ihm zu machen, ihm wegen seines geistreichen Wesens seine Huldigungen darzubringen, ihm überall Recht zu geben und seine politischen Sticheleien zu belachen und zu beklatschen. Doch ach! Verlorene Liebesmühe mit all den Verbeugungen, Weihrauch und Lächeln! Der Markese war nichts mehr und wollte nichts mehr sein. Es empörte natürlich den braven Jakob im Geheimen gründlich, daß, wenngleich der Markese nur

einen Schritt zu thun, nur ein Wort auszusprechen hatte, um sich wieder in den Besitz des Einflusses und der Macht, welcher er sich früher erfreute, zu setzen, er weder diesen thun, noch jenes aussprechen wollte, indem er sich in seine Einsamkeit abschloß, die gleich machtlos war für ihn und seine Schützlinge.

Allerdings war einen Augenblick lang an unsern kleinen Mann mit seinem versteckten Ehrgeiz die Versuchung herangetreten, den alten Markese als eine Macht ohne alle Autorität fahren zu lassen und irgend einem der neuen Machthaber zu huldigen, die damals das Staatsschiff mit Zeitungsartikeln und Parlamentsgeschwätz lenkten. Man muß der Schwäche der menschlichen Natur viel zu gute halten. Aber er hatte doch wenigstens das Verdienst, auf diesem Wege des Undanks, der nur zu sehr einer Apostasie geglichen hätte, Halt zu machen: erstens weil seine ganze Natur viel zu feig war, um überhaupt den Mut zu einem ähnlichen Streich zu haben; zweitens weil er nicht wußte, wohin und an wen er sich wenden und wie er sich benehmen sollte: drittens konnte er durch den beständigen Aufenthalt in der Atmosphäre des Markese garnicht umhin, die Sachlage fast ebenso anzusehen, wie sie sein adliger Gönner ansah, und sich also mit der Hoffnung zu schmeicheln, daß im nächsten Augenblick die Bourgeois die Beine wieder in die Luft strecken und die Adligen mit Hilfe des Klerus wieder in Besitz der Regierung treten würden. Viertens endlich war noch eine andere Hoffnung in seinem Herzen aufgetaucht, eine tolle Hoffnung, wenn man will, die sich aber doch zäh an das Seelchen des kleinen Mannes angeklammert hatte und ihn nun wie durch eine Kette festgebunden, wie ein Trabant in der Bahn seines Sternes, des Herrn Markese, zu wandeln zwang.

Die Hoffnung war folgende:

Frau Genoveva befand sich von neuem in interessanten Umständen, und der Markese, bei dem die Familie Varada als das einzige Auditorium, welches den Flammenausbrüchen seines politischen Grolls sich darbot, mehr als je in Gnaden stand, interessirte sich auf das lebhafteste dafür. Er hatte feierlichst gelobt, daß er diesmal, ob es nun ein Junge oder ein Mädchen wäre, was auch immer einträte, vorausgesetzt, daß es keine Todgeburt wäre, Patenstelle bei dem Neugeborenen annehmen würde, dem es dann an seinem Schutz und herzlichster Zuneigung nie gebrechen sollte.

Der Markese war der letzte seines Stammes und hatte nur ganz entfernte Verwandte, die seinen Namen nicht trugen und die er auch niemals sah.

Wem sollte er seinen ansehnlichen Reichtum hinterlassen? Herr Jakob, der als einziges väterliches Erbteil das elende Haus zum Vermögen besaß neben den zwölftausend Liren Mitgift seiner Frau und dem Einkommen seiner Sekretariatsgeschäfte, zitterte am ganzen Leibe, indem er sich heimlich diese Frage vorlegte und sie sich ganz leise im innersten Winkelchen seines Gewissens dahin beantwortete, daß ein Patenkind für einen, der gar keine Familie hatte, so gut wie ein eigner Sohn wäre und daß vielleicht einst der Erbe des Markese durch eine glückliche Fügung gerade der Kleine werden könnte, den er über die Taufe gehalten hätte.

So rüstete sich denn der neue Sprößling des Varadaschen Ehepaares, unter den besten Auspizien in die Welt zu treten. Es kam noch hinzu, daß diesmal Genoveva, als ob sie sich nach der ersten Schlacht an den Krieg gewöhnt hätte, über einen wahren Überschuß von Gesundheit verfügte, und da sie vielleicht auch auf dem Punkte angelangt war, wo das Gefühl

der Mutterschaft in ihrem Herzen gereift und zur Entwicklung gekommen war, dachte sie nur mit lebhaftester Zärtlichkeit an das kleine Geschöpf, das an die Pforten des Lebens klopfte. Herr Jakob erwies seiner Gattin bei dem Gedanken, daß sie ein Patenkind des Markese unter dem Herzen trug, die aufmerksamste und zärtlichste Behandlung, indem er darin nur seinem künftigen edlen Herrn Gevatter nachahmte, welcher mit tausend kleinen Geschenken und Artigkeiten, die alle den Stempel jener ausgesuchten und in der aristokratischen Familie erblichen Galanterie trugen, seine künftige Frau Gevatterin auszeichnete.

Genau im Gegensatz zu dem, was sich bei der Geburt der kleinen Johanna ereignet hatte, verlief beim Kommen des zweiten Kindes alles aufs vortrefflichste. Man befand sich in der schönsten Jahreszeit, der Markese erleichterte in seiner Sommerfrische durch Sendung der feinsten Konsommees aus seiner Küche die Leiden der Wöchnerin; er hatte für alles sorgen wollen, was für das erwartete Kind nötig war, und die Mutter legte schnell das armselige Bündelchen beiseite, das einst der armen Johanna gedient hatte und war in andächtiges und staunendes Entzücken versenkt vor den Hemdchen und Mützchen und feinster Wäsche mit Stickerei und Spitzenbesatz, die aus einem der elegantesten Weißwaarenläden Turins stammten, und vor dem Agnus dei, einem wahren Schatz, dem Werke des ersten und geschicktesten Goldschmieds der Hauptstadt.

Der große Moment trat ein. Gegenüber den Schmerzen, die die Geburt ihres ersten Kindes die Mutter gekostet hatte, waren bei dem zweitenmale die Geburtswehen ein reines Nichts. Der Arzt rief triumphirend aus, daß er noch niemals unter solchen Umständen eine Frau in so vorzüglicher Gesund-

heit und mit solcher Leichtigkeit den Hafen erreichen gesehen hätte.

Frau Genoveva fühlte die Zärtlichkeit, die sie schon in der Seele für diese zweite Frucht ihres Herzens hegte, noch durch eine Art von Dankbarkeit gesteigert, weil das brave, kleine, entzückende Wesen das Talent gezeigt hatte, so leise und sanft zur Welt zu kommen.

Allerdings schnitt der Vater eine Grimasse, als man ihm mitteilte, daß es auch diesmal wieder ein Mädchen wäre; aber in diesem Punkte fand sich der Markese in der allerlebhaftesten Aufregung und schalt den Sekretär, als er seine Grimasse bemerkt hatte, tüchtig aus.

Oho, was wollt Ihr denn mit Eurem mürrischen, muffigen Wesen sagen? Ein Junge wäre Euch vielleicht lieber, he? Habt Ihr denn auch solche melancholische Stimmungen? Ja wenn Ihr noch einen ruhmreichen Namen zu vererben, eine erlauchte Familie fortzupflanzen hättet, wenn Ihr ein Roccavecchia wäret — dann wollt' ichs gelten lassen. Aber sollten die Varadas auch erlöschen — was nicht gerade wahrscheinlich ist, da Euer Vetter, Euer liberaler Vetter ja schon einen Buben hat —, erlöschten also auch die Varadas, die Welt ginge darüber nicht in Trümmer, das kann ich Euch versichern. Klage ich doch nicht, daß ich unverheiratet sterbe, ich, der letzte meines Stammes! Endlich aber ist ein Mädchen ja auch viel besser als ein Junge, der, wenn er herangewachsen ist, immer ein Liberaler werden könnte, wie Euer famoser Vetter Anton. . . .

Die Gründe des Markese waren zu gut, noch dazu, da sie eben die des Markese waren, als daß Herr Jakob hätte widerstehen können. Außerdem war das eben geborene Kindchen bis jetzt ein wahres Engelchen, das selbst einen Misanthropen,

der an Zahnschmerzen litt, zum Küssen hätte verführen können. Die Mutter schwebte in einem unbeschreiblichen Enthusiasmus, der Gevatter schwor par ses grands Dieux, daß er einen so reizenden Engelskopf noch nie gesehen, nicht einmal unter denen, die einst die Brüder Collino an den königlichen Grabmälern der Superga gemeißelt.

So von Liebkosungen und Bewunderung gefeiert, kam Johannas Schwester zur Welt und erhielt nach dem Vornamen ihres Paten den lieblichen Namen Henriette. Diesmal hatte man gleichsam die Prachtseite der Medaille, von der die arme Johanna die traurige Kehrseite war. Frau Genoveva beschloß in einer lobenswerten Aufwallung mütterlicher Zärtlichkeit, selbst ihr Töchterchen zu stillen, und zwar mit dem vollen Beifall des Markese, der nur in diesem Punkte mit Rousseau im Einklang war, daß jede Mutter ihrem eigenen Kinde als Ernährerin dienen müsse. Henriette war ein höchst gesunder und nicht im geringsten unbequemer kleiner Säugling, und die Mutter fand, daß das Stillen nur zur Hebung ihres eigenen Wohlbefindens beitrüge. Jetzt hatte für sie die Stunde geschlagen, mit Stolz dies Ideal von Kindchen an den Busen zu drücken, bei dessen Anblick jedermann mit Lobpreisungen stehen blieb. Wenn sie am Weibe Anton Marias vorbeiging, dann warf ihr Genoveva mit einem geheimen Wonnegefühl einen Triumphblick zu, in dem das stolze Wort lag: Sieh, ob ich nicht im stande bin, doch noch etwas schöneres als deinen Peter zur Welt zu bringen!

Johanna, die erst vor kurzem von der Amme zurückgekehrt war, gewann dabei nur, daß sie immer mehr in Vergessenheit geriet mit ihrer Häßlichkeit, auf ihrem Speicher.

Henriette wuchs auf wie ein Wunder von Anmut und Schönheit. Für die Eltern war nichts schön genug, wenn

es sich um Kleider, Spielzeug und Gerät für Henrietten handelte, ihr leisester Wunsch war ein sofort ausgeführter Befehl, jedes ihrer Worte war ein Geistesblitz.

Der Markese beschied sie oft aufs Schloß und trat selbst in das bescheidene Haus des Varada, um sie bei der Hand zu nehmen und mit sich spazieren zu führen, da er sich an ihrem unschuldigen und reizenden Geplapper köstlich erquickte. Geschenke regnete es im Überfluß von dem freigebigen Paten, und es gab kein Millionärstöchterchen, die mit so überströmender, liebevoller Aufmerksamkeit umgeben gewesen wäre. Kurz, man that alles, um das unausstehlichste, stolzeste, hochmütigste Ding aus ihr zu machen. Aber glücklicherweise hatte sich in ihr die Grazie des Körpers von der Güte des Herzens nicht geschieden. Sicherlich wäre sie dadurch später ein wenig leichtfertig und anmaßend, launisch und geneigt geworden, ihren Wünschen und ihrer schönen bewunderten Person die höchste Wichtigkeit beizulegen, aber infolge ihrer ausgezeichneten natürlichen Anlage widerstand sie ganz unbewußt den schädlichen Einflüssen ihrer so übelberatenen Erziehung und wurde weder kokett noch hochmütig, noch blickte sie verächtlich auf andere herab, und bei dieser Umgebung von Schmeichelei und enthusiastischer Bewunderung mußte man es noch dankbar anerkennen und sie anstaunen, daß sie sich Herz, Charakter und Bescheidenheit nicht hatte verderben lassen.

Sie war es, die zum erstenmale, als sie schon größer geworden war, das unheilvolle Gefängnis sprengte, in dem die arme Johanna eingesperrt und von der Welt abgeschlossen war. Vater und Mutter ertrugen auch dies von dem heißgeliebten zweiten Kinde: daß die arme lahme, häßliche Mißgestalt, die Schande ihrer Augen in der Eßstube zum Mittagstisch mit der Familie geduldet wurde und daß sie bis-

weilen neben Mutter und Schwester in dem großen Zimmer arbeiten durfte. Johanna erschien dies schon als eine viel zu hohe Ehre für ihre unwürdige Person. Eine staunende Verehrerin der Schönheit, der Anmut und der Vorzüge Henriettens, wie kaum einer, empfand die Unglückselige für ihr Schwesterchen eine Liebe und Anhänglichkeit, wie sie ein Neufundländer für seinen Herrn hegt. Sie machte sich zur Sklavin Henriettens; und es wäre keine Übertreibung gewesen, zu sagen, sie würde sich für sie ins Feuer geworfen haben.

Nur bei zwei Personen hatte bisher die arme Johanna Mitleid mit ihrem Unglück gefunden: alle anderen hatten für sie nur bittere Worte, Spott und Hohn, die Eltern an der Spitze, die zu ihr nur mit finsteren Augenbrauen und mit dem Ton des Vorwurfs sprachen. Diese beiden gegen Johanna liebevollen Seelen waren erstens Henriette, die ihr Herz mit süßen und zärtlichen Worten koste und streichelte, und der Vetter Peter, der, als sie noch klein waren, oftmals die arme Entstellte gegen die grausamen Spöttereien und höhnischen Beleidigungen der anderen Dorfjungen verteidigt hatte. So war denn auch die Erkenntlichkeit, die die Unglückliche in ihrem Herzen für diese beiden nach ihrer festen Überzeugung edelsten Wesen der Welt nährte, unermeßlich tief und hätte sie zu jedem Opfer für jener Glück bewegen können.

Aber den lieben Peter hatte sie nach den ersten Kindheitsjahren kaum wohl einmal wiedergesehen. Da es sein Vater Anton Maria verstanden hatte, seine Handelsgeschäfte in Flor zu bringen, war er reich geworden, und damit der Sohn sich einst wahrhaft tüchtig zeigte, das väterliche Vermögen nicht nur auf dieser Höhe zu halten, sondern noch zu vermehren, hatte er ihn zur Erziehung in ein hochberühmtes schweizerisches Pensionat geschickt und hatte ihn von da nach

Beendigung seiner Studien nach Paris gehen lassen, um sich dort in den erlernten Kenntnissen noch zu vervollkommnen und zugleich mit allem Übrigen sich einen Einblick in die Menschen und Dinge, die die Welt ausmachen, zu erwerben; dann hatte er ihm, damit er die verschiedensten Sitten und Bräuche immer schärfer und besser kennen und beurteilen lernte, die Erlaubnis zu einer langen Reise und Aufenthalt in den Hauptstädten Englands, Deutschlands und Amerikas erteilt. Daher war Peter, abgesehen von einem kurzen Ausflug bei seinem Austritt aus dem Pensionat, nicht wieder in das Dorf zurückgekehrt, und die Katastrophe, die seinem Vater erst das Vermögen und hernach im Kummer darüber auch das Leben rauben sollte, traf ihn, als er gerade auf Reisen war.

Ich will nicht behaupten, daß dieser grauenvolle Sturz Herrn Jakob Varada Vergnügen gemacht hätte — nicht etwa, weil er einer solchen Bosheit nicht fähig gewesen wäre; gleichwohl stimmte er ihn nicht allzu traurig. Die glänzende Glückslage seines Vetters war eine seiner geheimen Wunden, welche ihm das Scheitern aller seiner ehrgeizigen Hoffnungen nur noch brennend empfindlicher machte. Anton Maria hatte sich an niemand angeschmiegt, genoß niemandes Protektion und hatte es erreicht, ein Millionär zu werden, was wohl die Würde und das Ansehen jedes auch noch so hervorragenden Amtes aufwog; während er, der arme Jakob, noch immer Gemeindesekretär ohne einen Heller Kapital war. Das dünkte dem braven Manne denn doch nicht gerecht; und als der Vetter sein Haus, dicht neben dem Jakobs, ganz neu hatte restauriren lassen, um es zu verschönern und mit allem Schmuck und jeglichem Reiz, den ein sinniger moderner Luxus bieten kann, auf das bequemste auszustatten, fühlte unser Gemeindesekretär beim Anschauen aller dieser Herrlichkeit nach der

Heimkehr in sein bescheidenes Häuschen, das noch immer so dastand, wie es ihm sein Vater hinterlassen hatte, in seinem Innern ein gewisses unbehagliches Nagen; es wäre wohl gerade keine Verleumdung gewesen, wenn man dies Nagen Neid genannt hätte.

Und siehe da, kurz vorher, ehe unsere Erzählung beginnt, ereignete sich etwas, das für die stets unruhige Phantasie des kleinen Männleins Grund und Vorwand zu neuen Hoffnungen gab.

An die Gattin des Herrn Jakob lief der Brief von dem Onkel ein, der ihr unvermutet seine Heimkehr für den und den Tag anmeldete, mit der Absicht, sich bestimmt im Dorfe niederlassen und seine Tage im Schoße der Familie beschließen zu wollen.

Ein Onkel, der unerwartet weit aus der Ferne kommt — wer machte sich da nicht rasch Illusionen, daß das ein Millionen-Onkel sein muß, wie man sie nur in der Komödie findet? Jakob Varada öffnete diesem schmeichelnden Gedanken beide Flügelthüren seines Herzens. Indessen, wie wir es von ihm selbst gehört haben, hatte der Onkel in seinem Briefe auch nicht ein Sterbenswörtchen über seine Finanzlage fallen lassen, und unser gutes Männchen war höchst ängstlich und begierig, sich endlich diesem unbekannten Onkel gegenüber zu sehen, um auf einmal zu guterletzt zu wissen, wie schwer er wohl wog.

Dieser Augenblick war also da und wir haben am Ende des zweiten Kapitels gesehen, wie Herr Jakob, seine Frau und die schöne Henriette im höchsten Staate aus ihrer Wohnung aufbrachen, um der erwarteten wichtigen Persönlichkeit entgegenzugehen.

5.

Wir haben die arme Johanna verlassen, wie sie mit bekümmertem Herzen sich an die Thürpfosten lehnte, mit thränengefüllten Augen und im Antlitz das Gepräge des Schmerzes und der Ergebung.

Das war die erste und sichtbarste Tugend dieser Unglücklichen, die doch alle Tugenden besaß, welche der menschlichen Natur verliehen sind. In der Lage, in der sich die Ärmste befand, bei der Art, nach der sie erzogen und behandelt war und man sie noch immer behandelte, gab es keinen Mittelweg: entweder mußte sie ein traurig verkommenes, boshaftes und verderbliches Geschöpf werden, oder sie mußte sich zu der Erhabenheit eines Engels von Tugend emporschwingen. Und der barmherzige Gott hatte es der unglückseligen Johanna verliehen, dies letztere zu werden.

Auf ihren Lippen niemals eine Klage; in ihrer Demut nie ein Zeichen der Empörung, in ihrem Gehorsam nie auch nur ein Augenblick des Schwankens; ihre Ergebung verleugnete sich nie auch nur durch einen Schatten der Ungeduld.

Gewöhnlich war ihr Gesicht ohne allen Ausdruck; in dem grauen Auge zuckten keine Blitze, die es erleuchtet hätten. Alles war schwach und matt in diesen Zügen, über die nur die Häßlichkeit ohne Einrede ihr souveränes Zepter schwang, und doch, wer aufmerksam und ohne Widerwillen dieses unglückliche Wesen mit prüfendem Auge betrachtet hätte, der hätte wohl manchmal einen unbeschreiblichen Hauch, wenn auch nicht von Anmut und Liebreiz, aber doch von Gefühl darin erkennen können, der ringsum ihr Antlitz umschwebte, oder vielmehr davon auszuströmen schien. Dann hörte das Auge

auf, gläsern und starr zu erscheinen, um zu dem ausdrucksvollen Auge eines liebreichen Geschöpfes zu werden.

Es war wie wenn man in ein nicht ganz undurchsichtiges Gefäß ein brennendes Licht stellte, dessen Leuchten schwach durch die Wände hindurchschimmerte. Ebenso gelang es der Schönheit der Seele, die so elend verdammt war, in diesem unglücklichen Gefängnis aus rohestem Stoffe eingeschlossen zu sein, bei manchen Gelegenheiten durch ein mildes, kaum sichtbares Leuchten sich zu offenbaren. Und dies geschah meistens dann, wenn das gute Wesen Mittel und Wege gefunden hatte, Segen um sich her zu verbreiten und sich gleichsam sein Dasein vergeben zu lassen wegen irgend eines Glücks und einer Freude, die sie einem aus ihrer Umgebung verschafft. Während nun ihre Eltern und ihre Schwester im höchsten Putz dem rätselhaften Onkel, der ankommen sollte, entgegengingen, begab sich Johanna nach dem väterlichen Wink in die Küche, um der Köchin zu helfen, die im Gesicht rot wie eine Mohnblüte sich zwischen den Bratöfen abmühte.

Kann ich dir nicht etwas helfen, Gertrud? fragte Johanna mit ihrer schüchternen und langsamen Stimme.

Die Köchin, welche natürlich dem Beispiel ihrer Herrschaft rücksichtlich der Unglücklichen folgte, fuhr sie barsch und herrisch an.

Wozu sollten Sie wohl geschickt sein? Doch nur, um mir im Wege zu stehen.

Johanna hinkte ganz niedergeschlagen fort, aber als sie schon nahe der Thür war, rief Gertrud sie zurück.

Warten Sie doch, sagte sie in demselben Tone zu der Ärmsten, die schnell Halt gemacht hatte. Da nehmen Sie den Blasebalg und pusten mir hier unter den großen Kessel, damit die Fleischbrühe ordentlich aufkocht und ich den Reis hinein-

werfen kann, sobald man ihre Stimme hört, wenn sie zurückkommen.

Johanna lief, so eilig sie konnte, um den Blasebalg zu ergreifen, und nachdem sie sich auf der kleinen Herdstufe niedergekauert hatte, machte sie sich voll Eifer daran, zu blasen.

Während sie so, Johanna mit Blasen und die Magd mit Rühren, in einem der Töpfe tüchtig beschäftigt waren, klang plötzlich an der Hausthür, welche die Lahme vorsichtigerweise beim Rückweg geschlossen hatte, das lärmende Pochen einer kräftigen und starken Hand.

O was ist denn das für ein lästiger Mensch, schrie Gertrud, ohne aufzuhören, in ihrer pikanten Brühe herumzurühren.

Johanna hörte einen Augenblick auf zu blasen und warf einen fragenden Blick auf die Dienerin, als erwartete sie von ihr ein Zeichen, wie ein Hund, der auf den Ruf seines Herrn sich umdreht, bereit zu gehorchen.

Aber die Köchin schien noch keine Entscheidung über dies Ärgernis getroffen zu haben und beschränkte sich darauf, Worte vor sich hinzubrummen, die Johanna nicht verstand.

Die Person, die draußen vor der Thür stand, mußte wohl nicht mit allzu viel Geduld ausgestattet sein, denn nach einer Pause von kaum ein paar Sekunden fing sie von neuem an zu klopfen, und zwar viel stärker als das erstemal.

Aufdringlicher Mensch, schrie die Magd, und hob entrüstet die Kelle in die Höhe, die sie in der Hand trug. Ich wette, das ist der Dummkopf von Fusella, der irgend eine Bestellung beim Herrn Jakob zu machen hat und nun mit dem Hammer an die Thür klopft, als ob er seine Glocke vor sich hätte, wenn er Sturm läutet; dem will ich 'mal den Standpunkt klar machen.

Wenn die wackere Gertrud wenig Geduld hatte, zeigte der da draußen noch viel weniger; denn man hatte kaum soviel Zeit gehabt, Atem zu holen, als er ein drittes Schauer mit noch größerer Wucht erschallen ließ.

Heilige Mutter Gottes! Das ist ja ein ganz frecher Kerl, schrie die Köchin im grimmigsten Zorn, indem sie drohend ihre Kelle schwang. Dann drehte sie sich plötzlich nach Johanna um, die noch immer in derselben erwartungsvollen Stellung verharrte.

Na und was machen Sie denn da, festgebannt wie ein verhexter Klotz? Soll ich vielleicht hier meine Sahne im Stich lassen, damit sie gerinnt? Gehen Sie hin und machen in Gottes Namen auf, und wenns ein lästiger Tropf ist, schicken Sie ihn hundertmal zum Teufel. Johanna zuckte zusammen, wie von dem Strom einer galvanischen Säule getroffen, sprang, wie von einer Sprungfeder emporgeschnellt, in die Höhe und lief, ohne sich auch nur die Zeit zu gönnen, den Blasebalg aus der Hand zu legen, humpelnd fort, um zu öffnen.

Sie sah sich einem Manne von ungefähr sechzig Jahren gegenüber, von starker Körperbildung, in bescheidener Kleidung mit einem großen knotigen Stock in der Hand und mit einem barschen Ausdruck in seinem Gesichte voller Runzeln, das gut zu dem knotigen Knüttel paßte, auf den er sich stützte.

Als er zwischen den beiden Thürflügeln das pockennarbige entstellte Gesicht der armen Lahmen auftauchen sah, prallte dieser Mann einen Schritt zurück, indem er einen Schauder wenig schmeichelhafter Art bekundete.

Johanna mußte bemerken, daß der Eindruck, den ihr Äußeres auf den Unbekannten gemacht hatte, derselbe war, den jeder bei ihrem ersten Anblick zu empfinden pflegte: ein

Gefühl des Ekels und des Widerwillens; aber daran hatte sich die Ärmste schon so lange gewöhnt! Seit achtzehn Jahren schon hatte ihr Anblick nie eine bessere Empfindung geweckt; so und so viel mal hatte sie in den Blicken der Leute den Ausruf gelesen, den jeder in seinem Innern that, der sie sah: O Gott, was ist die häßlich! Oft genug hatte sie ja von den Lippen eines groben Burschen rohe Worte fallen hören, wenn sie mühsam ihr lahmes Bein schleppend vorüberhinkte; daher zeigte sie auch ihre Verwirrung bei jener Geste des Abscheus des Unbekannten nur durch eine matte Röte auf ihren tief unter den vorspringenden Backenknochen eingefallenen Wangen und durch ein scheues Niederschlagen der Augen zur Erde.

Zu wem wünschen Sie? fragte Johanna mit ihrer schwachen und zaudernden Stimme, die jedoch in hohem Grade wohlklingend zu nennen war.

Der Unbekannte sah sich das Haus, vor dem er stand, genau an, wandte seine Augen rings umher, als ob er die ganze Straße prüfte, und sagte dann in einem Tone ebenso grob und unhöflich, wie sein ganzer Gesichtsausdruck:

Entweder bin ich blind oder das Dorf hier ist umgestülpt wie ein Handschuh, oder dies ist das Haus von Jakob Varada.

Ja, mein Herr, genau dieses ist es.

Schön! Und Sie, Jungfer?

Ich, sagte Johanna schüchtern und demütiger als gewöhnlich, ich bin die Tochter des Herrn Jakob.

Ah! rief der Fremde mit einem Tone, der deutlich genug sagte: Na, dazu kann ich ihm auch nicht gerade groß Glück wünschen.

Gut, fügte dann der Mann hinzu, dann wäre ich also hier gerade recht gekommen. Thun Sie mir den Gefallen,

Fräulein, da mitten aus der Thür herauszutreten, damit ich hereinkommen kann.

Das Mädchen zögerte.

Entschuldigen Sie, aber da mein Vater nicht zu Hause ist...

Nicht zu Hause? Eine schöne Geschichte! Dann wird doch wohl seine Frau zu Hause sein?

Auch nicht; nur ich allein von der ganzen Familie.

Das ist ja heiter, immer heiterer! Aber das ist doch immer noch kein Grund, um mich hier draußen vor der Thür zu lassen, zum Henker noch 'mal! Ich fühle einen Hunger, daß sich mein seit achtzehn Stunden leerer Magen umdreht. Ich will hoffen, daß die Speisekammer nicht so leer von Vorräten ist, wie das Haus von seinen Leuten. Hätten Sie wohl wenigstens die Güte, mir eine Tasse Bouillon und eine Flasche Wein zu geben?

Aber — ich weiß nicht — ich kann nicht — stotterte die arme Lahme in großer Verlegenheit, ohne sich indessen von ihrem Posten zu entfernen.

Halten Sie mich vielleicht für einen Gauner? Hab' ich etwa das Äußere von einem von der Räuberbande, die jetzt so schön über ganz Italien ausgebreitet ist, wie man mich wenigstens aus den Zeitungen hat ersehen lassen? Tu es une pécore, wenn du nicht auf meiner Stirn lesen kannst, daß ich ein ehrlicher Kerl bin.

Johanna erschrak heftig beim Ausbruch dieser Stimme, die der Zorn so gellend machte wie ein Tamtam.

Entschuldigen Sie! Nicht etwa, daß ich glaubte — darf ich fragen, mit wem ich die Ehre habe?

Soll denn heute niemand bei Euch eintreffen?

Ja wohl, mein Herr ... der Onkel Hieronimus.

Alles in Ordnung, Närrin, der Onkel Hieronimus bin ich.

Aufs höchste bestürzt öffnete das Mädchen ihren Mund und ließ den Blasebalg fallen, den sie noch immer in Händen hielt.

Hieronimus ließ sich auf keine weiteren Erklärungen ein; mit dem einen Arme schob er seine Nichte beiseite, der die Bestürzung noch nicht erlaubt hatte, von ihrer Stelle zu rücken; mit einem Fuß that er einen Tritt nach dem Blasebalg, der ihm den Durchgang versperrte, und mit dem freien und ungenirten Gange eines Menschen, der in sein eigenes Haus tritt, steuerte er geraden Weges auf die Küche los.

Die Köchin starrte verwundert, als sie einen Unbekannten in so herrisch gebieterischer Weise eintreten sah.

Umso besser! rief er aus, als er das Feuer so lebendig unter dem Herde flackern sah und das halbe Dutzend Kasserolle, die mit ihren Stielen in schönster Schlachtordnung auf der Platte aufgestellt waren. Das ist noch ein Anblick, der einem Verhungerten das Herz stärken kann. Sie da, gute Frau, thun Sie mir den Gefallen und geben mir eine Tasse Bouillon!

Gertrud drehte sich ganz empört bei den Worten des Eindringlings um, der es wagte, in solcher Weise Befehle zu erteilen; und sie würde ihn mit einer wer weiß wie gepfefferten Antwort abgespeist haben, wenn inzwischen nicht die arme Johanna hinter dem Rücken des Onkels erschienen wäre, mit ihrem Blasebalg in der Hand, den sie mühsam von der Erde aufgerafft hatte, indem sie ganz kläglich sagte:

Es ist der Onkel Hieronimus!

6.

Der Onkel Hieronimus! schrie die Köchin erstaunt, indem sie sich mit ihrem ganzen Körper umdrehte, um sich den genau anzusehen, der sich so seltsam unter diesem Titel einführte: Es ist unmöglich!

Nur umso möglicher, als ers wirklich ist, sagte der Onkel barsch; und statt so hingepflanzt zu stehen und mich anzuglotzen, thäte Sie auch besser, mir die Bouillon zu geben, die ich verlangt habe.

Ohne weiter zu warten, nahm er selbst einen Napf, den er auf einem Värt stehen sah, griff nach dem Kochlöffel, der am Feuerbock hing und bediente sich nach eigenstem Gutdünken.

Die Magd stand immer noch da und sah ihn mit offnem Munde an.

Aber Herr! unser Herr und die Frau und das junge Fräulein sind Ihnen ja bis zum Abhang entgegengegangen!

Das amüsirt mich sehr! Ich wars überdrüssig, mich von dem Wagen des Schufts von Barbetta rütteln und schütteln zu lassen. Ich habe ihn da mitten auf der Straße verlassen und habe den Richtweg eingeschlagen, der nach meiner Erinnerung dort noch mitten durch den Wald führte. . . . O was ist das für ein Genuß, wieder an den Stätten vorbeizukommen, die man seit so lange nicht wiedergesehen hat!

Inzwischen hatte er seine Bouillon ausgetrunken. Johanne eilte auf ihn zu, um ihm den Napf aus der Hand zu nehmen.

So ginge es schon besser, sagte der Onkel Hieronimus. Nun wollen wir aber ins Eßzimmer gehen, wo, wie ich hoffe, der Tisch schon gedeckt ist.

Jawohl, Onkel.

Trefflich! Dann will ich erst ein paar Häppchen Brot knuspern und meinerseits auf die Rückkehr meiner geliebten Neffen warten.

Die Lahme lief voraus, um die Thür zu öffnen.

Der Onkel Hieronimus trat ins Zimmer, packte auf dem Tisch eine Hand voll feiner Weißbrötchen in Stangenform, warf sich rücksichtslos in einen Strohsessel und ließ sie dann knirschend hinter seinen Zähnen verschwinden.

Ja, ja, sagte er, mit welchem Appetit esse ich diese leckern Grizzinis wieder nach den vielen, vielen Jahren, wo ich sie nicht mehr gesehen habe!

Johanna stand aufrecht vor dem Onkel, bereit, auf jeden seiner Winke zu achten.

Was stehst du denn da auf deinen Füßen herum? fragte sie plötzlich Hieronimus mit seiner mürrischen Stimme.

Die eingeschüchterte Lahme antwortete sanft:

Entschuldigen Sie; ich wollte nur warten, ob Sie etwas zu befehlen hätten.

Nach diesen Worten wandte sie sich um fortzugehen.

Wo gehst du denn hin? fragte mit demselben Tone der Onkel.

Ich gehe in die Küche.

Was willst du denn da machen?

Ich will Gertrud helfen mit dem wenigen, was in meinen Kräften steht.

Hm! stieß Hieronimus aus, indem er sie verstohlen in einer Weise ansah, die zu sagen schien: Zu was solltest du wohl nützen?

Johanna glaubte entlassen zu sein und öffnete die Thüre.

Stillgestanden! sagte der Onkel.

Die Verkrüppelte stand still wie ein Soldat, dem Halt geboten ist.

Komm hierher, laß uns ein wenig zusammen plaudern. . . .

Johanne näherte sich hinkend in größter Verwirrung und Schüchternheit.

Thuts dir nicht leid, deinem Onkel Gesellschaft leisten zu sollen?

O nein! rief die Ärmste aus, indem sie zugleich wagte, ihre milden, matten, gleichsam vor Furcht bebenden Augen zu dem harten Gesicht des Onkels aufzuschlagen. In diesem Augenblick lief über ihren Blick einer jener obenerwähnten Blitze tiefsten Gefühls, und Hieronimus schien es zu bemerken. Mit einer weniger rauhen Stimme begann er das Gespräch von neuem:

Ich habe nach so vielerlei zu fragen und muß mich nach soviel Geschichten erkundigen und du kannst mir ein gut Teil davon sagen.

Er sah, daß die arme Dulderin, nur schwach durch ihre Beine gestützt, in höchster Ermattung auf den Füßen stand.

Nun wohl? Was machst du denn da jetzt? herrschte er sie barsch an.

Johanna errötete, und fest überzeugt, daß sie, ohne es zu bemerken, etwas gethan hätte, was des Onkels Mißfallen erregt, sagte sie erschrocken:

Ich stehe hier, um Ihnen zuzuhören.

Hieronimus fühlte Mitleid mit der Aufregung, unter der die Ärmste zitterte und bebte.

Du kannst mir doch wohl auch im Sitzen zuhören, sagte er mit viel freundlicherem Tone. Und mir wirds auch mehr Vergnügen machen, als dich da vor mir hingepflanzt zu sehen, wie einen Kranich, bald auf dem einen Bein, bald auf dem andern.

Wieder errötete Johanna matt und beeilte sich, auf einem Stuhl fünf oder sechs Schritt von dem des Onkels entfernt sich niederzusetzen.

Dieser sah jenen Schimmer von Röte und mußte sich eingestehen, daß seine Worte durch das Anspielen auf das natürliche Gebrechen der Unglücklichen ihm nicht gerade als angenehmes Kompliment geglückt waren, und gut, wie er in der That unter seiner rauhen Schale war, empfand er eine ziemlich lebhafte Reue darüber, sie ausgesprochen zu haben und Ärger über sich selbst. Er sann einen Augenblick nach, ob er versuchen sollte, sie wieder auszugleichen, aber er sah klug genug ein, daß er es damit nur schlimmer machen würde. Er zog sein Cigarrenetui aus der Tasche, wählte eine aus der Menge heraus, steckte sie in den Mund und suchte eifrigst in allen Taschen nach seiner Streichholzschachtel, die er nirgends finden konnte.

Johanna, welche verlegen dasaß und mit ihren langen und mageren Fingern mit den Bändern ihrer ärmlichen und bescheidenen Küchenschürze spielte, ließ nur dann und wann ihren demütigen Blick heimlich über den Onkel gleiten; sie sprang jetzt im Nu auf, eilte in die Küche und kehrte so schnell sie konnte mit einem brennenden Hanfstengel zurück.

Besten Dank, sagte Hieronimus, indem er die Cigarre ansteckte; dann ließ er den Hanfstengel auf die Erde fallen und löschte ihn mit seinem Stiefelabsatz aus.

Aber eiligst sammelte das Mädchen auf dem Boden die Reste des Hanfstengels, trug sie in die Küche und kehrte schnell mit einem kleinen Besen zurück, um, was noch an Asche und Kohle auf dem Fußboden liegen geblieben war, fortzufegen.

Der Onkel schaute ihrem Treiben zu, sagte aber nichts; als sie damit fertig war, setzte sie sich wieder auf den Sessel, den sie vorher eingenommen hatte.

Nun gut, fing Hieronimus an, du bist also die Tochter des braven Mannes, der meine Nichte Genoveva geheiratet hat?

Ja, Herr Onkel!

Hast du auch noch Brüder?

Nein, Herr Onkel. — Auch keine Schwestern? — Doch, Herr Onkel, antwortete das gute Geschöpf diesmal lebhaft. Ich habe eine Schwester, Henriette.

Oho, das sagst du ja mit ordentlicher Begeisterung. Hast wohl deine Schwester recht lieb?

O und wie sehr! Und Sie werden sie auch ganz von Herzen lieb gewinnen, Herr Onkel, denn es ist unmöglich, sie zu sehen, ohne sie zu lieben. Sie ist so gut, sie ist so schön!

So, Henriette ist schön? unterbrach der Onkel, indem er die Häßlichkeit Johannens betrachtete. Aber er hatte kaum diese Worte ausgesprochen, als er aufs neue bedauerte, daß sie ihm entschlüpft waren, da sie ja der Ärmsten, die sich mit ihm unterhielt, bitter weh thun konnten, indem sie sie wieder an ihren eigenen unglücklichen, entstellten Körper erinnerten.

Johanna dagegen rief in heller Freude mit einer Lebendigkeit des Tones, der jeder die Aufrichtigkeit anhören konnte:

Ob sie schön ist! . . . Sie ist ein Wunder von Schönheit! Wenn Sie sie sehen, werden auch Sie sie bewundern. Und das ist noch garnichts. Ihre Herzensgüte ist noch viel vorzüglicher als ihre Schönheit.

Ei, ei! murmelte der Onkel, indem er das arme verkrüppelte Mädchen scharf ansah; und zugleich sagte er für sich: Sieh einmal an, eine Häßliche, die nicht neidisch ist. Es steckt was Gutes in dem laideron.

Er that zwei oder drei Züge an seiner Cigarre und hüllte sich in eine Rauchwolke. Es folgte ein Augenblick des Schweigens.

Ihr seid also zwei Schwestern und andre Kinder sind garnicht in der Familie da?

Nein, Herr Onkel!

Hieronimus schaute auf den Eßtisch und sah nur vier Kouverte.

Wer hat denn den Tisch gedeckt?

Ich!

Warum hast du denn nicht für mich auch ein Kouvert hingelegt?

Wie? rief das Mädchen verwundert aus; das Ihrige ist dort oben zu Häupten des Tisches.

Dann fehlt aber eins; hier finden sich nur vier. Ihr seid vier in der Familie; wenn ich mich dazu geselle, bin ich der fünfte.

Nein, Herr Onkel, von uns sind immer nur drei am Tisch, der Papa, die Mama und Henriette.

Und du?

Ich esse bei Tisch nicht mit.

Nicht? und weshalb?

Weil ich aufwarten muß.

Ah! Du wartest auf, und wo ißt du denn?

In der Küche bei Gertrud.

Und grämst du dich darüber nicht?

Johanna hob ihre gläsernen Augen zu dem Angesicht des Onkels auf und erwiederte, noch verwunderter als vorher, mit himmlischer Einfalt:

Nein, weshalb sollte ich mich denn darüber grämen?

Der Onkel schaute sie wieder eine Zeit lang an, hüllte sich dann von neuem in eine Rauchwolke und blieb einen Augenblick in Stillschweigen versunken.

Als der Nebel verschwunden war, sagte Hieronimus zu

dem jungen Mädchen mit noch immer barschem und lautem Tone, der indessen schon eine gewisse Wärme und Zuneigung verriet:

Du sitzest da soweit ab von mir, als ob ich dir Furcht einjagte. . . . Sage es mir, jage ich dir Furcht ein?

Die Nichte sah ihn flüchtig an und wußte nicht zu antworten, oder hatte wohl nicht die Kraft dazu.

Sprich! wiederholte der Onkel mit einer Stimme, die tief erzürnt schien. Jag' ich dir Angst ein oder nicht?

Sie zauderte, errötete und flüsterte dann zitternd und mit so wenig Atem, daß man es kaum hören konnte, die einzige Silbe: Nein.

Hm! Jetzt warst du 'mal nicht aufrichtig, und ich sehe, daß du noch nicht lügen gelernt hast; er mäßigte den rohen Ton und Klang seiner Worte bedeutend.

Wie heißt du?

Johanna.

Schön! Komm einmal her, Johanna, näher zu mir heran.

Die Lahme rückte ihren Stuhl ein wenig näher.

Noch näher — nur Mut —, so; ich will dich ja nicht fressen. Ich bin ein bischen grob, nicht wahr?

Johanna hielt den Kopf gesenkt und antwortete nicht.

Gewiß! Das ist nun einmal mein Charakter. Man muß mich nehmen wie ich bin. Ich habe bisher immer ohne Familie gelebt, mitten unter einer Bande erbärmlichen Volkes . . . es giebt fast nur Schurken auf der Welt, weißt du, und ein offenherziger, ehrlicher Mann, der sich dazwischen findet, hat wahrhaftig keinen Grund, seinesgleichen zu schätzen, zu lieben und sie mit Glaceehandschuhen anzufassen. Kurz! ich bin barsch und grob, aber schlecht bin ich nicht. Wer weiß, ob ich nicht, wenn ich mitten in einem Kreise von guten Leuten lebte, die

mich aufrichtig und ohne egoistische Interessen liebten, ob ich da nicht auch wieder gut würde.

Die Lahme hörte alles dies gesenkten Hauptes an, aber sie sprach keine Silbe.

Der Onkel Hieronimus prüfte sie mit seinem Blicke von neuem sehr scharf, seit sie ihm ganz nahe war.

Bei Gott! wie häßlich ist sie! sagte er für sich. Wenn man seine ganze Zeit, mit diesem kleinen Ungeheuer vor Augen, hinbringen muß, so kann man dabei wahrhaftig nicht eben sehr vergnügt bleiben.

Hast du deine Eltern lieb? fragte darauf der Onkel nach einer augenblicklichen Pause.

O gewiß! sagte das junge Mädchen sehr einfach, aber im Ton echtesten und tiefsten Gefühls.

Würdest du mich denn auch liebhaben können?

Johanna sah ihn nach ihrer Weise scheu von der Seite an und antwortete dann schwach: Ja!

Da öffnete und schloß man plötzlich die Hausthür mit großem Getöse, der helle Klang einer silbernen Stimme ertönte, zu der eine kräftigere den Baß abgab, da zitterte der ganze Fußboden unter dem Druck eines schwebenden, eiligen Schrittes, da stürzte leichtbeschwingt, tänzelnd, lachend Henriette ins Zimmer und hinter ihr das Rauschen und Rascheln des Kleides der Frau Genoveva und ganz zuletzt das kleine vorsichtige Persönchen des Herrn Jakob.

Henriette und ihre Mutter sprachen gleichzeitig mit großer Lebhaftigkeit; vielleicht hätte auch der Herr Varada gesprochen, wenn er sich einen Augenblick hätte schmeicheln dürfen, sein fadendünnes Stimmchen mitten in diesem Mühlengeklapper von Worten vernehmbar zu machen.

Henriette sagte: Er ist wirklich da, der Onkel! Schon

hier! Eine reizende Geschichte, wahrhaftig. Während wir da unten stehen und auf ihn warten, ist er schon im Hause. Wir hätten ihn ja viel schneller umarmen können, wenn wir garnicht von hier aufgebrochen wären.

Und sie zeigte unter einem freimütigen, offenherzigen Lachen ihre glänzenden Zähne.

Wo sind Sie denn gegangen, teurer Herr Onkel? fragte Genoveva. Was haben Sie da für einen kuriosen Gedanken gehabt? Denken Sie sich nur unser Erstaunen, wie wir da von weitem die leere Kutsche Barbettas sehen! Wir haben geglaubt, Sie wären garnicht angekommen. Aber nun sind Sie doch da! Nach so langer, langer Zeit, wo ich Sie nicht mehr gesehen habe! Die Wahrheit zu sagen, haben Sie sich sehr verändert; ich hätte Sie nie wieder erkannt. . . .

Ich dich noch viel weniger, unterbrach sie der Onkel barsch, den all das Geschwätz zu verdrießen schien; und wenn du etwa glauben solltest, daß die Jahre, ohne eine Spur zu lassen, vorübergehen, dann bist du auf dem Holzwege.

Er wandte sich zu Henriette, deren Schönheit ihn im Nu bezaubert hatte:

Wohlan, sagte er, weil ich mich da unten, wo Ihr mir entgegengegangen seid, nicht habe finden lassen, ist das ein Grund, mich nicht zu umarmen? Du hast mich zwar noch nie gesehen, aber ich bin dein Onkel, zum Kuckuk!

Henriette umschlang mit anmutiger Leichtigkeit seinen Hals und gab ihm zwei schallende Küsse.

Seien Sie uns von ganzem Herzen willkommen, lieber Onkel!

Das barsche und runzlige Gesicht des Herrn Hieronimus klärte sich unter der Berührung dieser frischen jugendlichen Lippen hell auf; er warf seine Cigarre beiseite, und indem

er das Mädchen fest umschlungen hielt, küßte er sie zur Erwiederung noch einmal.

Aber nach Henriette stürzte sich mit einer Wucht, die ihn zum Wanken brachte, die imposante Masse der Frau Genoveva in seine Arme.

Ja, teurer Onkel, rief sie laut mit ihrer kräftigen Mannsstimme, seien Sie uns bestens willkommen!

Danke schön, danke! beeilte sich Hieronimus zu sagen, indem er von seiner Nase die gewaltige Krempe des riesigen Huts Genovevas zu entfernen suchte.

Nun aber war die Reihe an dem Herrn Jakob, der sich bis jetzt weder mit einem Worte noch mit einer Geste hatte bemerkbar machen können.

Er that in voller Ruhe einen Schritt vorwärts, streckte dem Onkel seine Rechte entgegen und sagte ihm in seiner wohlgesetzten, umständlichen Weise:

Erlauben Sie, daß auch ich mir das Vergnügen gebe, Ihnen den Willkommen zu entbieten und Ihnen die ganze Genugthuung zu bekunden, die ich darüber empfinde, Sie endlich in unserer Mitte zu sehen, um uns nicht wieder zu verlassen, wie Sie uns die Ehre erwiesen, uns in Ihrem wertgeschätzten Briefe vom 28. April currentis mitzuteilen. Es ist eine konstante Thatsache, daß Ihre Ankunft einen der lebhaftesten Wünsche meiner ganzen Familie befriedigt.

Der Ton, in dem diese feierliche Anrede vorgebracht wurde, war der, in dem man in der Ratsversammlung die Protokolle der vorhergehenden Sitzung vorzulesen pflegte. Der Grund einer so großen Kühle lag nicht allein in dem Charakter des vorsichtigen Gemeindesekretärs, sondern war das Resultat der Beobachtungen, die er mit scharf prüfendem und abwägendem Auge hinsichtlich des Onkels gemacht hatte, wäh-

rend sein Weib und seine Tochter ihn umarmten und mit ihm sprachen.

Onkel Hieronimus war alles eher, als das Bild eines reichen Mannes. Gekleidet mit einer Einfachheit, welche sich in bedenklicher Weise der Armut näherte, hatte er in seinem Äußern, in seiner Haltung, in seinen Manieren und in seiner Sprache ganz und gar nichts, was in ihm einen Günstling des Glücks vermuten lassen konnte. Wäre der brave Herr Jakob, dieser Welt- und Menschenkenner, ihm auf der Straße begegnet, ohne zu wissen, wer er war, und hätte nun ein thatsächliches Urteil über ihn abgeben sollen, würde er ohne zu zögern gesagt haben, daß es allerhöchstens ein Fabrikarbeiter oder Arbeiteraufseher wäre, wenn nicht vielleicht bloß ein einfacher Handwerksmann.

Es stand daher nur zu sehr zu befürchten, daß dieser so heißersehnte Onkel statt eines Vorteils nur eine Last sein würde, und der Herr Jakob, keineswegs geschmeichelt von dem ihm geschenkten Vertrauen, fühlte sich durchaus nicht geneigt, auch nur die allergeringste Beschwerde zu ertragen.

Der Onkel sah das kleine, vorsichtige Männlein ein wenig von der Seite an und antwortete ihm dann in seiner Weise barsch:

Danke! Nun wollen wir aber zu Tische gehen. Mich hungert.

Und ohne weitere Umstände zu machen, ließ er sich vor dem Kouvert nieder, das, wie Johanna ihm gesagt hatte, für ihn gelegt war.

Frau Genoveva nahm von ihrem breiten und roten Gesicht den Glorienschein ihrer roten und gelben Bänder und ihrer gelben und roten Federn, die den Riesenbau ihres Hutes bildeten, herab und rief mit der lauten Stimme eines

österreichischen Wachtmeisters, der von einem Soldaten einen Frohndienst erheischt:

Johanna!

Die Lahme beeilte sich, dem Kommando zu gehorchen.

Da, nimm!

Sie gab ihr den famosen Hut, den Johanna mit der ganzen heiligen Scheu, die ein solches Meisterstück der Kunst verdiente, ergriff; gab ihr auch das Shawltuch, das sie auf den Schultern trug, und herrschte sie mit finsterm Stirnrunzeln an:

Bring dies wieder an Ort und Stelle und gieb Acht, daß du es ordentlich machst, und beeile dich, um hier wieder zum Aufwarten herzukommen.

Jawohl, Mama, antwortete die Verkrüppelte und hinkte schnell nach der Thür.

Henriette brach auf, um ihre Schwester zu begleiten, aber die gebieterische Stimme der Mutter hieß sie plötzlich Halt machen.

Wohin willst du denn gehen?

Ich will meinen Hut auch hinauftragen.

Gieb ihn Johanna, und bleib du nur hier, um dem Onkel Gesellschaft zu leisten.

Aber — wollte Henriette fortfahren.

Die Mutter ließ sie nicht weiter reden.

Johanna, befahl sie mit dem herrischen Ton eines unumschränkten Monarchen, nimm auch den Hut Henriettens und trag ihn mit hinauf!

Johanna gehorchte und verschwand. Dann setzten sich alle an den Tisch, auf den Gertrud soeben den dampfenden Braten gesetzt hatte.

Ich will das für diese feierliche Gelegenheit zugerüstete Mahl nicht weiter hier beschreiben. In unsern Dörfern

pflegen noch heutzutage die Festessen, um jemand zu fêtiren, wahre Gargantuamahlzeiten zu sein. Eine Schaar von Schüsseln in riesigstem Maßstabe defilirt vor den Gästen in einer Sitzung, die stundenlang dauert. Die Ehre der Varadas hatte es nicht erlaubt, von dieser guten Tradition, der wahren Quelle schlechter Verdauung, bei der glücklichen Heimkehr eines Onkels abzuweichen, der immerhin die Henne mit den goldenen Eiern sein konnte. Hieronimus aß gut und trank noch besser, wie ein Mann, der einen ausgezeichneten Magen hat; dem Herrn Jakob schwebte immer auf seiner kleinen Stirn der Schatten einer Wolke; es war der unangenehme Gedanke, daß der Onkel ebenso arm zurückgekehrt wäre, wie er abgereist, und daß man dann die Kosten eines so ausschweifend glänzenden Mahles als verschleudert und vergeudet betrachten konnte. Genoveva wußte dem Onkel im Essen und Trinken die Wagschaale zu halten und war gegen Ende des Mahls geröteter als das vom Küchenfeuer glühende Gesicht Gertruds; die arme Johanna, welche sich abquälte, um den Tischgenossen gegenüber ihre Aufgabe aufs genaueste zu erfüllen, wurde fünf- oder sechsmal hart angelassen, entweder weil sie zu langsam oder weil sie nicht aufmerksam genug wäre oder weil sie nicht das nötige Geschick bewiese.

Während des Essens hatte Herr Jakob mehrere male versucht, das Gespräch auf die Erlebnisse des Onkels zu lenken; aber dieser hatte immer gethan, als ob er nichts hörte und hatte endlich auf eine direktere Anfrage in seiner barschen Weise gesagt, man solle ihn ruhig essen lassen und am Ende der Mahlzeit würde dann schon der passende Augenblick kommen, um hinreichend plaudern zu können.

Endlich war man denn auch beim Nachtisch angelangt; die Weinflaschen feinsten Gewächses waren entkorkt und hatten

schon zwei- oder dreimal die großen Gläser gefüllt; Onkel Hieronimus lehnte sich bequem in seinem Sessel zurück und sagte zu seinen Tischgenossen:

Ihr möchtet also die Wechselfälle meines Lebens und meine augenblicklichen Verhältnisse kennen lernen?

Ja, ja, rief eifrig Herr Jakob, indem er sich mit seinen Armen auf den Tisch lehnte, um sich so dem Onkel besser zuneigen zu können, an dessen linker Seite er saß.

Ja, prächtig, sagte auch Frau Genoveva, und schwenkte ihre Serviette dabei hin und her, um ihrem Gesicht Luft zuzufächeln, auf dem das Mittagsmahl lebhaftere Farben als je hervorgerufen hatte.

Auch Henriette bekundete ihre Neugierde durch eine reizende erwartungsvolle Haltung; ja selbst die arme Johanna, bis jetzt von dem Aufwarten in Anspruch genommen, näherte sich humpelnd und stützte sich auf die Lehne des Sessels, den ihre Schwester einnahm, um nur ihren müden Körper aufrecht zu erhalten. Aber die Mutter, die dieses erblickte, schüchterte sie mit einem finstern Stirnrunzeln ein:

Du gehst in die Küche, spute dich mit deinem Essen und mach' dann hernach den Kaffee — aber ich bitte mir aus, daß er gut gerät.

Johanna zog sich traurig, aber schnell gehorsam zurück. Der Onkel Hieronimus folgte ihr mit einem Blick, den man tief mitleidig nennen konnte, der aber von niemand beobachtet wurde.

7.

Der Onkel Hieronimus trank auf einen Zug ein übervolles Glas Wein aus, ließ die Zunge gegen den Gaumen schnalzen und begann dann während der größten Aufmerksamkeit seiner Zuhörer zu erzählen, welche „intenti ora tenebant.“

Ich bin mit wenigen Groschen in der Tasche abgereist, aber mit viel Mut im Herzen. Ich hatte es in diesem Lande hier mit allem versucht und nichts war mir geglückt. In Turin, wo ich erst als Lehrling, später als Teilhaber in einem Geschäfte war, das endlich Bankrott machte, hatte ich nähere Bekanntschaft mit einem Schweizer geschlossen, der Korrespondent für verschiedene deutsche und französische Handelshäuser war; er gab mir Briefe nach mancherlei Gegenden hier und dort, in denen er mich auf das Wärmste empfahl; damit ausgerüstet zog ich aus auf die Jagd nach dem Glücke in einem Alter, wo einer, dems sonst gelingen soll, schon die Fortuna beim Schopf hat, und wo der, der mit leeren Händen stehen geblieben ist, sich vom lieben Herrgott für verdammt erachten kann, zeitlebens ein Bettler zu bleiben.

Und Sie? Ihnen ist es doch geglückt? fragte Herr Jakob mit soviel Feuer, daß es seiner Stimme förmlich Stärke verlieh.

Hieronimus schüttelte den Kopf, zuckte die Achseln mit großer philosophischer Ruhe, die für die Hoffnungen des habgierigen Neffen wenig tröstlich war.

Ich bin sehr, sehr reich geworden — an Erfahrung. Ich wage es zu sagen, es giebt wenig Leute auf der Welt, welche die Menschen so gut kennen und deshalb so wenig Achtung vor ihnen haben, als ich. Überall habe ich mich bald heuchlerischem, bald frechem Egoismus gegenüber befunden.

Die Jagd nach dem Reichtum ist ein Ringkampf zwischen den einzelnen Mitbewerbern, und derjenige siegt darin, der besser raubt als die andern, mit dem größten Geschick und dem kleinsten Gewissen. Ich trat als Teilnehmer in gewisse Bauunternehmungen ein, mit denen man in jenen Ländern so gut wie in den unsrigen lustig den Staat bestiehlt. Den Staat bestehlen, das heißt niemanden bestehlen; ein moralischer Grundsatz, der unter allen Zonen blüht. Der Gewinn war groß und die Gefahren waren nur gering. . . .

Sie haben also doch gewonnen, Profit gemacht, unterbrach ihn Herr Jakob mit demselben Eifer wie kurz vorher.

Ganz ungeheuer.

Der gute Gemeindesekretär that einen tiefen Atemzug, und seine kleinen Äuglein glänzten und strahlten fröhlich.

Mein wertester Herr Onkel, sagte er im Tone kordialster Offenheit; trinken Sie doch noch einmal von diesem Kaluser.

Und er schenkte mit verschwenderischer Freigebigkeit das Glas des Onkels übervoll.

Dieser dankte und schlürfte die goldenen Tropfen des Kalusers, ohne sich lange nötigen zu lassen. Dann hob er mit trauriger Miene, die allein schon genügte, das Blut in den Adern des Herrn Jakob zum Gefrieren zu bringen, von neuem an:

Ja, gewonnen hatte ich; aber dieselben boshaften Kunstgriffe meiner Kompagnons, die mich diese Gewinne und Einnahmen hatten machen lassen, zehrten sie auch wieder auf in einem Prozeß, in dem sie mich zum Unterliegen brachten.

Zum Teufel! schrie der ganz erschrockene Neffe.

Mußte also von neuem anfangen. Es bildete sich eine Aktien-Gesellschaft behufs der Ausbeutung eines Braunkohlenbergwerks, von dem man Wunder erzählte. Ich beteilige mich daran mit staunenswertem Eifer und Geschicklichkeit, indem

ich gewandt das Vorbild der andern nachahme, und erwerbe dann auch eine stattliche Anzahl von Aktien, die ich nicht bezahle. Die Sachen und Geschäfte gehen ausgezeichnet. Mittelst gewisser unerlaubter Manövers begünstigen die Häupter des Unternehmens, die unter den mächtigsten Börsenkönigen waren, diese Aktien, welche nun in die Höhe steigen, immer höher, wie die Milch im Topfe, welche zum Sieden kommt. Dabei habe ich meinen Nettogewinn mit sechzig Prozent, was für mich schon einen schönen Sparpfennig bildet. Ein Hoch auf alle Börsenspekulationen! In zwei Monaten bin ich ein reicher Kerl! . . .

Ach, rief Herr Jakob mit großem Interesse, ohne es diesmal wie früher zu wagen, sich schrankenlos seiner Freude hinzugeben.

Die Flasche Kaluser Wein blieb diesmal ruhig auf ihrem Platze stehen.

Ich brauchte ja nun weiter nichts zu thun, als auf diesem Punkte gerade meine Aktien zu verkaufen, fuhr der Onkel fort, und ich wollte es auch thun; aber einer von diesen verfluchten großen Finanzbaronen, der seine Hände am tiefsten in der Pastete stecken hatte, riet mir gänzlich ab, es zu thun, weil sie noch bedeutend steigen würden und die Dividende beim Abschluß des Semesters sich als etwas ganz Unerwartetes herausstellen würde. Die Dividende war denn auch so in Wirklichkeit, wie sie keine Seele geahnt hätte, indem es überhaupt gar keine gab; mit Mühe, daß man die Zinsen bezahlen konnte, und die Aktien sanken auf die Hälfte des Werts herab. Beim Rechnungsabschluß verlor ich denn auch noch die wenigen Ersparnisse, die ich noch hatte.

I zum Teufel auch noch einmal! murmelte Herr Jakob, ganz betäubt.

Ich erfuhr denn, daß mein lieber Ratgeber in derselben Zeit, wo er mir dringend abriet, zu verkaufen, sich heimlich alle Aktien, die er selbst besaß, vom Halse geschafft hatte.

Der Schurke! sagte Varada mit tiefer Entrüstung. Es ist eine konstante Thatsache, daß das ein privilegirter Schurke war.

Nun beschloß ich, das Land zu wechseln. Ich ging nach Deutschland. Viel ehrlichere Leute, aber auch viel einfältigere; die Geschäfte sicherer, aber langsamer; um mir ein bescheidenes Vermögen zu erwerben, mußte ich mich drein schicken, dreißig Jahre lang zu arbeiten, um dann im Alter hinzusiechen mit kaum soviel im Besitz, um ein bischen behaglich leben zu können. Ach, wenn ich als junger Mann dahingegangen wäre! Wenn Ihr einen Sohn hättet, meine lieben Neffen, der den vernünftigen Gedanken hätte, die Handelskarriere einzuschlagen, statt ein nichtsnutziger Advokat zu werden oder eine Auster, die immer an ihrer Amtsbank festklebt, würde ich Euch raten, ihn dorthin zu senden. Da würde er ernstlich und tüchtig arbeiten lernen, er würde endlich ein sehr ehrenvolles Vermögen sich sammeln, da er es gänzlich eigener Arbeit, seiner Sparsamkeit und umsichtigen Klugheit zu danken hätte, und würde ein Ehrenmann bleiben. Ich will damit nicht sagen, daß die Rechtsverdreher die Zänker, die Spitzbuben im Gehrock nach dem neuesten Schnitt, dort eine unmögliche und unbekannte Waare wären: wie es im kleinen Dorfe ist, so ists auch in der großen Welt; aber ich behaupte, daß die ganze Luft dort viel moralischer, die Arbeit viel ehrlicher ist, daß Sitten und Bräuche vernünftiger und gesunder und der Reichtum dort achtungswerter und würdiger erworben als anderswo ist.

Der Onkel nahm nun selbst die Flasche edlen Kaluserweines und schenkte sich ein neues Glas ein, an dessen Füllung

der ganz in Gedanken verlorene Herr Jakob nicht mehr dachte.

Zu guter letzt? sagte der Letztere, der sehnsüchtig wünschte, zu einem Abschluß zu kommen.

Hieronimus hob von neuem an:

Zu guter letzt, eines schönen Tages — richtiger wäre eines gräulichen Tages — fühle ich mich von einem furchtbaren Herzklopfen befallen und von einer Beklemmung, die mich kaum noch Atem schöpfen ließ. Es gab Augenblicke, wo ich glaubte, bersten zu müssen. Es kam ein Arzt, der mir reichlich viel Blut abzapfte, mir die ganze Magengegend mit Pflastern verklebte und mir erklärte, daß die übermäßige Arbeit, die vielen Aufregungen und der Ärger mir eine gewaltige Herzkrankheit zugezogen hätten und daß ich, wenn ich meinem Individuum nicht die aufmerksamste Sorgfalt widmete, bei meiner robusten Konstitution im Handumdrehen sterben könnte. Verbindlichsten Dank für diese angenehme Mitteilung! Ich hatte über und über genug und war des Reisens und der Mühsale und der Versuche und der Lockungen des Schicksals überdrüssig. Mich schauderte bei dem Gedanken, so allein im fremden Lande wegzusterben, ohne die teuren Stätten meiner Jugend je wieder zu sehen; ich beschloß stracks in die Heimat zurückzukehren und meine paar müden Knochen in dem hohen Grase unseres stillen Friedhofs zur Ruhe zu betten. Ich dachte an Euch hier, die einzigen Verwandten, die mir noch übrig bleiben; ich gab mich dem Vertrauen hin, bei Euch eine Familie zu finden, nachdem ich selbst nicht Glück oder Vernunft genug gehabt hatte, mir eine zu gründen; ich schnürte mein Bündel und bin nun hier, arm, wie ich ausgezogen.

Bei diesem Schluß hielt Herr Jakob seine Augen tief herabgesenkt, in allerschwerster Verwirrung, ohne ein Wort

finden zu können; Genoveva betrachtete ihren Gatten und schwieg gleichfalls, während ihr Gesicht durchaus nicht eine große Genugthuung über das Vernommene zeigte; aber Henriette, welche nicht von den Gedanken ihrer Eltern in Anspruch genommen war, sagte, getrieben von ihrem guten Herzen, mit lebhaftester Aufregung und Hingabe:

Und wir wollen Ihnen wahrhaftig eine Familie sein, lieber, guter Herr Onkel; Johanna und ich wollen Ihnen wahre Töchter sein.

Hieronimus hatte in seinen Augen ein Aufleuchten voll Zärtlichkeit, das in einem seltsamen Widerspruch mit dem barschen Ausdruck seiner Gesichtszüge stand.

Das wären denn nun meine Absichten, stieß er in seiner gewöhnlichen raschen Art hervor und huldigte von neuem der Flasche.

Der Herr Jakob sah in immer wachsender Verlegenheit verstohlen und mit dem äußersten Mißbehagen, wie der Wein mit seiner durchsichtigen schönen goldnen Farbe wieder im Glase des Onkels funkelte. Es war ersichtlich, daß der brave Mann irgend etwas sagen wollte, aber nicht wußte, wie er anfangen sollte. Genoveva, die sicherlich die Empfindungen ihres Gatten teilte, warf ihm ermutigende Blicke zu, und der Onkel, der aufmerksam das Mienenspiel der beiden Gatten beobachtete, regte und reizte ihn endlich selbst an, indem er ihn fragte:

Na was sagt Ihr nun dazu, Jakob?

Herr Varada ließ seinen Blick starr auf dem Stiele des Messers an seiner Seite haften und sprach, sprach mit seiner dünnen Stimme wieder ganz im Stil und im Tonfall eines Protokolls, die ihm geläufig und eigen waren:

Es ist eine konstante Thatsache, daß Ihre Ankunft für uns alle eine große Genugthuung ist, sowohl für Genoveva,

die ja in Wahrheit die einzige Nichte ist, die Ihnen noch übrig bleibt, als für mich, der ich alles, was mein Weib betrifft, gewohnt bin als meine eignen persönlichen Angelegenheiten aufzufassen. Es ist eine konstante Thatsache, daß wir erfreut sind, Sie hier bei uns aufzunehmen und Ihnen unser Haus zu öffnen, als wärs Ihr eigener Besitz; und wenn wir in der Lage wären, ganz nach unseren Absichten und unseren Wünschen handeln zu können, dann versichere ich Ihnen, Herr Onkel, sollte es Ihnen nicht am geringsten fehlen, und wir würden dafür Sorge tragen, daß Sie in unsrer Mitte wie ein Millionär lebten. — Aber . . .

Hier unterbrach sich Herr Jakob und seufzte tief auf, dann nahm er das Messer, das er so aufmerksam betrachtete, und machte sich daran, von seiner Klinge mit seiner Serviette einen eingebildeten Flecken darauf fortzuputzen.

Aber, nahm er den Faden wieder auf, unsere Lage und Verhältnisse sind leider nur alles andere eher als glänzend. Sie können sich denken, in welchem Überfluß wir uns hier befinden, bei dem elenden Gehalt, den ich von der Gemeinde beziehe, und bei den geringen Zinsen, welche die Mitgift meiner Frau abwirft.

O ich begreife alles! sagte Onkel Hieronimus und hielt seine Augen fest auf Jakobs Mienen gerichtet, der immer noch hartnäckig seinen Messerstiel fixirte. Sie wollen damit sagen, daß Sie keine Lust haben, mich in Ihrem Hause zu behalten.

O was sagen Sie da! riefen Mann und Weib im Chor aus.

Und das junge Mädchen, die sich nicht im Geringsten an der macchiavellistischen Diplomatie ihres Vaters beteiligte, Henriette, unterbrach ihn eilig mit wahrhaft überströmendem Herzen.

Aber wissen Sie denn nicht, lieber Onkel, daß von dem Moment an, wo Ihr Brief ankam, wir uns ein Fest daraus gemacht haben, Sie aufzunehmen? Ihre Stube ist schmuck und fix und fertig und wartet nur auf Sie; wir haben sie mit aller Sorgfalt zurecht gemacht, Johanna und ich. Freilich, fügte sie eilig mit einem lieblichen reizenden Lächeln hinzu, die gute Johanna hat fast alles gemacht, denn wenn's hier in diesem Hause eine Arbeit zu thun giebt oder es gilt, sich einer Beschwerde zu unterziehen, dann giebt es kein Mittel meine Schwester zu hindern, alles auf sich zu nehmen.

Der Onkel Hieronimus betrachtete Henriette, mit einem gütigen Blicke.

Siehe da, dachte er, hier ist doch noch was Gutes! Was die Mädchen betrifft, ginge die Sache wohl — aber die da —

Und er richtete den Blick auf das Varadasche Ehepaar, die alle beide die trockene und kalte gesetzte Miene eines Gläubigers aufgesteckt hatten, zu dem sein Schuldner gekommen ist, um sich die Gnade eines Aufschubs für seine Zahlung zu erbitten.

Wir wollen uns die Sache noch einmal genauer ansehen, schloß der Onkel im Stillen bei sich selbst ab.

Frau Genoveva aber wandte sich mit dem Tone scheltenden Vorwurfs zu ihrer Tochter:

Was für Ideen spuken dir denn im Kopfe herum? Johanna thut nicht mehr und nicht weniger, als ihre Schuldigkeit, und es ist gar kein Grund vorhanden, das hier zu einem Mirakel herauszuputzen.

Henriette erwiderte kein Wort.

Darauf wandte sich das Weib des Herrn Jakob zu dem Onkel und sprach sicherlich ein gut Teil klarer und deutlicher, als der zaghafte Gatte gewagt hatte.

Jawohl, teurer Onkel — waren die feierlichen Worte Genovevas —, Ihre Stube erwartet Sie. Nicht etwa, daß wir in unserm kleinen Häuslein ein Zimmer übrig hätten. Heilige schmerzensreiche Jungfrau! Wir haben kaum das Allernötigste; aber natürlich um Sie aufzunehmen, um Ihnen für die erste Zeit einen Raum zu bieten (und jedes dieser Worte hob sie scharf betonend hervor), da haben wir uns eingerichtet, indem wir uns beschränkt haben und Ihnen unsere Stube überlassen; und Sie werden uns sicherlich einen um so größeren Gefallen thun, je länger Sie dieselbe einnehmen.

Der Ton, in dem dies vorgebracht wurde, war kälter als ein Mondstrahl in einer Winternacht.

Über das Gesicht des Onkels strömte eine plötzliche Röte und es wetterleuchtete vor Flammen in seinen Augen; er schien eben auf dem Sprung zu sprechen, aber er sagte kein Wort und streckte die Hand von neuem nach der Flasche aus.

Henriette hörte ganz bestürzt zu und konnte nicht begreifen. Dieser Onkel war mit solcher Begierde erwartet, und nun er eingetroffen war, zeigte man mit einem Schlage die größte Kälte gegen ihn! Die zurechtgemachte Stube war von niemand eingenommen und diente als Fremdenzimmer; und nun kam man da und sagte, es wäre Mutters und Vaters Stube und sie hätten sich einschränken müssen, um sie ihm zu überlassen!

Aber Mama, sagte das arglose junge Mädchen . .

Und sie hätte vielleicht unvorsichtig das Geheimnis enthüllt, wenn die Mutter sie nicht unter dem Tisch auf den Fuß getreten hätte, ein Akt, der von einem zornfunkelnden Blick begleitet war.

Henriette schwieg sofort, aber sie wurde im Gesicht so rot, wie eine reife Erdbeere.

Sogar dem Gatten kam es so vor, als hätte Genoveva doch ein wenig zu viel gesagt, namentlich aber zu deutlich; deshalb dachte er alles mit einer seiner künstlich aufgebauten Wendungen zu schlichten und in die Reihe zu bringen.

Es ist allerdings richtig, sagte er, daß unser Haus kein Palast ist und daß unser Vermögen nicht dem des hocherlauchten Herrn Markese von Roccavecchia gleichkommt. Aber nichts destoweniger wird uns ein Verwandter immer geneigt finden, ihm jedes Opfer zu bringen, das mit unsern Elternpflichten verträglich ist, denn wir dürfen es doch auch nie und nimmer vergessen, daß wir Familie haben und daß es unsere erste heiligste Pflicht ist, an die Zukunft unserer Kinder zu denken . . .

Ach, was uns betrifft, rief Henriette laut; aber die Mutter trat sie von neuem auf den Fuß und ließ sie nichts weiter hinzufügen.

Unterbrich deinen Vater nicht, wenn er redet, sagte Genoveva streng.

Der Onkel hatte sein letztes Glas eben langsam ausgenippt und zeigte sich vollkommen ruhig.

Schön! sagte er. Ihr habt die besten Gründe der Welt; ich hoffte mit Euch in Familie leben zu können; Ihr zeigt mir, daß ich Unrecht habe, man spreche also nicht mehr darüber. Ich werde mich umsehen, was sich sonst Gescheites machen läßt.

Ich hatte einen schönen Plan gemacht — fuhr Herr Jakob wieder fort —, einen Plan, der sich vorteilhaft für uns alle erwiesen haben würde. Aber nach dem, was Sie mir erzählt haben, teurer Onkel, sehe ich ein, daß es unmöglich ist, ihn auszuführen.

Was für einen Plan? fragte der Onkel.

Hier dicht neben unserm Hause — Sie werdens wohl beim Kommen gesehen haben — befindet sich ein wunderschönes Haus mit einem wunderschönen Garten.

Ja, das habe ich gesehen. Wem gehört denn das Besitztum? Als ich abreiste, stand an der Stelle das Haus Eures Vetters Anton Maria . . .

Und dies so hochherrschaftliche Haus gehört ihm noch; das heißt, nicht mehr ihm, denn der Ärmste ist ja tot . . .

Und nun erzählte er von A bis Z die Geschichte, wie Anton Maria reich geworden und sich daran gemacht hätte, das Haus mit tausend Herrlichkeiten auszustatten, und wie er dann zu Grunde gegangen und gestorben.

Nun gut — führte er weiter aus — dies Haus, hatte ich mir so eingebildet, hätten Sie, wenn Sie reich zurückgekommen wären, wie wir so leise vermuteten und hofften — natürlich nur zu Ihrem Besten — sich kaufen können, und so hätten wir dann vor allen Dingen Seite an Seite gewohnt und gelebt, und dieses schöne Eigentum wäre doch sozusagen in der Familie geblieben.

Hieronimus unterbrach ihn barscher und grober als je zuvor.

Ach, ich habe kein Geld, um Häuser zu kaufen, weder große noch kleine, weder reiche noch ärmliche. . . . Aber ich bin wenigstens an Entbehrungen und an die Existenz als Armer gewöhnt, und das Bischen, das mir noch zum Leben nötig ist, habe ich allemal noch aus den verschiedenen Schiffbrüchen, die mein Vermögen erlitten hat, gerettet.

Er schwieg einen Augenblick und fragte dann mit großem Interesse:

Lebt denn der Notar Tartini noch?

Bei diesem Namen schnitt Herr Jakob eine kleine Grimasse.

Ja, der lebt noch.

O wie trefflich! Diese Nachricht frischt mir ordentlich das Blut wieder auf. Wir waren so intime Freunde! Er hatte einen Sohn; was ist denn aus dem geworden?

Er ist Apotheker, der erste Apotheker im Lande; er hat seinen Laden an der Ecke des Platzes.

Ausgezeichnet! Ich werde es so einrichten können, mich bei diesen braven Leuten in Kost zu geben.

Die beiden Gatten sahen sich an, wie um sich gegenseitig um Rat zu befragen.

O! statt in eine Familie von Fremden zu gehen, sagte Herr Jakob.

Statt andern das monatliche Kostgeld zu zahlen, fügte Genoveva hinzu.

Es ist eine konstante Thatsache, daß Sie hier bei uns weit besser aufgehoben wären.

Und Sie würden uns dann doch diesen kleinen Vorteil zuweisen.

Ohne zu rechnen, daß wir bedeutend geringere Kosten als die andern fordern würden!

Und wir würden Ihnen mit großer Liebe aufwarten, lieber Onkel, sagte Henriette.

Und so vermiede man auch das Geschwätz der Leute, die Gott weiß was erzählen würden, wenn Sie in einem Hause von andern wohnen wollten.

Onkel Hieronimus erhob sich von seinem Sitze.

Genug! sagte er; ich werde es mir überlegen. Ich will niemandem Trubel machen, aber ich will auch keinen Trubel haben. So ist einmal mein Charakter. Ehe ich mich dazu

entschließe, bei Euch zu bleiben, will ich sehen, ob Ihr oder ich es hernach nicht zu bereuen hätten.

Indem trat die arme Johanna ein, tiefrot im ganzen Gesicht, wie jemand, der lange über ein Feuer oder glühende Kohlen gebeugt gewesen ist und in ihren Händen befand sich ein Präsentirteller mit Kaffeetassen.

Herr Onkel, Barbetta hat Ihr Gepäck gebracht und wartet nun draußen.

Sag' ihm doch, daß er noch warten soll, antwortete der Onkel. Ich nehme den Kaffee ein und dann lasse ich es mir von ihm nach dem Wirtshaus bringen, wo ich mich einquartieren werde.

Was! Im Wirtshaus? O das ist unmöglich, sagte Herr Jakob. Für jetzt werden Sie doch hier bleiben?

Mit scharfem Tone des Vorwurfs wandte er sich an Johanna:

Du bist zu dumm und weißt auch weiter nichts als Dummheiten zu machen. Was brauchtest du denn hierher zu kommen und das in solcher Manier zu sagen. Wenn du auch nur ein Körnchen von Geist in deinem Schädel hättest...

O ja, schrie die Mutter mit Ironie — die, und ein Spürchen von Geist!

Der Vater fuhr fort:

Dann hättest du das ganze Gepäck in die Stube des Onkels bringen lassen, hättest den Mann verabschiedet und wärst darauf mit der Meldung gekommen, daß alles in Ordnung wäre.

Aber, Papa, flüsterte die Unglückliche ganz gedemütigt...

Nun legte aber die Mutter los, noch viel härter und boshafter als Herr Jakob:

Da wären wir ja wieder bei ihren Entschuldigungen! Sie will niemals still sein, wenn man sie tadelt. Wie oft

habe ich es dir nicht schon gesagt, daß ich keine Entschuldigungen will?

Onkel Hieronimus betrachtete unverwandt die arme Johanna, in deren zur Erde gesenkten Augen ganz heimlich zwei Thränen glänzten.

Nun, nun, sagte er mit kräftiger und entrüsteter Stimme. Scheltet sie nicht so aus wegen einer Sache, worin sie kein Unrecht hat.

Wäre der Neuangekommene, wie sie so leise die Hoffnung gehegt hatten, ein wahrer Onkel aus Amerika gewesen, würde Genoveva wahrscheinlich geduldet haben, daß er die Verteidigung der armen Lahmen übernahm; aber da er ganz genau als eben der Bettler, als der er abgereist war, heimkehrte, nach dem, was er selbst erklärt hatte, schien dies der braven Frau eine ungehörige Zudringlichkeit, die man nicht ertragen durfte.

Herr Onkel, sagte sie mit einer Miene so sauer wie eine unreife Pflaume, Sie sollten doch wohl wissen, daß es nichts Schlimmeres und Verderblicheres giebt, als die Kinder gegen den gerechten Tadel ihrer Eltern zu verteidigen.

Die Nase des Onkels Hieronimus wurde rot wie spanischer Pfeffer.

Gott straf' mich! Da schlagen doch tausend Teufel 'rein! Willst du mir hier vielleicht eine Vorlesung halten?

Genoveva, die immer noch eine viel zornigere Laune als nötig war zeigte, wiederholte kräftig, ohne sich im geringsten einschüchtern zu lassen:

Das will ich, jawohl, das will ich.

Da warfen sich aber Henriette und Herr Jakob ins Mittel.

Genoveva! rief dieser aus, mehr im Tone beschwörender Bitte als der Autorität.

Mama! sagte jene, indem sie die grimmig erzürnte Frau umarmte.

Was Johanna betrifft, so sprach sie weder einen Laut, noch machte sie eine Bewegung, da sie wohl wußte, daß alles von ihrer Seite aus doch ganz ohne Nutzen, wenn nicht schlimmer gewesen wäre, aber die beiden Thränen stürzten ihr die Wangen herab und das Herz klopfte ihr furchtbar in der Brust. Das arme Geschöpf fühlte sich von wahren Gewissensbissen gequält bei dem Gedanken, daß sie der Grund dieser ganzen Szene wäre, die Unglückselige!

Es steht durchaus nicht zu vermuten, daß das Dazwischentreten des Gatten irgendwie zur Besänftigung des Grolls der Frau Genoveva beigetragen hätte; im Gegenteil könnten die Erfahrungen der Vergangenheit uns vom geraden Gegenteil überzeugen, aber den Bitten und Umarmungen Henriettens vermochte die allzu parteiische Mutter nicht zu widerstehen; als sie sich daher dem schönen Gesichte ihrer Lieblingstochter gegenüber sah, beruhigte sie sich auf der Stelle und verschluckte die hitzigen Worte wieder, die sie schon auf der Zungenspitze hatte.

Onkel Hieronimus zuckte die Achseln und gab sich der Betrachtung einer der vier Jahreszeiten in Steindruck hin, die in schwarzem Holzrahmen die Wände des Zimmers schmückten.

Natürlicherweise schüttete nun Herr Jakob den ganzen Schimpf und Ärger, den ihm dieser Zwischenfall bereitet hatte, über Johanna aus.

Was stehst du denn noch immer da wie ein Klotz? Hast du denn nicht genügend begriffen? Geh' und laß das Gepäck oben hinauf bringen.

Nein, sagte schneidend der Onkel. Man würde nur von neuem den Verdruß haben, es wieder herunterbringen zu lassen.

Wieso? drängte der Gemeindesekretär. Sie werden uns doch nicht ein solches Leid anthun; Sie müssen sich diesmal in unsere Art fügen. Es ist eine konstante Thatsache.

Johanna, die wie auf Dornen stand, regte sich dennoch nicht von der Stelle.

Was will denn das Murmeltier hier noch? schrie der Vater sie an.

Ach dieser Mann da — sagte stammelnd die arme Lahme.

Nun, dieser Mann?

Er möchte erst seine Bezahlung haben.

Ach so!

Der schöne Eifer des Herrn Jakob erlosch sogleich, wie das Wallen und Brausen im Kessel aufhört, wenn man einen Eimer kaltes Wasser hinzuschüttet. Er entschloß sich trotzdem zu einer heroischen Handlung.

Bezahlung? sagte er. Schon gut, ich werde ihn bezahlen und dann mag er mit Gott abziehen. Und er steckte zwei Finger in die linke Westentasche, wo er sein kleines Geld hatte.

Der Onkel Hieronimus, der immer weiter in seiner Weise seine Betrachtungen anstellte, zeigte ein gewisses Lächeln und sagte in gebieterischem Tone:

Lassen Sie nur stecken, Jakob! Ich gehe schon hin zu dem Manne und bringe alles in Ordnung. Johanna, führe mich zu Barbetta.

Hieronimus und Johanna gingen aus dem Zimmer.

Kaum war der Onkel aus der Stube, blickten die Ehegatten Varada einander an.

Du bist ein wenig grob gewesen in deinen Worten, sagte der Gatte; aber ich glaube, wir brauchen uns am letzten Ende über ihre Wirkung nicht zu beklagen. Es ist eine konstante

Thatsache, daß der Onkel, wenn er in unserm Haus geblieben wäre, uns weder Wohnungsgeld noch sonst etwas bezahlt hätte und er würde uns einen schweren Haufen Geld gekostet haben.

Papa, sagte Henriette, er ist aber doch der einzige Verwandte, der der Mama noch bleibt. Ich habe es gehört, wie er selbst es dir sagte. Glaubst du nicht, daß es da unsere Pflicht wäre?

Überlaß es uns, darüber nachzudenken, sagte die Mutter mit imponirender Würde, aber freundlich. Wir brauchen uns das Haus nicht mit Tagedieben vollzupfropfen; und wenn es uns mit Sparsamkeit glücken sollte, etwas beiseite zu legen, so dient das alles nur dazu, deine Mitgift zu vergrößern, mein Herzenskind.

Das Mädchen zeigte, daß sie noch weiter sprechen wollte; doch hörte man in dem Augenblicke die Stimme des Onkels, begleitet von einigen andern.

Ruhig! sagte der vorsichtige Herr Jakob, der Onkel kommt wieder.

In Wahrheit wurde die Thür lebhaft aufgerissen und herein trat der Onkel, begleitet von drei andern Personen, von denen nur eine uns schon bekannt ist: der Pfarrer.

8.

Der Onkel Hieronimus hatte den Kutscher Barbetta bezahlt und ihm den Auftrag gegeben, die zwei Gepäckstücke, welche er auf seinem Wagen mitgeführt hatte, in den Hauptgasthof des Dorfes zu bringen.

Als er hierauf noch einen Augenblick zauderte, wieder einzutreten, überraschten ihn plötzlich drei Personen.

Die eine war Don Pasquale, die beiden andern waren der Notar und der Apotheker des Dorfes, Vater und Sohn Tartini.

Der Notar war ein rüstiger Alter mit dem offensten und biedersten Gesichte der Welt. Er hatte den Blick einer heiteren Seele, eine Trinkernase und das wohlwollende Lächeln eines ruhigen Gewissens. Er plauderte gern, aber bei seinen Worten war nicht zu befürchten, daß er die Vorsicht außer Acht ließe und daß er sich etwas entschlüpfen ließe, das besser nicht gesagt gewesen wäre. In seiner Eigenschaft als Notar und bei der hohen Verehrung, die er bei jedermann genoß, war er von den geheimsten Dingen unterrichtet, welche die Interessen und die intimsten Beziehungen jeder Familie im Dorfe betrafen. Wer nur immer eine Verwirrung zu schlichten, einen guten Rat zu erbitten, etwas Unbehagliches vertraulich mitzuteilen, in einer Verlegenheit Trost und Hilfe zu suchen hatte, nahm seine Zuflucht zu ihm. Alle diese vertraulichen Mitteilungen lagen in seinem Herzen tief begraben und so heimlich geborgen, daß er sie selbst ganz vergessen zu haben schien. Niemals hatte jemand vor einem Worte oder auch nur vor einem Blicke dieses alten guten Mannes, der alles wußte, zu erröten gebraucht. Er zeigte nur dann, daß er sich wohl der Sachen, die er erfahren hatte, erinnerte, wenn er sich ihrer bedienen konnte, um damit etwas Gutes zu erreichen.

Es war natürlich, daß ein derartiger Ehrenmann ebenso von allen Guten geliebt wie von allen Schlechten verabscheut wurde. Diese sehen ja immer voll Haß in der Güte anderer die härteste Verurteilung ihrer eigenen Verruchtheit. Nun ist aber auch in der ungeschminkten Einfachheit des Dorflebens die

Zahl der Schlechten nicht im mindesten geringer als der verhältnismäßige Durchschnitt, der ihnen in den großen städtischen Anhäufungen von Menschen zufällt. Auf der kleinen Bühne eines Dorfes wird dasselbe Schauspiel mit denselben Charakteren aufgeführt: da ist der Neidische, der Betrüger, der Boshafte, der Verleumder und der Schwachkopf.

Der Notar Tartini wurde zu seinem größten Unglück, wie er später selbst zu erklären pflegte, zum Syndikus gewählt und hielt es für seine Pflicht, diesen Posten anzunehmen, da er im Sinne hatte, im Dorfe viele gute Neuerungen einzuführen, zu denen nach seiner Meinung das dringendste Bedürfnis vorlag. Die Neidischen machten dem guten Manne die Zeit seines Syndikats unbeschreiblich herb und hart. Unter diesen Neidern war einer der feindseligsten, obschon ganz im Verborgenen, Jakob Varada, der Gemeindesekretär selbst.

Der gute Alte mußte allerlei Bitteres verschlucken. Seine Befehle wurden nicht ausgeführt, seine Worte böswillig ausgelegt, seine Absichten entstellt. Jeder seiner Pläne, von dem er nur einen Wink fallen ließ, war sofort allgemein bekannt und mit den maßlosesten Übertreibungen, die ihn im Lichte einer unerlaubten und gefährlichen Neuerung erscheinen ließen, worüber sich die beschränkte Trägheit der Bauern, die sich so fest wie der Epheu an die Mauer an ihr ewiges Wort anklammerten: „So hats mein Vater auch gemacht“, aufs höchste empörte und wogegen sie sich boshaft und verzweifelt bäumten. Er wollte gute Schulen anlegen und anstatt gewisse Kapläne zu bezahlen, die lustig und heiterer Dinge ein Gehalt aufzehrten, das sie für ihr Nichtsthun entschädigte, wollte er die Anzahl und das Gehalt der Lehrer vermehren, damit man bessere Kräfte bekäme und diese bequemer und würdiger leben könnten; da er nun die Väter nicht nötigen konnte, ihre Söhne

in die Schule zu schicken, weil bei uns das Gesetz diesen verwünschten Zwang nicht gestattet, so sann er darüber nach, wie er sie wenigstens durch Belehrungen heranlocken könnte; wir brauchen nur zu sagen, daß dadurch, daß er die Reichen bezahlen ließ, er den Söhnen der Armen den Unterricht ganz umsonst verschaffte, jene Nahrung des Geistes, auf die alle ein Anrecht haben, wie auf die des Körpers.

Dies aber schien dem Dorfe eine ganz ungeheure Abscheulichkeit, Dank hauptsächlich den Machinationen des guten Varada, der seine Eingebungen von dem Markese von Roccavecchia bekam; wie sehr auch der gute Don Pasquale halb und halb zu verstehen gab, daß er es durchaus nicht mißbilligen könne. Aber der Pfarrer wagte nichts weiteres zu Gunsten des Syndikus zu thun, da er die Wirkungen des Zorns des Markese fürchtete, welcher in den engsten und freundschaftlichsten Beziehungen zu dem bischöflichen Hofe stand.

Es regnete daher Widerspruch, Tadel, Verleumdungen, empörte Äußerungen der Betschwestern auf den armen Syndikus herab, der viel zu milder Gemütsart war, um einem solchen Wirbelwind und derartigen Verfolgungen Widerstand zu leisten.

Dazu kam noch, daß gewisse Kapitalien, die zum Feste des Heiligen bestimmt waren, da inzwischen eine Überschwemmung eingetreten war, welche große Unglücksfälle veranlaßt hatte, von dem Syndikus mit gottloser Verwegenheit dazu verwandt waren, das Elend der Geschädigten zu lindern; und das Fest des Heiligen mußte mit einer so erbärmlichen Ausschmückung und so ohne allen Pomp gefeiert werden, daß die ganze weibliche Bevölkerung und auch die große Mehrzahl der männlichen wie erstarrt über ein solches Ärgernis dastand, wofür es seit Menschengedenken kein Beispiel gab.

Außerdem traf der Syndikus die allerhärtesten Maßregeln gegen die Felddiebe. Er fühlte, daß der Eigentümer durch das Bezahlen seiner Abgaben auch das Recht erlangte, in dem Besitz der Früchte und des Ertrages seines Eigentums geschützt zu werden; er fühlte, daß die Duldung ähnlicher Spitzbübereien den Müßiggang und damit die Laster und den Verfall des sittlichen Gefühls in der Landbevölkerung nur begünstigen mußte; und er, der selbst mit dem Elend so inniges Mitleid hatte, daß er zwei Drittel seiner Einkünfte zu Almosen verwandte, hielt es für seine Pflicht, von der äußersten Strenge gegen das Laster und die Unsittlichkeit zu sein. So wuchs die Zahl seiner Feinde noch an durch alle die Schurken, die von den früher geduldeten Räubereien lebten.

Schließlich wagte er es noch eins der Vorurteile vor die Stirn zu stoßen, die in unsern Bergländern am tiefsten Wurzel geschlagen haben, nämlich das des gemeinsamen Besitzes an Angern und Triften; er schlug vor, diese elenden Flecken zu verkaufen, die nur mit Haidekraut bedeckt waren und auf denen sich die mageren Kühe der Armen vor Hunger brüllend herumtrieben. Es war, als ob er die heilige Bundeslade des Landes angetastet hätte. Die Tadelsrufe gegen ihn schwollen zu einer solchen Kraft an, daß sie ihn betäubten. Die Präfektur der Provinz, bei der seine Feinde das Mittel gefunden hatten, ihn als einen ebenso exaltirten als republikanisch staatsgefährlichen Menschen darzustellen — die Präfektur gewährte ihm ihre Unterstützung nicht; der gute Notar sah sich von unten und von oben verlassen und reichte seinen Abschied ein. An dem Tage, an welchem er aus dem Gemeindehaus heraustrat, um wieder einfacher Unterthan wie jeder andere zu werden, stieß er einen tiefen

Seufzer aus und versprach sich selbst, daß man ihm niemals wieder darin begegnen sollte. Die ehrenvolle Laufbahn hatte ihm nur Verdruß, Feindschaften und Verleumdungen eingetragen, sowie den materiellen Verlust an dem was er nicht mehr mit seinem eigenen Geschäfte hatte gewinnen können, und an dem, was er aus eigenen Mitteln gespendet hatte, um Schulen einzurichten und den Opfern der Überschwemmung aufzuhelfen.

Nun war er in die Ruhe seines gewöhnlichen Lebens zurückgekehrt.

Er brachte die Zeit auf seinem kleinen Büreau damit hin, Kontrakte aufzunehmen und unentgeltlich wieder Frieden und Eintracht zwischen den Bauern herzustellen, die vor ihrem Prozessiren sich zu ihm begaben, um sich die Streitfragen, die zwischen ihnen schwebten, deutlich machen zu lassen; wenn er nicht auf seinem Büreau war oder am Bette eines Sterbenden, der sein Testament machte, hätte man ihn abends im Zimmer des Pfarrers finden können, mit dem er sich vortrefflich unterhielt und wo man Tarok spielte, während er tagsüber die Zeitungen las und über Politik schwatzte im Laden seines Sohnes, des Apothekers.

Dieser war das gerade Gegenteil von seinem Vater in allen Stücken, er stand in der Welt da als eine verkörperte Ausnahme zu dem Grundsatz des Horaz, daß die Geier nicht von den Tauben stammen können. Der Sohn Tartini war von demselben Metall, aus dem Jakob Varada geformt war, aber er hatte ein weit schärferes Gepräge. Seine Gier Geld aufzuhäufen war von größerer Entschlossenheit und Gewandtheit begleitet. Er besaß die Kunst und Geschicklichkeit, auf die Anschauungen von jedermann einzugehen, um von jedermann seinen Vorteil zu ziehen. Er hatte sich nie im

geringsten an eine einzelne Partei, an eine einzelne Person gebunden, mit deren Sturz auch sein Nutzen und Profit unersetzbar ruinirt gewesen wäre. Er zündete dem Erzengel und dem Satanas eine Kerze an und er wußte den einen und den andern zu überreden, daß sein aufrichtiger Kultus nur ihm allein geweiht wäre. Wenn er mit dem Markese von Roccavecchia sprach, stand er mit ihm im wundervollsten harmonischen Einklang. Keiner verstand es besser als der Schelm von Apotheker, die Jämmerlichkeiten der Gegenwart klagend zu bejammern und ihr ein geschmeicheltes Bild der Vergangenheit gegenüber zu stellen; der Markese erwies ihm die Gnade, ihn den Kaffee bei sich einnehmen zu lassen, und die noch größere, ihm die Fingerspitzen darzureichen, wenn er sich verabschiedete. Mit den säumigen Steuerzahlern, die wie hungrige Adler gegen das Ministerium schrien, stand der Apotheker auf der äußersten Linken mit einem Oppositionseifer, der eines kleinen Brutus würdig gewesen wäre; das verhinderte ihn weiter nicht, wenn er sich in die Hauptstadt des Kreises begab, jedesmal dem Unterpräfekten seinen Besuch zu machen und bei diesem seinen guten Freunde sich über die Reaktionären zu freuen und die härtesten Verdammungsurteile über die Roten auszustoßen.

Er war der einflußreichste Mann in der Gemeinde, in dem Wahlausschuß, in dem Kreise. Jeder Kandidat bei öffentlichen Wahlen mußte seine Zuflucht zu ihm nehmen und seine Unterstützung zu gewinnen suchen mit Schmeicheleien aller Arten, durch Geschenke und dergleichen; mit seiner Stimme und mit seinem Einfluß wußte er vortrefflich Handel zu treiben. In dem Hintergrunde seines Ladens machte er die Syndici nicht allein seines Dorfes, sondern auch ringsum in der Nachbarschaft, er machte den Abgeordneten, er machte die Beige-

ordneten der Provinz. Er selbst hätte werden können, was er in der Art nur immer gewünscht hätte; aber er war viel zu schlau, sich so seinen Einfluß zu verderben. Indem er ihn heute für diesen, morgen für jenen verwandte, wußte er damit weit reichere Früchte zum Vorteile seiner Interessen zu erzielen. Es gab kein einziges Arbeitsunternehmen im Kreise zu verleihen, ohne daß der Apotheker Tartini seine Nase hineingesteckt hätte: der Bau der Brücken, der Straßen, der Staatsgebäude wurde den von ihm Empfohlenen anvertraut, und seine Empfehlung war daher eine Valuta, die er vortrefflich zu diskontiren verstand.

So hatte er sich allmählich einen Reichtum von Ansehen gesammelt, in dem es ihm sehr wohl behagte, und zugleich sein Vermögen vermehrt, wonach er eine riesige Begierde hatte. Er bildete die entschiedenste Kehrseite seines Vaters, der gern im Stillen Gutes that, wo er konnte, ohne sich dabei zu zeigen und ohne Vorteile daraus zu ziehen, und welcher durch allzugroße Güte sein Vermögen gänzlich verbrauchte.

Da der Apotheker viele Berührungspunkte mit dem Gemeindesekretär hatte, war die Übereinstimmung zwischen ihnen eine fast vollständige. Genovevas Gatte fürchtete den Einfluß dieses „Faktotums" des Dorfes und umschmeichelte ihn auf das Sorgfältigste, um ihn günstig für sich zu stimmen, und der Apotheker zeigte sich sehr artig gegen den Vater Henriettens wegen gewisser Pläne und Entwürfe, die er im Stillen pflegte und an deren Ausführung er nicht im geringsten zweifelte, war er doch an einen sichern glücklichen Erfolg in allen seinen Unternehmungen gewöhnt.

Die Schönheit der jüngeren Tochter der Varadas hatte des Apothekers Herz verwundet — ich muß diesen Ausdruck

gebrauchen, da ich nicht weiß, welchen andern ich wohl anwenden könnte; aber konnte man wirklich sagen, daß er ein Herz hätte? Er hatte eines schönen Tages beschlossen, wenn sich gewisse Nebenumstände bewahrheiteten, dem jungen Mädchen die Ehre zu erweisen, um ihre Hand zu bitten; und er wollte alles aufs schönste arrangiren, um alle Wahrscheinlichkeiten für jenen Fall für sich günstig zu stimmen. Die Schönheit Henriettens würde nicht genügt haben, ihm diesen heldenhaften Entschluß einzuflößen. Bedeutend hatte dazu auch eine gewisse Berechnung mitbeigetragen, welche die Habsucht des Herrn Jakob ebenfalls gemacht hatte. Der gnädige Schutz des Marchese, die große Zärtlichkeit, die er für sein Patenkind kundgab, mußten sich doch endlich auch in irgend einem solidern, wohlklingenden Resultat zeigen. Wenn man bei dem Tode des alten adligen Herrn auch nicht auf die ganze Erbschaft rechnen durfte, so konnte man doch immer ein bedeutendes Legat von dem reichen Vermögen des Roccavecchia erwarten. Dieses Legat, vereinigt mit dem Erbteil, welches der Gemeindesekretär tropfenweise vermehrte, Dank seiner Sparsamkeit, auf der Grundlage der Mitgift seiner Frau, würde endlich sicher ein Vermögen von keineswegs zu unterschätzender Bedeutung bilden. Der brave Sohn Tartini stellte in aller Stille seine Netze, damit die Beute ihm nicht entschlüpfte.

Er ist dreißig Jahre alt, weder schön, noch häßlich, aber er macht den Eindruck eines weit über seine Jahre hinausgerückten Alters; die Bedeutung, welche er, wie er wohl weiß, besitzt und die er auch selbst seiner eignen Person beilegt, verbirgt er unter einer falschen Bescheidenheit, die ein widerliches Zerrbild der echten Demut des Vaters ist; er kleidet sich wie ein Mann nach der Mode vor zehn Jahren; er spricht wenig, langsam und gewichtig; er lächelt geheimnisvoll;

er scheint ein Diplomat auf Urlaub unter der Verkleidung eines Droguisten.

Von den schmeichlerischen Absichten des Apothekers auf ihre eigene Person hatte Henriette noch nicht das geringste in der Welt gemerkt und das gewöhnliche Gesicht dieses großen Dorfhelden wirkt eher abstoßend auf sie. Das junge Mädchen, das kaum noch die Schwelle der Jugend überschritten hat, bewahrt noch ganz jenen köstlichen Talisman der Unschuld und der Ahnungslosigkeit, der noch nicht durch den Stachel der Neugier seiner Blüten beraubt ist. An Gestalt und an Schönheit beginnt Henriette schon Weib zu werden, dem Herzen und den Gedanken nach bleibt sie noch Kind; ihr offenes Lachen, ihre freien unverhüllten Augen sprechen es klar aus. Sie hat noch nicht gelernt zu erröten. Auf die geschnörkelten Komplimente und zierlichen Süßlichkeiten des jungen Herrn Tartini pflegt sie durch ein feines spöttisches Lächeln um ihr Mündchen zu antworten und entschlüpft. Wenn es die Mutter nicht verboten hätte, würde Henriette noch immer mit ihrem Püppchen spielen.

Wohl aber haben die Gatten Varada, Frau Genoveva zuerst, die leise verhüllten Werbungen des Apothekers bemerkt. Ein großer Familienrat fand zwischen ihnen beiden statt, in welchem die Frau den Vorsitz führte und in welchem einstimmig genehmigt wurde, die versteckten Absichten dieses Schelmen auf indirekte Weise zu unterstützen, so weit dies wenigstens die Zukunft nicht zu sehr kompromittirte; es konnte ja immer wer weiß was eintreten und wenn dies auch für den Augenblick eine höchst passende Partie war, konnte sich doch immer noch eine andere bessere präsentiren; und man kam außerdem darin überein, in dieser Beziehung auch die Ansicht des Paten Henriettens zu erforschen. Die Jugend und die Schönheit der Letzteren rieten zu einem Aufschub und berechtigten zu andern

kühneren Hoffnungen. Die Eltern wußten von nun an ein System in Thätigkeit zu setzen, welches dem Apotheker gestattete, sich mit einem schönen Erfolge zu schmeicheln, ohne daß man im geringsten die Zukunft verpfändete. Es war also ganz dieselbe Aufführung, die der Sohn Tartini dem jungen Mädchen gegenüber zu beobachten beschlossen hatte. Diese beiden diplomatischen Mächte gingen in gleichem Schritt und Tritt, indem sie sich gegenseitig scharf beobachteten.

Den Pfarrer, der die beiden Tartinis, Vater und Sohn, begleitete, kennen wir schon, mit seinem guten und offenen Gesichtsausdrucke, seiner rundlichen Figur, seiner milden und gütigen Natur, seiner Sucht zu fragen und seiner hörnenen Tabaksdose. Wir werden im Laufe der Erzählung die Vorzüge dieses würdigen Priesters noch besser kennen lernen, dessen einziger Fehler in einer übertriebenen Ängstlichkeit, namentlich seinen kirchlichen Obern gegenüber, lag.

Als der Onkel Hieronimus diese drei gerade auf sich zuschreiten sah, betrachtete er sie lange scharf und genau; der Pfarrer und der Apotheker waren ihm gänzlich unbekannt, aber sein Blick weilte gespannt auf dem Äußern des Notars, den er wiederzuerkennen schien.

Das ist der Pfarrer und die Herren Tartini, sagte die schüchterne und leise Stimme Johannas, die noch an der Seite des Onkels war.

Hieronimus stieß einen Ausruf aus und stürzte sich bewegt auf den Notar.

Bist dus denn, Gaudenz? fragte er ihn mit viel Zärtlichkeit in seiner barschen und rauhen Stimme.

Ja ich bins, mein guter Hieronimus!

Und die beiden Freunde schlossen sich eng in die Arme mit einer wahrhaft überströmenden Liebe.

Der Sohn Tartini zeigte sein macchiavellistisches Lächeln, indem er aufmerksam und verstohlen das Äußere und die Manieren und Kleidung des Onkels Henriettens und des Freundes seines Vaters beobachtete und prüfte.

Der Pfarrer, für den der Anblick dieser herzlichen Umarmung ein liebliches Schauspiel zu sein schien, führte mit Behagen seiner Nase eine mächtige Prise Tabak zu.

Johanna lief humpelnd fort, um ihren Eltern die Ankunft der drei zu melden und erhielt den Befehl, den Kaffee wieder in die Küche zu bringen, drei Tassen für die neuen Ankömmlinge hinzuzufügen, aber vor allem sich zu sputen.

O wie lange Zeit haben wir uns nicht gesehen! rief der Notar aus. Dir gehts doch gut, Hieronimus?

Ja, wie man will, gut und auch nicht; ich scheine ein Koloß, aber ich habe auch thönerne Füße. Aber das wollen wir jetzt fahren lassen.

Ei, was sind wir alt geworden, mein Gaudenz! Ich bin gekommen, um hier in Eurer Mitte zu sterben. Und Sie, fügte er hinzu, indem er sich an den Pfarrer wandte, Sie werden mir das Leichenbegängnis halten.

Was Leichenbegängnis? Was sterben? antwortete der Pfarrer, indem er seine Dose zwischen Zeigefinger und Daumen hin und her schwang; wir wollen jetzt daran denken, lustig zu sein. Sie sind heute Morgen angekommen, he? Wie haben Sie denn nach so langem Fernsein dies Land wiedergefunden? Wenig Veränderungen, nicht wahr? Und jetzt wollen Sie sich nun hier häuslich niederlassen?

Hieronimus rüstete sich zur Antwort, aber der Notar, der wohl wußte, daß dem Pfarrer nichts daran lag, eine Erwiederung auf all seine vielen Fragen zu erhalten, fuhr dazwischen und sagte:

O wie ungeduldig war ich, dich zu sehen! Ich würde im ersten Momente deiner Ankunft herbeigeeilt sein, aber ich fürchtete, daß der Herr Jakob sich einbildete, ich wollte mich zum Mittagsmahl einladen lassen, und so habe ich denn gezaudert, bis das Essen über und über zu Ende sein mußte. Hier war ich, mit meiner Ungeduld auf dem Rücken, in dem Laden meines Sohnes.

Er hielt inne, um mit dem Finger auf ihn hinzuweisen.

Siehe, das ist mein Sohn. Schau 'mal an, was das für ein Mann geworden ist. Du hast ihn nicht höher als so gesehen, und jetzt steht er schon in der schönsten Reife seiner Jahre. Er ist Apotheker und ich will dir wünschen, daß du seine Dienste nicht nötig hast.

Hieronimus streckte dem Sohne seines alten Freundes die Hand hin, und dieser verneigte sich zeremoniell vor ihm.

Ich freue mich recht, die Bekanntschaft dessen als Mann zu machen, den ich schon als kleinen Buben gekannt habe. Da ist meine Hand — Dominik —, es will mir doch so scheinen, als ob das Ihr Name wäre?

Ihnen zu dienen, antwortete der Apotheker, indem er sich von neuem verbeugte und mit den Fingerspitzen die Hand berührte, die ihm Hieronimus so frank geboten hatte. Ich bin sehr glücklich, persönlich einen Freund meines Vaters kennen zu lernen, den dieser mich seit langem hochachten und lieben gelehrt hat.

Ja, brach der Vater hervor. Ich habe immer von dir gesprochen. Auch hier mit unserm Probste, der, als er kaum gehört hatte, daß ich dich besuchen wollte, dir ohne Aufschub vorgestellt zu sein verlangte. Dann kommen Sie, sagte ich ihm, Sie werden einen Mann von Gold unter der Rinde

einer Steineiche kennen lernen. Denn ich hoffe, daß du noch immer die Kopie des gutherzigen Polterers bist.

Hieronimus stieß ein helles Lachen aus.

Ich bin der Teufel, der dich regiert, du alter Schmeichler. Aber ich sehe gar keinen Grund ein, weshalb wir hier auf den Stufen der Thür herumstehen. Laßt uns ins Haus gehen. Sie voran, Herr Probst; lustig vorwärts, Dominik! Herein mit allen! Und wir beiden alten Gesellen schließen den Marsch.

9.

Die neuen Gäste wurden ziemlich freundlich von dem Ehepaar Varada bewillkommt; man nahm den Kaffee zusammen ein; Dominik Tartini richtete seine Komplimente im süßesten Schäferton an Henriette, welche lachend entschlüpfte, trotz der strengen Blicke ihrer Mutter; der Pfarrer fädelte dutzendweise Fragen ein, auf die man keine Antwort gab und er auch selbst keine erwartete; der Notar Gaudenz und Onkel Hieronimus sprachen von der schönen Vergangenheit und wurden ganz heiter und lebendig bei ihren Jugenderinnerungen; Hieronimus wiederholte laut, in welcher Armut er abgereist wäre; der Herr Jakob war in tiefes Schweigen versunken, kniff seine dünnen Lippen zusammen und brachte nur mit seinem Stimmfädchen, wenn er garnicht umhin konnte, ein paar einsilbige Worte vor; Johanna wurde, wie natürlich, bloß beim Servieren des Kaffees zwei- oder dreimal grob ausgeschimpft und für ein unnützes, unbrauchbares Geschöpf, für ein ganz dummes Tier ohne alles Geschick erklärt.

Nach Verlauf ungefähr einer Stunde erhob sich der Pfarrer zuerst, um aufzubrechen, und sein Beispiel fand Nachahmung bei den andern.

Während Vater und Sohn Tartini von den Varadas sich verabschiedeten, entwischte der Pfarrer leise in das Nebenzimmer, um, wie er sagte, seinen Hut zu suchen, den er dort gelassen hatte. Es war eine kleine Lüge, denn er hatte den Dreispitz im Flur abgelegt, und jenes war das Zimmer, in dem Johanna arbeitete.

Wirklich war das arme Wesen dort, von neuem unter dem Haufen Zeugs begraben, an dem sie nähte.

Als die Unglückliche die Thür öffnen hörte, erhob sie ihren Kopf und sah auf, wer einträte: Beim Anblick des Pfarrers malte sich eine Art Freude auf ihren magern und pockennarbigen Zügen. Der herzensgute Gesichtsausdruck des Pfarrers war, als er sich näherte, noch milder als gewöhnlich.

Nun, liebe Johanna, wie geht es denn? sagte Don Pasquale in aller Eile, wie in Besorgnis, daß man ihn in seiner Unterhaltung mit dem jungen Mädchen überraschen könnte, und mit gedämpfter Stimme, wie um nicht gehört zu werden.

O es geht mir sehr gut, antwortete die Ärmste mit einem unbeschreiblichen Dankesausdruck in Stimme und Blick; ich danke Ihnen herzlich.

Du sagst immer, es geht gut, erwiederte der Pfarrer, indem er ein wenig den Kopf schüttelte; du bist immer mit allem zufrieden, armes Lämmchen. . . . Gieb mir 'mal deine liebe Hand her!

Johanna ließ einen Augenblick ihre Nadel ruhen und reichte ihm ihre Rechte, die Don Pasquale zwischen die seinigen nahm. Welcher Unterschied zwischen den rundlichen fleischigen Händen des Pfarrers und der Johannas, so dünn und lang-

gezogen, so mager wie von einem Skelett und mit einer gelben runzligen Haut bedeckt!

Grundgütiger Heiland, rief der Priester aus, wie glüht und brennt diese Hand!

Ich bin ganz dicht am Feuer gewesen, sagte das junge Mädchen, und das hat sie mir so heiß gemacht.

Ach, dies ist eine ganz andere Glut! Es thut dir wirklich nicht gut, dir das Blut so ausdörren zu lassen.

Und die Ärmste, als wollte sie sich gegen einen Vorwurf verteidigen:

Es ist wahr, Sie haben mir das schon einmal früher gesagt, Herr Probst, aber ich hatte Gertrud zu helfen und dann habe ich zweimal hintereinander den Kaffee machen müssen.

Der Pfarrer sagte nichts weiter, sondern hielt einen Augenblick inne, um nach dem Puls des Mädchens zu fühlen. Dann schüttelte er den Kopf, als ob ihm dieser Puls garnicht gefallen wollte, doch gab er seine Gedanken nicht weiter kund.

Inzwischen klang aus der hohlen Brust des armen Geschöpfes plötzlich ein Hustenschauer hervor, das peinlich anzuhören war.

Ach und dein Husten nun noch dazu! sagte Don Pasquale in erschrockenem Tone. Er quält dich also immer noch?

Ja, ab und zu wohl, sagte sanft und milde das Mädchen. Des Nachts ganz besonders. Es kommt mir dann manchmal vor, als wollte er mir die ganze Brust sprengen, und es kümmert und betrübt mich so sehr, weil ich Vater und Mutter im Schlafe störe.

Und sie schelten dich dann wohl darum, nicht wahr?

O nein — es ist sicherlich für sie so sehr verdrießlich. Sie hatten mir gesagt, wie um mir Angst einzujagen, wenn ich noch einmal so hustete, dann würden sie mich zum Schlafen

in das Zimmer zu ebener Erde schicken, wo das Obst aufbewahrt wird, und das würde mir viel Pein verursacht haben, denn ich schäme mich garnicht es zu sagen, ich würde mich schrecklich fürchten, da unten zu schlafen, allein und fern von allen andern.

Zum Kuckuk! rief der Pfarrer aus, von der tiefsten Entrüstung ergriffen, die er verbergen zu wollen schien. In dem feuchten und eiskalten Zimmer? Das fehlte gerade noch!

Und er ließ mit aufgeregter Schnelligkeit seine Dose zwischen den Fingern wirbeln.

Ich gebe mir wohl alle Mühe, um diesen Husten zu zügeln und zurückzudrängen, fuhr Johanna in demselben Tone fort. Aber er ist stärker als ich. Ich bändige ihn und halte ihn auch eine gute Weile zurück, aber dann muß er hervorbrechen, sonst berste ich und fürchte ersticken zu müssen.

Eine neue Dummheit! Willst du dir vielleicht eine Ader sprengen? Huste frei heraus, zum Henker, und laß sie reden. Du kannst ja doch nicht das geringste dafür! Was nimmst du denn dagegen ein?

Nichts. Henriette wollte gleich von Anfang an, daß der Arzt mich besuchte und mir etwas verschriebe; aber Vater sagte, das wäre nicht nötig, es würde schon so vorübergehen.

Hm! brummte der Pfarrer, und hätte sicher noch ein paar Worte zugefügt, wenn man nicht in diesem Augenblick die Stimme des Notars gehört hätte, welcher sagte:

Wo steckt denn Don Pasquale? Was treibt er nur? Er ist fortgegangen, ohne auf uns zu warten.

Der gute Priester streichelte voller Hast die ausgedörrte Wange der häßlichen Johanna väterlich und sagte zu ihr mit herzlicher Rührung:

Lebewohl. Sei guten Muts! Besuch' mich doch manchmal, und wäre es auch nur unter dem Vorwande, beichten zu wollen. Und wenn du etwas wünschest oder irgend nötig hast, sag' es mir ohne Umstände, hörst du wohl?

Johanna schlug ihre thränengefüllten Augen gerührt und dankbar zu dem alten Priester auf, ergriff die Hand, mit der er sie geliebkost hatte, und küßte sie.

Ich danke, Herr Probst. Ich habe nichts nötig, doch werde ich sobald als möglich zur Beichte kommen.

Hier bin ich, hier bin ich! rief der Pfarrer laut, nachdem er aus dem Zimmer geglitten, denen entgegen, die ihn suchten; ich weiß nicht, wo zum Kuckuk ich meinen Hut hingelegt habe. . . . Haben Sie meinen Hut nicht gesehen?

Henriette erschien mit dem Dreimaster Don Pasquales auf dem Kopfe und zeigte unter den drei Spitzen desselben das anmutigste Schelmengesicht, das man sich nur denken konnte.

Warte, du durchtriebenes Mädchen! rief der Pfarrer laut, und indem er ihr den Hut vom Kopfe nahm, streichelte er die frische, schöne, rosige Wange Henriettens ebenso wie kurz vorher die Johannas, aber wenn auch in dieser Liebkosung Herzlichkeit und Freundlichkeit war, so wars doch lange nicht in dem Maße, wie bei der armen Mißgestalteten.

Die Besucher schritten hinaus.

Ich werde dich begleiten, sagte mit seinem gewöhnlichen rauhen Ton Onkel Hieronimus zu Gaudenz Tartini. Guten Tag, guten Tag, auf Wiedersehen. Er packte den Arm seines alten Freundes und ohne weiter auf die Worte der Varadas hören zu wollen, die ihm halblaut Anerbietungen und Vorstellungen machten, schritt er mit dem Notar voraus und ließ den Pfarrer und Apotheker weit hinter sich zurück.

Höre mir einen Augenblick zu, Gaudenz, fing Hieronimus an. Diese meine Verwandten hier riechen mir nach einer Schauder erregenden Knickerei. Ich bin hierher gekommen, um eine uneigennützige Liebe zu finden, und habe eine schmutzige Habgier gefunden, die über meine Armut sofort in Grimm und Zorn geraten ist. Wenn ich als ein goldbeladener Esel wiedergekommen wäre, hätten sie mir ihre Arme, Herzen und Haus weit geöffnet. Als ich ihnen aber sagte, daß ich immer noch ein Bettler wäre, wie früher, setzten sie mir den Stuhl schönstens vor die Thür. Es ist das eine Enttäuschung, die mich meine Erfahrung wohl hätte erwarten lassen sollen, die mir aber nichtsdestoweniger das Herz im Leibe umdreht. Ich weiß nicht, was mich weiter zurückhalten soll, meine Straße wieder zu wandern mit diesem meinem treuen Freunde (dabei zeigte er auf den Knotenstock in seinen Händen), und ohne weiter guten Tag und guten Weg zu bieten, fortzugehen und ganz allein in einem Winkelchen der Erde wegzusterben, so daß niemand von diesem elenden Gesindel von mir und meinem Ergehen weiter was hört.

Das wäre schlecht von dir, sagte liebreich der gute Notar.

Und Hieronimus fuhr rauh fort:

Ei, das weiß ich, daß das schlecht von mir wäre, aber dennoch ... Ich weiß zwar immer noch Einen, der mich davon zurückhalten könnte, und das bist du ...

Ich?

Jawohl! Weil ich überzeugt bin, daß, wenn du nicht verwandelt und umgekehrt bist (dabei drehte er die Hand von oben nach unten), du immer noch im stande bist, ein wenig Liebe für einen armen Kerl zu haben, ohne darauf aus zu sein, daß etwas dabei für dich in die Tasche fällt.

Gaudenz lächelte.

Nein, darin bin ich nicht verwandelt.

Ja, du bist ein seltener Mensch. Ich bin in der Welt herumgereist und ich weiß, wo der Teufel seinen Schwanz versteckt hält. Ehrenmänner, wie du einer bist, sind seltener als der Phönix.

Laß uns nur nicht übertreiben, sagte der Notar. Auch hier sogar würdest du gar manchen braven, tüchtigen Mann finden. Du mußt hier unter uns bleiben, denn in deinem Alter hat man Frieden und Ruhe im Herzen und um sich herum nötig. Wo würdest du aber größere Ruhe finden als in dem Dorfe, in dem du geboren bist und das dich an die schönen Jahre der Kindheit und Jugend erinnert? Übrigens spreche ich dabei auch ein bischen aus Egoismus mit: Wenn du dich nicht schlecht dabei befindest, in Berührung mit meiner alten Freundschaft zu stehen, so wird es für mich geradezu eine große Wohlthat sein, an meiner Seite einen lieben und echten Freund zu haben, eine Waare, die man nicht oft findet und die ich hier nicht mehr gefunden habe, seit ich dich verloren hatte.

Das ist ja vorzüglich! Kannst du mir eine Stube in deinem Hause geben?

Das Haus habe ich meinem Sohne abgetreten, der ein großes Verlangen danach äußerte. Ich habe mir nur vier kleine Stübchen zurückbehalten. Sie sind klein, sehr bescheiden, aber sauber und hübsch und haben den Vorzug, daß die Sonne im Winter vom Morgen bis zum Abend darauf liegt. Die Sonne ist für uns Alte ein Freund und ein Arzt. Diese vier Stübchen stehen zu deiner Verfügung.

Ich nehme eins davon, sagte Hieronimus lebhaft; dann können wir ja unsern Kram zusammenwerfen; Miete und

Kostgeld bezahle ich, das versteht sich von selbst. Mag das Stübchen noch so klein sein, Platz für ein paar Bücher, für ein Bett und für einen Lehnsessel wird doch wohl immer da sein, damit man sich nach dem Essen behaglich hinstrecken und seine Cigarre rauchen kann, das genügt mir.

Wir leben brüderlich wie zwei Philosophen zusammen, unterhalten uns von unserer Vergangenheit und trösten uns über unser Alter, indem wir auf die Gegenwart schimpfen und räsonniren.

Gut, so soll es sein, sieh dir jetzt mein kleines Quartier einmal an.

Wie der Notar gesagt hatte, waren es vier Zimmer: das erste diente als Büreau und war das geräumigste; ihm zur Seite befand sich die Küche und auf der Hinterseite des Hauses die beiden anderen, von denen eins Gaudenz für sich behielt und das andere von Hieronimus eingenommen wurde, dem die Aussicht, welche sein Fenster bot, und der Sonnenschein, welcher es mächtig durchflutete, über alle Maßen behagten.

Die Aussicht ging auf eine Reihe von Anlagen und kleinen Gärten, welche vor dem Blicke einen reichen Teppich frischesten Grüns entfalteten, mit Blumen geschmückt und durchbrochen von dichten Zäunen und Bächen durchsichtigen Wassers, die lustig dahinflossen.

Hieronimus hatte sehr rasch die Lebensmethode seines alten Freundes sich ebenfalls zu eigen gemacht. Er stand frühzeitig auf und machte, während Gaudenz auf seinem Büreau arbeitete, um sich Appetit zu holen, lange Spaziergänge in den schönsten Umgebungen des Landes, teilte darauf in Gesellschaft des Notars die Stunden seines Tagewerks zwischen dem Laden des Apothekers und langen Stationen

auf dem Kirchplatze, um den Abend in des Pfarrers Stiftswohnung zu enden, der sehr vergnügt war, einen neuen Rekruten für die Tarokspieler erworben zu haben.

Herr Dominik, der Apotheker, hatte nicht gezaudert, dem Herrn Hieronimus ein wenig entgegenzukommen; doch dieser versteckte aus Rücksicht gegen den Vater seine wahren Empfindungen über ihn oder gab sie doch nur durch sein Stillschweigen kund, indem er in den allerseltensten Fällen das Wort an diese mächtige Persönlichkeit des Dorfes richtete.

Übrigens war das Leben, das Onkel Hieronimus führte, wirklich das eines armen Teufels, der kaum soviel besitzt, um alle Tage einmal Feuer unter den Kochtopf zu machen. Niemand wußte, wo oder wie er die geringen Kapitalien angelegt hatte, von deren Zinsen er lebte; auch vertraute er sich niemand an und wenn einmal ein vorlauter Unbesonnener Anspielungen und Fragen in dieser Hinsicht machen zu wollen schien, gab ihm Hieronimus schnell eine von seinen barschen Antworten, welche jedermann die Lust benahmen, dringlicher zu werden oder nochmals auf ein ähnliches Gespräch zurückzukommen.

Ab und zu entfernte er sich aus dem Dorfe; er nahm Barbettas Gefährt, ließ sich nach der nächsten Eisenbahnstation bringen und kehrte wieder von dort zurück, während niemand wußte wo er gewesen war, aber alle sich zuflüsterten, er ginge dorthin in seinen Geschäften.

Nachdem der gleiche Fall zwei oder drei mal eingetreten war, wurde er, wie man sich wohl denken kann, zum Gegenstand des Dorfklatsches, und Frau Genoveva, die ein dunkles Geheimnis witterte, geriet in die grenzenloseste Neugier, es zu entdecken. Wir werden später sehen, was für Schritte sie in dieser Absicht that und von welchem Erfolg die angestellten Versuche begleitet waren.

Mit der Familie seines Neffen unterhielt Hieronimus nur sehr unterbrochene Beziehungen. Bei den seltenen Gelegenheiten, wo er ihr Haus betrat, zeigte er nur allzu unverhohlen, daß die Gesellschaft des Herrn Jakob und das Geplapper Frau Genovevas ihn im Übermaß ungeduldig machten. Wenn die Varadas kamen, um ihn in seinem Kämmerchen aufzusuchen, nahm er sie mit so wenig Artigkeit auf, daß, ein so hartes Fell sie auch haben mochten, sie doch die Kränkung fühlen mußten, und da sie am letzten Ende nicht den geringsten Grund zu haben glaubten, in mutig ergebungsvoller Duldung die Rüffel und Verachtungsausbrüche des wunderlichen Onkels überzuschlucken, wiederholten sie sich das Sprichwort: „Wer mein nicht begehrt, ist mein nicht wert“ und machten einen Schlußstrich unter ihre Besuche, was ihnen der Onkel durch vollkommene Erwiederung ihres Verfahrens vergalt.

Doch besuchten ihn die Mädchen noch bisweilen, namentlich Henriette, an deren Frohsinn, Anmut und Grazie der alte Onkel offenbar seinen Gefallen hatte. Johanna konnte sich weniger häufig zu ihm begeben, weil die häuslichen Geschäfte und die beständigen Arbeiten, die ihr auf den Schultern lagen, sie sklavisch an das Haus gefesselt hielten; auch drängte sie Hieronimus nicht, wie es bei Henriette geschah, zur baldigen Wiederholung ihres Besuchs; denn wenn auch das schwere Mißgeschick der Ärmsten sein Mitleid erweckte und er sie mit einer gewissen zarten Milde behandelte, die bei seinem Charakter und bei seinen wunderlichen Gewohnheiten wahrhaft staunenswert war, so war ihm doch die Gegenwart und die Gesellschaft dieser Unglücklichen nicht so angenehm, daß er sich selbst hätte darum bemühen sollen.

10.

Wenige Tage nach seiner Ankunft hielt sich Onkel Hieronimus verpflichtet, dem Markese von Roccavecchia einen Besuch abzustatten. Die adlige Familie hatte ihre Verpflichtungen gegen die plebejische der Porrettas; aber auch diese letztere schuldete der ersteren eine gewisse Dosis von Erkenntlichkeit für empfangene Wohlthaten. Hieronimus warf sich also in seinen besten Gesellschaftsanzug, und auf seinen Stock gestützt, von dem er sich niemals trennte, stieg er langsam die Anhöhe empor, welche zu dem Schloß führte, das von einem hervorspringenden Punkte das zu seinen Füßen hingestreckte Dorf beherrschte.

Den Sohn eines alten Beamten seines Hauses, den Neffen des Mannes, der während der Revolution nicht allein den Grundbesitz, sondern sogar die Renten der in der Verbannung lebenden Roccavecchia gerettet hatte, empfing der Markese mit jener Freundlichkeit und Gönnerschaft, die ein vornehmer Mann gegen einen Lieblingsdiener zeigt. In der Artigkeit, mit der der Markese dem heimkehrenden Hieronimus den Vortritt in seinen Salon ließ, mit der er durch eine leichte Neigung des Hauptes seinen Gruß erwiederte, mit der er ihm zulächelte, während er ihm mit dem Finger einen Sessel sich gegenüber anwies, lag die ganze Überlegenheit eines Halbgottes mit blauem Blut in den Adern über einen Menschen mit plebejischem Blute; es lag darin die volle Herablassung, mit der jemand aus einer höheren Sphäre großmütig einwilligt, zu dem niederen Niveau dessen, der ihm entgegentritt, herabzusteigen. Der Markese handelte so, ohne irgend eine bestimmte Absicht und ohne es selbst zu bemerken, nur aus

Macht der Gewohnheit, die ihm durch das Beispiel seiner Eltern von Kindheit an eingeflößt war, die von allen ruhig hingenommen wurde, die ihn umgaben, und so bei ihm heimisch geworden war, daß sie seine eigentliche zweite Natur bildete. Es war nur eine ganz leichte Färbung, die diejenigen, welche gewöhnlich in seiner Nähe verkehrten, garnicht einmal bemerkten oder denen sie als das Natürlichste von der Welt vorkam; eine gewisse Manier, wie er die vor ihm stehenden von oben herab ansah, wie er das Wort an sie richtete, wie er lächelte, die Hand gab, auf die Gespräche lauschte, eine Manier, die der Markese nicht mehr zeigte, wenn er mit Personen, die ihm an Adel gleichstanden, sich zusammen sah, und welche doch durchaus nicht verhinderte, daß im ganzen Kreise der alte Aristokrat den Ruf des artigsten und höflichsten Menschen hatte, den man nur sehen konnte.

Ehe er nach den fremden Ländern abreiste, würde Hieronimus, der gewöhnt war, in der eigenen Familie die Roccavecchias als etwas höherer Natur zu betrachten, diese gewisse leichte Färbung von gnädiger Gönnerschaft nicht im mindesten in den Manieren des Markese bemerkt haben, und hätte er sie bemerkt, würde er sich keinen Augenblick dadurch beleidigt gefühlt haben! Aber jetzt, nachdem er soviel Länder gesehen und durch eigene Prüfungen den wahren Wert der Menschen in der Welt hatte kennen lernen, jetzt, wo er im Ringen mit den Ereignissen von sich selbst einen höheren Begriff gefaßt hatte, fühlte er nicht allein in der Höflichkeit des Markese die Eitelkeit des Aristokraten, sondern war auch im Stolze seines Charakters und in der Reizbarkeit seiner Laune verwundet.

Glaubt denn dieser alte Nichtsnutz vielleicht, ich stünde noch in seinen Diensten oder lebte von seinem Jahrgeld? Ich

bin ein Mensch wie er, und vielleicht besser als er, denn ich habe mehr gearbeitet und habe auch mehr gelernt.

So sehr er sich auch zügelte, trugen doch alle seine Antworten an den Markese das Gepräge einer Trockenheit und einer ungebundenen Freimütigkeit, welche nach der Empfindung des erstaunten und wenig geschmeichelten Markese dicht an Frechheit angrenzten. Daraus folgte nun, daß der alte Adlige ein wenig von seiner ausgesuchten Formeneleganz fahren ließ, und das machte von seiten des Plebejers das Gespräch nur noch heftiger und rücksichtsloser. Man weiß ja, wie es kommt, wenn zwischen zwei Menschen ein Samenkorn des Widerspruchs fällt und nun aufkeimt und furchtbar rasch sich entwickelt. Die beiden Alten hatten keine Viertelstunde mit einander gesprochen und schon betrachteten sie sich als zwei Gegner. Eine Schranke hatte sich zwischen ihnen erhoben, und auf der einen wie auf der andern Seite war ein tolles Gelüst, den Widersprechenden um die Wette zu verwunden und zu demütigen.

Der Markese hatte auf nichts anderes zu fallen gewußt, als auf sein Lieblingsthema, die politische Satire und Verhöhnung der tagesläufigen Ereignisse, und als er hörte oder vielmehr sah, daß sie seinen Zwischenredner ärgerten, machte er die boshaft schärfsten Epigramme auf das neue Italien. Hieronimus hatte seit seinem Aufenthalt im Osten freisinnigere Meinungen geschöpft, als er vor dem Verlassen des Landes gehegt hatte; außerdem stachelte die Reizbarkeit, die in ihm gegen den stolzen Aristokraten entsprungen war, ihn an, ihm überall streitbar entgegenzutreten und auch in solchen Dingen, in denen er vielleicht nicht Unrecht hatte und wo Hieronimus ihm wohl hätte beipflichten können. Daraus entspann sich dann ein Streit, dessen Entartung zum Zank nur durch die

ganz ausgezeichnete Erziehung des Markese verhindert wurde, sowie durch einen kleinen Rest, der noch in dem Sohne des Beamten des Hauses Roccavecchia steckte, von jenem willfährigen Gehorsam, den seine Vorfahren immer für ihre edlen Patrone empfunden hatten.

Als sich der Markese und der Onkel der Varadas trennten, waren sie zwei unversöhnliche Gegner. Sie grüßten sich kühl mit Beobachtung aller Formen der Höflichkeit; aber der edle Schloßherr sagte bei sich:

Mögest du niemals deinen Fuß in mein Haus setzen, alter Tollkopf von Liberalen!

Und Hieronimus dachte seinerseits:

Ehe ich wieder einmal in deine Säle trete, alter Pavian von Aristokraten, kann viel Wasser unter der Brücke weg laufen!

Denselben Abend, während man im Pfarrhaus Tarok spielte, erzählte der Onkel der Varadas sein Treffen mit dem Markese und verurteilte denselben als einen unerträglichen hochmütigen Narren, als einen dreimal im Feuer gerösteten Reaktionär, der sich einbildete, wer weiß was zu sein, und der am liebsten die Welt rückwärts drehte, um wieder in jener schurkischen Epoche zu leben, als seine Adligen alle Privilegien hatten.

Bei diesem Ausgang schwieg der Apotheker diplomatisch und schien ganz in die Betrachtung seiner Karten versenkt; der Pfarrer zeigte sich sehr unruhig und verlegen, und der Notar sagte mit seiner gewohnten milden Duldung:

Man muß jedermann seine Meinungen lassen und sie achten, wenn sie nichts Böses anrichten. Mag er denken und wünschen, was er will, der Markese ist ein Ehrenmann. . . .

Jetzt hatte auch der Pfarrer den Mut hinzuzufügen:

Ja gewiß, er teilt viel milde Gaben aus und ist für sehr viele arme Familien des Landes eine wahre Vorsehung.

Hieronimus sagte nichts weiter, aber er brummte etwas Unverständliches zwischen den Zähnen, spielte den ganzen Abend verkehrt und war in einer grimmigeren Laune als gewöhnlich.

Kaum erblickte andererseits der Markese die Varadas einmal wieder, nach dem Zwiegespräch mit ihrem Onkel, so sagte er ihnen mit bitterer Ironie:

Ich habe Ihren Onkel gesehen. Alle Wetter, das ist ja ein gehöriger Liberaler, von reinstem Wasser.

Die Varadas entschuldigten sich ganz demütig deswegen, wie wegen eines Unglücks, das einen jeden ohne seine Schuld treffen kann. Aber das war nicht der Grund, weshalb ihre Beziehungen zu Onkel Hieronimus lebhafter oder herzlicher hätten werden sollen. Sie würden auch Henriette ganz und gar verboten haben, wieder den Fuß in das Haus des Onkels zu setzen, wenn sich das Mädchen nicht gegen diesen Befehl gesträubt hätte und wenn sie nicht, da sie zu guter letzt doch alles erreichte, was sie wünschte, Vater und Mutter überredet hätte, sie den alten Hieronimus besuchen zu lassen, wenn es ihr behagte.

11.

Don Pasquale pflegte immer die Frühmesse zu halten. Die Sonne war noch nicht aufgegangen, wenn er das unblutige Opfer darbrachte bei dem zweifelhaften Lichte der Kerzen, welche in der matten Halbdämmerung zitternd schimmerten, in Gegenwart von zwei oder drei armen Frauen, die ihr Pater-noster murmelten.

An einem jener Maimorgen, wo in den Bergländern die Temperatur noch äußerst kühl und die Luft scharf ist, wo man noch den Hauch aus dem Munde des Sprechenden kommen sehen kann, vierzehn Tage nach der Ankunft des Onkel Hieronimus, war der gute Pfarrer wie gewöhnlich dabei, seine Messe vor dem Altar der Mutter Gottes zu den sieben Schmerzen zu lesen. Der Tag zögerte diesmal mehr als sonst zu erscheinen, denn der Himmel war wolkenbedeckt und ein feiner Sprühregen, der leise herabtropfte, ließ durch die Feuchtigkeit die Temperatur noch kälter erscheinen Die dürftige Anzahl der Zuhörer bei der Frühmette war noch dürftiger als gewöhnlich, und als Don Pasquale aus der Sakristei trat, hatte er nur zwei oder drei Frauengestalten im Dunkeln auf den Knien liegen sehen, welche er nicht erkannte und wie es seine Gewohnheit war, auch gar nicht zu erkennen sich bemühte.

Als er seine Messe begonnen hatte, hörte er plötzlich aus einem Winkelchen dicht am Beichtstuhl, der sich an einen Pfeiler des Bogenganges lehnte, einen tiefen Husten schallen, so schmerzlich, daß es das Herz jedes mitleidigen Wesens zusammenschnüren mußte.

Das ist die arme Johanna, ich wette darauf, sagte der Pfarrer im Stillen mit tiefer Bekümmernis. Und er wandte sich ein wenig mit seinem Körper um und ließ einen Blick nach jener Seite schweifen. Dort sah er auf die eisigen Marmorplatten des Fußbodens eine Masse hingestreckt, die man für einen Haufen Zeugs hätte halten können, wenn nicht das leise Geflüster eines brünstigen Gebetes und hin und wieder der Ausbruch jenes so schmerzvollen Hustens sie als ein menschliches Wesen enthüllt hätte.

Sie ist es wirklich, fuhr der gute Priester fort leise vor sich hin zu bemerken, nicht wenig in seiner Amtshandlung

gestört durch das tiefe Mitleid, das in seiner Seele auftauchte. Schon so früh aufgestanden und nun da auf den Knien auf dem feuchten und kalten Boden! Das kann ja einen Gesunden elend machen. Nun, sie solls gleich von mir hören!

Ich möchte kaum die Behauptung wagen, daß Don Pasquale die Celebration der Messe äußerst beschleunigte, um das unglückliche schwache Mädchen desto schneller aus ihrer schädlichen Stellung zu befreien; aber thatsächlich ist es, daß seine Messe, die niemals lang war, an diesem Morgen noch kürzer als gewöhnlich dauerte.

Beim Fortschreiten vom Altar ging der Pfarrer, etwas ganz ungewöhnliches, um den Pfeiler herum, um dicht neben Johanna vorbeizugehen, bevor er sich in die Sakristei begab, und als er nahe neben der Ärmsten, die noch immer in jener Weise auf den Knien lag, sich befand, sagte er:

Komm in die Sakristei; ich habe mit dir zu sprechen.

Johanna neigte sich bejahend und als der Pfarrer in die Sakristei eingetreten war, machte sie nach Beendigung ihrer Gebete das Zeichen des Kreuzes über sich, erhob sich mühsam und begab sich humpelnd dorthin, wo Don Pasquale sie erwartete.

Der Pfarrer hatte sein Ornat bereits abgelegt und stützte sich nun auf die grobgeschnitzte Holzlehne eines großen Schrankes, indem er seine Tabaksdose zwischen den Fingern mit einer Schnelligkeit umdrehte, die bei ihm das Zeichen war, daß ihm etwas Unangenehmes passirt war.

Als er Johanna sich nähern sah, fing er an den Kopf mit einer Miene voll Unzufriedenheit zu schütteln, während sich auf seinen Zügen die Teilnahme und das Mitleid ausprägten, welche er vergeblich bemüht gewesen wäre, vor dem unglücklichen Wesen zu verbergen.

Zu dieser Stunde, kränklich wie du bist, schon aufgestanden! rief der Pfarrer im Tone zärtlichsten Vorwurfs aus.

Ich stehe immer mit der Morgendämmerung auf, antwortete demütig Johanna, denn wenn ich es nicht so machte, wie sollte ich da die Zeit haben, alle meine Obliegenheiten zu erfüllen, ich, die ich viel zu langsam und ungeschickt bin.

Wenigstens durftest du bei einer so naßkalten Witterung nicht ausgehen und dich in unsre Kirche setzen, die so kühl ist wie eine Eisgrube.

Ich empfand so sehr das Bedürfnis, eine Messe zu hören.

Ach die Messe! begann der Probst mit dem Ausdruck der Ungeduld; aber er verbesserte sich schnell und fügte mit dem gewöhnlichen friedreichen Tone hinzu: Ja, ja, sehr gut. Es ist immer ein gutes Werk, die Messe zu hören, aber dies ist doch nicht die einzige, die gelesen wird.

Später hätte ich nicht kommen können, und dann hatte ich auch den sehnsüchtigen Wunsch . . .

Sie schien zu zaudern.

Was denn, was denn? fragte in Eile der Pfarrer.

Daß Sie mir die Barmherzigkeit erwiesen, meine Beichte zu hören.

Ei ja! ich bin sofort bereit. Ich habe allerdings noch nicht gefrühstückt, auch meinen Kaffee noch nicht eingenommen, aber das verschlägt nichts. Deinetwillen, meine liebe, gute Tochter . . .

O nein! unterbrach ihn lebhaft die demütige Johanna; ich wünsche nicht, daß Sie sich meinetwegen stören lassen. . . Es versteht sich von selbst, daß ich warte. Ich gehe in die Kirche und werde Sie da im Beichtstuhl erwarten. Sie können ganz nach Ihrer Bequemlichkeit handeln, und werden mir, wenn Sie können, die Gnade erweisen, zu kommen.

Und als ob sie nichts weiter hätte hören wollen, wandte sie sich schnell um, um wieder in die Kirche zu treten; aber Don Pasquale streckte eine Hand aus und hielt sie fest, nachdem er ihren Arm ergriffen hatte.

Halt, sagte er, du willst wieder in die Kälte zurück, die dir so übel bekommt?

Indem er mit der Hand, die den Arm gepackt hatte, ihre Kleidung berührte, fühlte er, daß sie durch und durch feucht war.

Unseliges Geschöpf! schrie er auf. Du bist ohne Schirm in die Kirche gekommen?

Die Regenschirme sind oben, und um einen zu holen, hätte ich Vater und Mutter und Henriette im Schlaf stören können . . .

Und du bist also die ganze Zeit so dageblieben, mit den durchnäßten Kleidern auf dem Rücken! Aber du bist rein toll, du willst dich ja hinmorden!

Ach nein, Herr Pfarrer. Ich habe zur Madonna so herzlich gebetet. Sie wird mir schon helfen.

Jawohl, sie wird dir helfen! Hilf dir selbst, daß Gott dir helfe, sagt das Sprichwort. Ich kann und will dich indessen hier nicht mit dem ganzen nassen Zeuge auf dem Rücken lassen. Komm mit ins Stiftshaus; da werden wir ein schönes Reisigfeuer in der Küche finden und ein Schälchen warmen Kaffees, den uns Margarethe gemacht hat . . .

Aber . . . flüsterte Johanna, indem sie der Hand des Pfarrers widerstrebte, der sie in der Richtung nach der Hausthür fortziehen wollte, wohin er selbst den Weg einschlug.

Aber die Beichte, willst du sagen? Ei, ich verstehe dich wohl. Du wirst mir alles dasselbe in meinem Zimmer beichten, während du bequem in meinem Lehnstuhl sitzt und

der liebe Gott, das glaube mir nur, wird uns sehen und wird selbst mitten unter uns weilen.

Johanna folgte dem Probste, welcher seinen Ausgang durch das Sakristeipförtchen nahm und sie mit wenigen Schritten zu der anstoßenden bescheidenen Pfarrerswohnung führte.

Die dicke Margarethe brummte schon, weil ihr Herr mit seinem Kommen sich so verspätete, um den Kaffee, den sie gemacht hatte, einzunehmen. Auf dem hohen Küchenherde unterhielten zwei aneinander geschobene Holzstücke noch ein wenig Feuer, über dem die gelbe zinnerne Kanne ihr rundes Bäuchlein anwärmte.

Die alte Magd würde auch diesmal nicht von ihrer guten Gewohnheit abgewichen sein, die sie für ihre heilige Pflicht hielt, den Pfarrer nämlich mit dem Ton eines scheltenden Vorwurfs zu empfangen, wenn der Pfarrer selbst ihr nur die Zeit dazu gelassen hätte; aber Don Pasquale sagte bei seinem Eintritte mit einem entschiedenen Befehlstone, dessen er sich selten genug bediente, zu Margarethe, welche, wie gewöhnlich, mit den Händen in die Seiten gestemmt, breit dastand:

Wirf noch eine Hand voll Reisig auf das Feuer! Ist der Kaffee fertig?

Die Dienerin wollte antworten: Und ob! aber er ließ ihr gar keine Zeit dazu.

Ja! Dann ists gut; stelle zwei Tassen auf einen Teller und zwar wird Fräulein Varada eine davon nehmen ... Bring' einen Stuhl hier dicht neben das Feuer — rasch, damit sie sich dort setzen kann. Ihr ganzes Zeug auf ihrem Leibe ist naß.

Seh' mal einer den Ungestüm! schrie Margarethe; und

soviclerlei! Ich kann wirklich nicht alles auf einmal machen; ich habe keine hundert Hände und keine hundert Beine. Erst das Reisig holen und dann die Tassen und dann den Stuhl...

Fang mit dem Reisig an, sagte der gute Priester mit seiner musterhaften Geduld; darauf wirst du uns Kaffee geben; den Stuhl will ich schon selbst holen.

Und nachdem er eiligst die Prise, welche sich noch zwischen seinen Fingern fand, in die Nase geschoben, ergriff er einen Stuhl an der Rückenlehne und rückte ihn dicht an den Kamin.

Wer weiß, welche und wie mächtige Gründe zum Zorn Margarethe in den Worten und Gesten des Pfarrers gefunden haben würde, wäre in diesem Moment ihr Blick nicht auf die arme Johanna gefallen, welche sich dicht an der Thüre hielt, ganz demütig und bescheiden und wie verloren. Als sie sie so leichenblaß, ja fast grünlich im Gesicht stehen sah, und wie sie unter den Schauern erzitterte, die ihr durch die mageren Glieder liefen, fühlte Margarethe, die im Grunde ein gutes Weib war, Mitleid mit der Lahmen, und ohne weiter ein Wort zu verlieren, hielt sie sich verpflichtet, an die Ärmste eine Art freundliches Lächeln und eine kleine Ermutigung zu richten.

Treten Sie doch näher, Fräulein. Sie sind ja wahrhaftig zugerichtet wie ein Pudel, der aus dem Wasser springt. Lassen Sie mich Ihnen hier schnell eine Glut machen, gegen die das Freudenfeuer am heiligen Michaelistage nichts im Vergleiche sein soll. Sie nahm ein Bündel trockner Zweige, zerbrach sie und warf sie auf ihre brennenden Holzscheite, fügte ein paar Splitter hinzu und eine Hand voll Hobelspäne und hatte im Nu ein lustiges und lebhaftes Feuer aufflammen lassen, dessen Anblick wohl einen Unglücklichen mit erstarrten Gliedern wieder erheitern konnte.

Johanna, welche sich dicht neben dieses stärkende Feuer setzen mußte, öffnete die Lippen zu einem blassen Lächeln des Wohlbehagens, und als sie den warmen Kaffee genommen hatte, den Margarethe ihr rasch eingoß und darreichte, fühlte sie sich wahrhaft gestärkt und erholt.

Entschuldigen Sie, sagte sie darauf zum Pfarrer, schüchtern, wie gewöhnlich; ich möchte Ihnen nicht gern Last bereiten, aber wenn Sie vielleicht mir schnell die Liebe erweisen könnten, um die ich Sie gebeten habe... Es kümmert mich so, wenn ich zu spät nach Haus käme und meine Pflicht versäumte...

Schön, schön, du hast ganz Recht. Ich bin bereit, komm nur ins andere Zimmer. Er führte sie in seine Stube und nachdem er sich auf den Strohsessel gesetzt hatte, der unter einem hölzernen, an der Wand hängenden einfachen Kruzifix stand, rüstete er sich, diese Ärmste zur Beichte anzunehmen.

Johanna selbst warf sich auf die Knie zu Füßen des Pfarrers und begann ohne weiteres.

Die Seele dieser Unglücklichen war durch und durch fromm und religiös. In den erhabenen Ergießungen, in den göttlichen Tröstungen der Religion fand die Ärmste die einzige Zuflucht ihres leidenschaftlichen Herzens, den einzigen Abfluß ihres Liebesbedürfnisses. Sie liebte wahrhaftig, wie es die Schrift lehrt, Gott über alle Dinge und ihren Nächsten wie sich selbst; ja vielleicht noch mehr als sich selbst, insofern sie auch gegen sich selbst einen Teil jener Verachtung hatte, welche die andern gegen sie hegten, und weil sie sich für das allergeringste und unwürdigste Geschöpf Gottes hielt.

Don Pasquale hörte mit einem sanften, gütigen Lächeln auf die vermeintlichen Sünden dieser unschuldigen Seele und fühlte sich manchmal tief bewegt bei der Herzensgüte dieses

Wesens, dem jede Freude des Lebens versagt, jedes Glück der Jugend geraubt war. Er erteilte ihr schnell die Absolution, um sie vor seinen Füßen sich erheben zu lassen und auf einen Stuhl in seiner Nähe zu setzen, und hielt sie dann in freundlichem Gespräch noch zurück, mittelst dessen er es geschickt verstand, ohne daß sie es bemerkte, sie alle die Folterqualen, alle die Verfolgungen erzählen zu lassen, zu deren Zielscheibe sie in ihrer Familie gemacht war.

So floß eine Stunde dahin und ihr Zwiegespräch würde noch länger gewährt haben, wenn Johanna nicht nach einem Blick auf die Pendeluhr, die aus ihrem langen Gehäuse laut die Stunde verkündete, sich beeilt hätte fortzugehen, tief erschrocken, daß sie so spät nach Hause zurückkehren sollte.

Wirklich empfing Gertrud, ärgerlich darüber, daß sie selbst hatte Feuer anzünden und den Kaffee machen müssen, die arme Johanna mit einem herben Verweis, welcher der unglücklichen Lahmen die Augen mit Thränen und das Herz mit Bitterkeit erfüllte.

Aber die unwillkürlichen vertrauten Geständnisse, die Don Pasquale mittelst der Kunst seiner Fragen seinem Beichtkinde glücklich entlockt hatte, hatten einen tiefen Eindruck auf die Seele des guten Pfarrers gemacht, die doch schon so voll von Erbarmen für dieses leidende Geschöpf war.

Jeder hätte bemerken können, daß Don Pasquale in seinem Kopfe einen außergewöhnlichen Gedanken hin und her erwog. Seine Dose öffnete und schloß sich allzuhäufig unter seinen unruhigen Fingern; die Aufmerksamkeit, die er sonst dem ihm von Margarethe vorgesetzten Frühstück widmete, blieb diesmal weit hinter den Verdiensten der Köchin und seinem gewöhnlichen Appetit zurück. Der ruhige Ausdruck seines Gesichts, das so rundlich schimmerte wie das Bild

der Sonne auf einer Tarokkarte, gab ein tiefernstes Nachdenken über einen Entschluß, der gefaßt werden mußte, zu erkennen. Und mit einem Schlage war dieser Entschluß gefaßt. Er warf die Serviette, welche er über den Knieen hatte, auf den Tisch, schlug mit den Fingern hart auf den Deckel seiner Dose und sprang auf wie von einer Sprungfeder emporgeschnellt.

Heilige Madonna! rief Margarethe entsetzt aus, als sie ihn seinen Dreimaster ergreifen und mit beschleunigtem Schritt auf die Straßenthür losrücken sah. Was ist Ihnen denn passirt? Wohin rennen Sie mit solchem Ungestüm?

Don Pasquale antwortete nicht, wiegte den Kopf ein wenig mit einem Ausdruck, der deutlich erklärte: „Ich weiß sehr gut, was ich will" und ging, nachdem er hinausgetreten, schräg über den Platz und wandte sich dem Hause zu, wo über der Thür eines Ladens mitten zwischen zwei Äskulapstäben in roten Buchstaben auf schwarzem Grunde der Name Dominik Tartinis, des Apothekers, prangte.

Der Pfarrer öffnete das Glasfenster des Ladens und steckte nur seinen Kopf hinein. Bei dem Läuten des Glöckchens, welches die Thür beim Öffnen hatte klingen lassen, hob Dominik den Kopf empor; er saß hinter seinem Tresen, um seine Rechnungs- und Geschäftsbücher zu prüfen.

Guten Tag, Herr Probst, sagte der Apotheker, treten Sie näher.

Nein, ich suche den Herrn Hieronimus, und schaute nur nach, ob er vielleicht hier drinnen wäre. Können Sie mir sagen, ob er zu Hause ist?

Ich vermags nicht bestimmt zu sagen. Wahrscheinlich, ja. Wenn Sie wünschen, schicke ich den Jungen, um ihn zu rufen.

Nein, nein; ich gehe selbst, ich danke.

Er zog sich aus der Thür zurück, schloß sie wieder und schritt durch die Thür, welche sich an den Laden anlehnte, in das Haus hinein.

Was kann denn der Pfarrer zu dieser Zeit beim Herrn Hieronimus wollen? fragte sich der Apotheker, neugierig wie er war; er trat auf die Ausgangsstufen seines Ladens, um zu sehen, wenn der Priester herauskommen würde.

Auf der andern Seite des Platzes stand Margaretha auf dem Treppchen, das zur Thür der Stiftswohnung führte, noch nicht ganz wiederhergestellt von der Erstarrung, in die sie die neuen Manieren des Pfarrers versetzt hatten.

Der Apotheker hatte große Lust, Margarethe zu fragen, Margarethe hatte in gleichem Maße das Verlangen, gefragt zu werden. Sie machten jeder die Hälfte des Weges und trafen sich in der Mitte des Platzes.

Der Pfarrer ist mit einer so dringend eiligen Miene gekommen, um Herrn Hieronimus aufzusuchen, daß es mich nicht wenig überrascht hat, sagte der Apotheker.

Ach! er ist also zu Herrn Hieronimus gegangen? fragte die Magd, ebenso neugierig wie der Apotheker.

In Kürze erfuhr dieser letztere, daß zu ganz früher Morgenstunde die älteste Tochter des Gemeindesekretärs sich in das Stiftshaus begeben und über eine Stunde lang dort eine Unterredung mit dem Pfarrer gehabt hatte; und daß infolge davon Don Pasquale in Gedanken versunken war, bis er mit einem plötzlichen Entschluß aufgebrochen, um zu dem Onkel Johannas zu gehen.

Man müßte das Dorfleben nicht genügend kennen, um nicht zu erraten, daß diese einfachen Ereignisse die Phantasie des braven Apothekers und der wohlbeleibten Magd des

Pfarrers zu tausend abgeschmackten Vermutungen aufregten und in allen beiden ein tolles Verlangen weckten, das Geheimnis kennen zu lernen, welches nach ihrer festen Überzeugung darunter sich verbarg.

Dennoch genügten diese Aufregungen nicht für ihre Neugierde. Während sie noch mitten auf dem Platze hin und her redeten, trat aus der Hausthür des Apothekers der Pfarrer mit dem Onkel Hieronimus und dieser sagte beim Abschiednehmen von dem ersteren mit so lauter Stimme, daß es Margarethe und Dominik hören konnten:

Lassen Sie mich nur machen. Ich renne, ich spreche, ich handle und Sie werden sehen, daß alles gut gehen wird.

Sie werden ein gutes Werk thun, Hieronimus, sagte Don Pasquale.

Im Gegenteil, ich werde ja den reinen Nutzen für mich haben, und ich danke Ihnen von Herzen, daß Sie mir dies in den Sinn gegeben haben.

Sie schüttelten sich die Hände, der Pfarrer wandte sich nach seinem Hause, der Onkel Hieronimus mit seinem unzertrennlichen Knüppel schlug die Hauptstraße des Dorfes ein.

Was war das für ein gutes Werk? Wohin wollte Herr Hieronimus so eilig? In welchem Geschäft hoffte er Glück zu haben? Das waren die Fragen, welche die bis aufs äußerste gespannte Neugierde des Apothekers sich stellte, der noch immer mitten auf dem Platze wie eingewurzelt stand, mit dem Blicke dem Onkel Hieronimus folgte und ihn Halt machen sah und an die Hausthür der Varadas klopfen und dann eintreten, kaum daß sie nur geöffnet war.

Eins der Dinge, die er zu erfahren wünschte, hatte also Dominik schon ergründet: wohin Hieronimus zu gehen hatte. Aber weswegen? Da lag das Geheimnis, das zu entdecken

er sich abquälte. Wenn meine Leser nur ein Fünkchen von jener Neugierde verspüren, die der Apotheker hatte, so kann ich sie sofort befriedigen, indem ich sie mit dem bekannten Vorrecht der Romanschriftsteller zu Zeugen der Unterhaltung mache, die zwischen dem Pfarrer und Herrn Hieronimus stattgefunden hatte.

12.

Der Notar Tartini war nicht zu Hause. Hieronimus langweilte sich, betrachtete den bewölkten Himmel durch den grauen Rauch seiner Pfeife und saß dicht am Fenster, dessen Flügel zu schließen ihn die feuchte Luft veranlaßt hatte.

Ists erlaubt? sagte die offene und biedere Stimme des Pfarrers, der, da er die Thür der kleinen Wohnung nicht geschlossen gefunden hatte, in das erste Zimmer getreten war.

Wer da? antwortete Hieronimus barsch wie ein österreichischer Wachtmeister. Wenn Sie zum Notar wollen, der ist nicht zu Haus; kommen Sie später wieder.

Don Pasquale zeigte sein gutes altes Gesicht zwischen den Thürflügeln von Hieronimus' Zimmer.

Ich bins, aber ich suche nicht den Notar, sondern Sie.

Für den Onkel Johannas konnte der Pfarrer in keinem günstigeren Augenblick kommen. Er fühlte ein großes Unbehagen im ganzen Körper und wußte nicht, wohin er gehen, noch was er thun sollte, um es abzuschütteln. Die Gegenwart einer so zufriedenen Seele, wie Don Pasquale, schien ihm in diesem Augenblick ein wahres Glück.

Er erhob sich von seinem Sitz, ging dem Priester entgegen, nahm seine Hand und zog ihn mit heiterer und freundlicher Bewillkommnung hinein.

Brav gemacht, Don Pasquale! Sie führt wirklich ein guter Wind hierher. Leisten Sie einem armen Milzsüchtigen ein wenig Gesellschaft, dem die Einsamkeit hier an der Leber frißt. Setzen Sie sich — dort —, so ists schön. Es ist ein ganz abscheuliches Wetter. Wissen Sie, daß ich in Versuchung geraten bin, ein Feuerchen anzuzünden und meinen wattirten Schlafrock anzuziehen? Und das nennt man hier Frühling? Ist denn alles drunter und drüber gegangen in diesem Dorfe? Als ich noch jung war, gingen wir in diesen Tagen hin und pflückten Veilchen auf den Bergen. Und ich bin hierher gekommen, um mich an einem schönen blauen Himmel zu erquicken? Da hätte ich ebenso gut in dem Nebel dort unten bleiben können! Es regnet! Da gehe einer auf dem Felde spazieren.

Er wandte sich wie mit einem Tone drohender Herausforderung gegen den guten Don Pasquale, der doch sicher nichts dafür konnte.

Na, was sagen Sie dazu?

Der Pfarrer war äußerst vergnügt, Hieronimus in dieser Stimmung zu treffen. Nie wohl erheiterte die üble Laune irgend eines Menschen das gütige Herz eines Ehrenmannes so, wie es damals unserm guten Don Pasquale geschah. Auf seinen dicken Lippen lag ein wohlwollendes Lächeln; er bot voll Eifer seinem Gegenüber eine Priese an und reihte mit einer wahren Genugthuung im Blick und Ausdruck, nach seiner Gewohnheit, zwei oder drei Fragen aneinander:

Aha! Sie langweilen sich also gehörig? Das Alleinleben liegt schwer auf Ihnen, he? Sie finden, daß zwei alte

Herren, wie Sie und Gaudenz, einander doch nicht die Gesellschaft leisten können, die eine Familie giebt? Es kümmert Sie, keine Familie zu haben, was? Was würden Sie denn geben, um wenigstens ein Pröbchen davon zu haben? Fühlen Sie die ganze Öde eines Lebens, das nicht von zärtlicher Liebe umgeben ist? Herrlich, prächtig!

Hieronimus sah den Priester an mit der Miene eines Schäferhundes, der eben einem Unglücklichen in die Waden fahren will, welcher in die seiner Bewachung anvertraute Hürde eingetreten ist.

I da schlag doch gleich das Wetter ein! rief er, indem er eine jener Lästerungen ausstieß, die ihm abends entschlüpften, wenn die Versehen und Fehler des guten Gaudenz, seines Spielpartners, ihn Bagatt verlieren ließen. Was wollen Sie mir denn da erzählen, Herr Probst? Jawohl, ich langweile mich; jawohl, mich drückt dies einsam öde Leben; ja, ich gäbe diese Hand und diese Pfeife drum, wenn ich so einen Schelm von Jungen hätte, der mich närrisch machte. Ich bin absichtlich in dies häßliche Loch von verlorenem Dorf gekommen, das nicht einmal der Teufel besuchen mag. Und was soll ich hier machen, wenn ich eine Familie von Egoisten finde, die den Esel von Onkel lieben würden, wenn er mit Gold beladen wäre? Und das paßt mir nicht! Verstanden? Da hilft also kein Sagen und kein Klagen, man muß in den sauern Apfel beißen; und wenn Sie ein Körnchen Witz im Kopf haben, Herr Probst, würden Sie mir nicht mit solchen Gründen aufs Dach steigen, die ich besser als Sie kenne.

Don Pasquale fuhr fort zu lächeln; er öffnete die Dose, rührte den Tabak durcheinander, schloß den Deckel, schlug mit vier Fingern darauf, und indem er die Dose langsam zwischen Daumen und Zeigefinger hin und her drehte, hob er von

neuem an, ohne im geringsten von Hieronimus' langer Rede erschreckt zu sein:

Wir sind vollkommen eines Sinnes. Aber was würden Sie denn sagen, wenn ich hier gleich auf der Stelle eine kleine Familie herzauberte? Sie und Gaudenz sind wie zwei Brüder. Gut! Sie fühlen das Bedürfnis nach einer kindlichen Herzensneigung und Liebe; und die habe ich für Sie gefunden. Im Augenblick noch sagten Sie, welche große Lust es für Sie sein würde, einen Schelm von Sohn zu haben; was für ein Gesicht würden Sie wohl machen, wenn ich Ihnen Mittel und Wege zeigte, einen Engel von Tochter zu haben?

Hieronimus machte große Augen.

Was wäre denn das für ein Zigeunermädchen? fuhr er barsch heraus. Erklären Sie sich, denn ich habe nie zum Rätsellösen getaugt.

Das Rätsel ist schnell gelöst. Sie haben Verwandte —

Ach sprechen Sie mir nicht von den Varadas, unterbrach ihn der mürrische Alte. Sehen Sie dies verdammte Wetter an; den Tag, an dem ich gekommen bin, lachte es mich auf das lieblichste und heiterste mit dem leuchtendsten Sonnenschein an, und nun schauen Sie, wies mich angrollt mit seinem Novembermorgen mitten im vollen Maimonat. Nun wohl, die Herrschaften da, meine Anverwandten, waren ebenso. Ein wahres Fest, mich zu empfangen. Sechs Kasserolle auf dem Herd, Frau Genoveva mit dem seidenen Kleide auf dem Rücken und auf dem Gesichte das wohlgefällige Lächeln eines, der eine Erbschaft erwartet. Kaum habe ich gesagt, daß ich ganz zu Grunde gerichtet heimkehre, da umwölkt sich ihr Herz und sie läßt den Mund hängen; sie zeigen, wie sie das Mittagsmahl reute, das sie mir veranstaltet, der Wein, den ich getrunken hatte, die Artigkeit, die sie an mich verschwendet, und

setzen mir den Stuhl vor die Thür. Mögen sie zum Teufel gehen und ihre Verwandtschaft dazu, aber ich will die Nase nicht im Gesicht behalten, wenn ich es sie nicht früher oder später büßen lasse.

Don Pasquale legte weich seine Hand auf den Vorderarm des Onkel Hieronimus und sagte ihm in sanfter und milder Weise:

Nein, nicht büßen lassen, mein Freund! Wissen Sie, was die Pflicht eines Christen ist?

Ach lassen Sie mich hier in Ruhe mit Ihren Christenpflichten! Wollen Sie mir jetzt etwa eine Predigt halten?

Nein, durchaus nicht; ganz im Gegenteil! Haben Sie es je empfunden, daß es ein Mittel giebt, das Böse, das uns widerfahren, zu vergelten, welches den, der Unrecht gegen uns hat, noch tiefer beschämt und unsere Seele noch inniger erquickt?

Seele, ach was Seele, brummte Hieronimus, und er hätte vielleicht eine starke Brutalität hinzugefügt, wenn der Pfarrer sich nicht beeilt hätte, mit seinen Fragen fortzufahren:

Sie werden oftmals im Leben beleidigt worden sein, nicht wahr? Ist es Ihnen da niemals widerfahren, dem hernach einen Dienst erweisen zu dürfen, der Ihnen Schaden oder Mißvergnügen bereitet? Ich wette, daß es so ist. Nun gut; haben Sie da nicht eine süße Wonne empfunden? Weiter aber; ich komme jetzt durchaus nicht her, um Ihnen zu sagen, etwas für Herrn Jakob und sein Weib zu thun. Weit gefehlt! Aber wollen Sie denn das Unrecht ferner der ganzen Familie zur Schuld anrechnen? Sollen auch die unschuldigen Kinder die Last der elterlichen Fehler tragen? Nun hat aber Herr Jakob zwei Töchter.

Hieronimus spitzte, wie man zu sagen pflegt, die Ohren und zeigte, daß er eine lebhafte und interessirte Aufmerksamkeit schenkte.

Wohlan? sagte er, wie um den guten Priester zum Fortfahren zu ermutigen.

Wohlan denn: möchten Sie wohl auch mit ihnen in Groll leben?

Ganz und gar nicht. Die haben wahrhaftig nicht die geringste Schuld daran! Sie waren und sind immer gegen mich sehr liebreich gewesen, die eine so gut wie die andere; ich sehe sie immer mit Vergnügen, wenn sie zum Besuch zu mir kommen; und wenn sie auch noch häufiger kämen, würde ich mich nicht im mindesten darüber beklagen.

Don Pasquale holte tief Atem und nahm aus seiner Dose eine Prise Tabak.

Vorzüglich, sagte er mit heiterer, lächelnderer Miene als je. Nun sind wir geborgen. Was würde Sie denn dünken, wenn ich Ihnen den Vorschlag machte, eins von diesen Mädchen als Tochter bei sich aufzunehmen?

Hieronimus sprang auf.

Welche? Henriette? fragte er lebhaft.

Nein, Johanna!

Hu, cette laideron! brummte Hieronimus zwischen den Zähnen und schnitt eine Grimasse, die wenig Gutes versprach.

Aber der gute Priester sagte mit dem Feuereifer eines, der etwas empfiehlt, das ihm selbst am Herzen liegt:

Sie ist so sehr häßlich, nicht wahr? Sie wollen mir sagen, daß es nicht angenehm ist, ein armes Wesen stets vor und um sich zu haben, das so von der Natur mißhandelt ist? Nicht? Doch wenn Sie wüßten, welch auserlesene Seele in diesem ungestalteten Körper ihre Einkehr gehalten hat? Sie haben das Bedürfnis, geliebt zu werden; ist dem nicht

so? Wo aber wollen Sie eine Liebe finden, die so unbeschränkt, so fromm ergeben, so scharfsinnig Ihnen zu dienen wäre? Nie und nirgends, das sage ich Ihnen.

Er sprach eine volle Viertelstunde; er fragte in seiner Weise und antwortete sich selbst, that laute Ausrufe, schlug auf die Dose, wurde warm wie ein Advokat, der lange plaidirt, aber wie ein Advokat, der von seiner guten Sache überzeugt ist und auf den Lippen und im Herzen die Überzeugung hat — jene Überzeugung, die sich ganz leise fortpflanzt und sanft die Seele des Zuhörers erobert.

Der Onkel Hieronimus war schon halb überzeugt und halb bewegt. Er betrachtete den grauen Rauch seiner Pfeife und durch die Glasscheiben die düstern Wolken des Regenhimmels. Er fühlte, wie in seinem Herzen jener gewisse Trieb schützender Liebe keimte, den alle Männer reifern Alters haben; er malte sich auf einmal den Gedanken aus, wie eine liebreiche Hand, die sich um seine Wäsche und um seine Kleidung kümmerte, die ihm abends seine Bettdecke zurückschlüge, ihm den Schlafrock und die von ihr selbst gestickten Pantoffeln darreichte, wie eine solche Hand es doch viel, viel besser machen würde, als die gedungene, unordentliche und ungeschickte Hand einer Magd.

Er lachte bei dem plötzlichen Gedanken, daß dieselbe Hand ihm vielleicht auch seine Pfeife stopfte und reichte.

Don Pasquale, der ihn lachen sah, hielt seine Sache für verloren; aber sie war im Gegenteil gewonnen.

Doch ich thue Unrecht, immer nur die Vorteile zu betonen, die Sie davon haben würden, fuhr der Pfarrer immer aufgeregter fort; ist ein Mann Ihres gleichen ein Egoist wie andere Leute? Und wollen Sie den wahren Grund hören, der Sie zum Nachgeben bringen muß? Hier ist er, hören

Sie ihn: Nicht um Ihretwegen, um jener Unglücklichen willen bitte ich Sie um das Werk der Barmherzigkeit, sie ihrer Familie zu entreißen und zu sich zu nehmen. Wollen Sie, daß die Ärmste binnen kurzer Zeit mitten unter den Mißhandlungen stirbt? Wollen Sie kein Mitleid mit dem elenden Mädchen haben, die es zu Hause schlimmer hat als das Aschenbrödel des Märchens? Achten Sie wohl auf das, was ich sage: Wenn Johanna nicht aus ihrer Familie herauskommt, dann vergeht kein Jahr und sie endet all ihre Leid und Weh auf dem Kirchhof.

Wärs möglich? rief Hieronimus aus.

Und der Priester erzählte ihm alles, was er gesehen, alles, was er erraten hatte; alles, was ihm gelungen war, ihr selbst an diesem Morgen abzuhorchen.

Der Onkel, der schon einiges davon selbst bemerkt hatte, war empört über die erbärmlichen Eltern, gegen die er schon einen Haß hegte, der nicht geeignet war, sein Urteil über ihr Benehmen zu mildern. Ohne ein Wort weiter zu sagen, sprang er lebhaft auf, stellte die Pfeife weg, nahm Hut und Stock und machte sich entschlossenen Schrittes auf den Weg, während der Pfarrer ihn ganz verwundert und ohne ihn zu begreifen zurückzuhalten versuchte.

Was wollen Sie denn machen? fragte er schüchtern.

Hinlaufen zu diesen Kannibalen. Ich bitte sie um ihre Tochter und bringe sie mir auf der Stelle hierher.

Auf einmal blieb er stehen, von einem plötzlichen Gedanken erfaßt:

Und wenn sie mir sie verweigerten? sagte er.

Ich hoffe doch, nein! antwortete der Pfarrer. Ich glaube, daß es ihnen höchst angenehm sein wird, sie los zu werden, bei dem schmutzigen Geiz, den sie haben.

Und wenn sie mir sie verweigerten, zum Kuckuk noch einmal! schrie der Onkel, indem er seinen Knotenstock schwang, dann schlage ich einen Höllenlärm und schleppe sie mit Gewalt fort, mögen sie alle zum Teufel fahren.

Sachte, sachte! sagte der Pfarrer, um diese plötzliche Aufwallung zu dämpfen. Machen wir die Sache nicht noch schlimmer, als sie schon ist.

Aber der Onkel Hieronimus lief schon die Treppe hinunter.

Ich empfehle mich Ihnen, sagte Don Pasquale noch, als er den ungestümen Alten am Thürausgang wieder eingeholt hatte. Wenden Sie Ruhe und Vorsicht an!

Damals beim Hinaustreten auf den Platz stieß Hieronimus jene Worte hervor, welche der Apotheker und die Magd des Pfarrers hörten.

Aber Ruhe und Vorsicht anzuwenden, das war bei dem hitzigen Charakter des Onkels Hieronimus leichter zu versprechen, als zu halten. Er klopfte nach seiner Art kräftig-entschlossen an die Hausthür der Baradas, und wie leicht zu erraten, war es Johanna, welche ihm die Thüre öffnete.

Als sie nach ihrer Beichte zu Hause gekommen war und zum ersten Gruß den Rüffel Gertruds empfangen, hatte sie sich kaum die Zeit genommen, ihr Tuch, worein sie sich die Schultern gehüllt hatte, abzuwerfen, und hatte sich mit großem Eifer daran gemacht, die Hausgeschäfte zu besorgen.

Indeß hatte der Vater die Magd ausgescholten, weil sie ihm den Kaffee so spät gebracht, und diese hatte sich triumphirend entschuldigt, indem sie den Ausgang Johannas zum Vorwand nahm, die so sehr gezögert hätte, heimzukehren; indes hatte Henriette selbst herabsteigen müssen, um sich das warme Wasser zu holen, welches ihr sonst Johanna zu

bringen pflegte und in dem sie ihr schönes Gesicht wusch, indes hatte Frau Genoveva fünf Minuten warten müssen, ehe Johanna zur Stelle war, da die gewohnte Stunde geschlagen hatte, um die lange und mühsame Arbeit des Kämmens und Frisirens auszuführen, den Schnürleib zuzuschnüren und das Kleid zuzuknöpfen; und das waren lauter gewaltige Sünden, die einen exemplarischen Vorwurf erheischten.

Herr Jakob machte den Anfang, als er sich hastig wie immer mit seinem Aktenbündel unterm Arm auf den Weg machte, um sich gewohnheitsgemäß ins Gemeindehaus zu begeben. Der kleine Mann versicherte, es wäre eine konstante Thatsache, daß Johanna sich selbst als die fahrlässigste und am wenigsten tugendsame Tochter von allen Töchtern der Welt bekennen müßte; es sei ein schweres Vergehen, aus dem Hause zu gehen, ohne sich Erlaubnis bei wem Rechtens zu erbitten, das schwerste Vergehen aber, nicht zeitig genug wiederzukommen, um dem armen Papa seine Tasse Kaffee zu geben. Frau Genoveva, welcher der Zorn das Gesicht noch röter gefärbt hatte, verschärfte die Dosis noch. Johanna wurde von der ergrimmten Mutter für den Inbegriff alles Schlechtesten, was nur existiren konnte, erklärt: ohne Vernunft, ohne Urteil, ohne Herz; das alles aber geschah mit den übertriebensten und überströmendsten Vergrößerungen, deren die Zungenfertigkeit eines Marktweibes nur fähig ist.

Johanna erkannte demütig ihre Schuld an, die auch ihr, als sie den Zorn ihrer Eltern sah, wahrhaft ungeheuer erschien. Sie sei zur Beichte gewesen und habe sich von Don Pasquale hinhalten lassen, um im Zimmer der Stiftswohnung zu plaudern.

Neuer Skandal, neue Wut des Varadaschen Ehepaars! Herr Jakob hatte nicht Zeit, schwer Gewichtiges zu sagen;

sein Dienst erwartete ihn; er begnügte sich, die dünnen Lippen zusammenzukneifen und mit finsterer Miene seinen Kopf zu schütteln.

Böse, böse Geschichten! Was soll denn das heißen, so mit dem Pfarrer zu schwatzen? Worüber habt Ihr denn reden können, außer über die Familie und deine Eltern? Einer solchen Jämmerlichkeit hätte ich dich denn doch nie für fähig gehalten!

Nachdem er dies Urteil gesprochen, ging er fort und ließ das arme Opfer zurück als Zielscheibe für die weit heftigeren und weniger sparsamen Vorwürfe Genovevas.

Du bist dageblieben, um allen Schnick und Schnack zu erzählen, der zu Hause vorfällt, kreischte Frau Barada mit ihrer Stentorstimme; du hast deine Eltern verlästert, davon bin ich fest überzeugt; wer weiß, was für Klatschereien du gemacht und was für Lügen du erdichtet hast! Ich weiß, was du für eine falsche Seele bist, ich weiß, was unter dieser halbtoten Miene: „Ach rühre mich nur ja keiner an" für ein Übermaß verruchter Heuchelei steckt! Jawohl! Dein Herz ist so häßlich wie dein schlechtes Gesicht, das dem Teufel Furcht einjagen kann. Aber ich will dich schon zur Vernunft bringen, warte nur! Wenn ich merke, daß dir auch nur das Geringste aus dem Munde entschlüpft ist, dann wehe dir, wie ichs dir anstreichen werde, du ruchloses Geschöpf!

Die Ärmste hatte zuerst versucht, alles zu verneinen, sie hatte damit begonnen, heilig zu beteuern, daß sie nichts gegen ihre Eltern gesagt, da sie ja überhaupt nichts Schlechtes über sie sagen könnte, sie in jeder Weise liebte und viel zu hoch schätzte, um anderes von ihnen zu sprechen, als sich für ein Kind gebührte. Da sie aber sah, daß ihr Neinsagen und

ihre Verteidigung die Mutter nur noch giftiger und grimmiger machten, hatte sie endlich geschwiegen und mit gesenktem Haupt, aber Gott weiß, mit welchen Wunden im Herzen, in stummer Ergebung alle Vorwürfe, die gegen sie geschleudert wurden, über sich ergehen lassen.

Das Herz schlug ihr und pochte angstvoll vor Schmerz; die Thränen drangen ihr in die Augen und kämpften mit den Wimpern, um herauszuspringen; doch da sie wußte, wie viel mehr noch der Anblick derselben den Zorn der Mutter erregt haben würde, wandte sie alle ihre Kraft an, um sie zurückzudrängen und zu halten und zugleich das Schluchzen zu bannen, das ihr die Kehle zusammenzuschnüren drohte. Dennoch brachen zwei Thränen über die Schutzmauer der Wimpern und flossen langsam über die hohlen Wangen der Ärmsten herab. Die Mutter sah sie.

Da haben wirs ja! rief sie mit grausamer Ironie, da wären wir ja bei den Thränen. Das Kindchen weint! Sie spielt das Opferlamm! Ärmste! Ich soll dir nur kommen. Uff! ich weiß nicht, wohin mich dieses häßliche Geschöpf noch bringen wird. Ich will diese Heucheleien nicht sehen.... Daß ich dir nur nicht wahren Grund zum Weinen gebe mit einem Schlag ins Gesicht....

Und sie begleitete ihre Worte mit einer Geberde der rohesten Drohung.

Da aber brachen das Schluchzen und die Thränen alle Zügel bei der armen Johanna, und eine Flut wimmernder Klagen ergoß sich.

Wer weiß, bis zu welchem Übermaß die Wut die herzlose Mutter gegen das elende Mädchen getrieben hätte, wenn in diesem Augenblick nicht zum Glück Henriette hinzugekommen wäre.

Henriette hatte ein viel zu gutes Herz, um mit gleichgiltigem Auge diese Szenen anzusehen, die sich garnicht so selten gegen ihre ältere Schwester wiederholten. Aber die Macht, die das schöne Mädchen über ihre Eltern ausübte, war doch in dieser Hinsicht ziemlich durch den Groll, oder nennen wir es lieber mit dem wahren Namen: durch den Haß eingeschränkt, den Jakob und sein Weib gegen das häßliche, mißgestaltete Kind hegten. Hätte sie es geradewegs versucht, Johanna zu verteidigen, indem sie Vater und Mutter die Spitze bot, würde Henriette vielleicht damit nur erreicht haben, die Lage ihrer Schwester noch schlechter zu gestalten; sie hatte daher mit jenem Instinkte der Klugheit, an dem es dem Geiste einer Frau nie gebricht, begriffen, daß das beste Mittel zu Johannas Gunsten einzutreten darin läge, das Unwetter soviel als möglich abzulenken, wenn es sich über die Schultern der Unglücklichen entlud. Eine andere noch bessere Hilfe reichte sie dann nachher Johanna mit jenen liebevoll tröstenden Worten, mit jenen Liebkosungen, mit denen sie nach den ungerechten Mißhandlungen die arme Lahme beschenkte und beglückte. Mochte die Grausamkeit, welche die Elende erlitten, noch so schmerzhaft sein, hier war der Balsam, der sie ganz davon heilte.

An dem Tage nun, von dem ich eben erzähle, eilte Henriette, nachdem sie das Toben der Mutter gehört hatte, gerade herbei, als der bis dahin zurückgedrängte Schmerz Johannas in Thränen und Schluchzen überströmte. Das junge Mädchen that, als sähe sie nicht das zornentflammte Gesicht der Mutter, nicht das in Thränen gebadete der Schwester; sie that, als bemerkte sie garnichts; lächelnd sprang sie vor die Lahme hin, und indem sie sich zwischen die Mutter und sie stellte, sagte sie mit einer Miene scherzhaften Vorwurfes:

Du bist gut! Ich erwartete dich in meiner Stube, um mir den Chignon zu machen: und ich warte und warte, wer aber nicht erscheint, bist du. Da bin ich denn selbst gekommen, dich zu holen. Thu' mir den Gefallen, komm rasch, denn ohne deine Hilfe werde ich damit nicht fertig. Mama, gedulde dich, daß ich dir auf einen Moment Johanna raube; sobald ich zu Ende bin, stelle ich sie dir wieder zu.

Und ohne weiteres nahm sie den Arm ihrer Schwester und zog sie mit sich in ihre Stube, ehe die Mutter Zeit hatte, auch nur ein Wort zu sagen.

Als sie beide dort sich befanden, während die Thür verriegelt und sie selbst gegen alle Blicke geschützt waren, schlang Henriette ihre Arme um den Hals ihrer Schwester, schloß sie mit liebevollem Druck fest an sich und sagte ihr sanft:

O weine nur, Ärmste, weine dich nur hier bei mir so recht aus, wenn dir das wohl thun kann.

Aber die Thränen, die zurückgedrängt sich ungestüm ergossen hatten, ohne daß die Unglückliche Kraft gehabt hätte, sie länger aufzuhalten, schienen jetzt, wo ihnen freie Bahn gelassen war, erschöpft zu sein und konnten leicht von dem unglücklichen Mädchen gestillt werden.

Johanna zeigte ihr mattes, blasses Lächeln, fuhr mit ihren magern Händen über ihre Augen, um die Spur der Thränen zu verwischen, und sagte sanft:

Ja, ich bin immer ein rechtes Kind, das beim geringsten Scheltworte anfängt zu weinen. . . . Ich habe Unrecht. . . . Aber wir wollen keine Zeit verlieren, Henriette. Laß mich dich rasch in Ordnung bringen, um Mama nicht zu lange warten zu lassen; umsomehr, da es mich drängt, sie um Verzeihung zu bitten.

Und so that sie. Nachdem sie, so flink sie konnte, das Haar der Schwester geordnet hatte, beeilte sie sich wieder, vor der Mutter zu erscheinen; tief gebeugt und mit dem Ausdruck demütiger Reue im Gesichte bat sie, daß sie ihr doch verzeihen möge.

Frau Genoveva antwortete mit einem Gemurmel unverständlicher Worte, die mehr Ungeduld als sonst etwas verrieten; nachdem sie sich die Dienste, deren sie bedurfte, hatte erweisen lassen, befahl sie ihr ungnädig, ihre häuslichen Geschäfte wieder zu besorgen, mit der gewöhnlichen Drohung, alles rasch und ordentlich zu machen.

Als die arme Johanna kam, um dem Onkel Hieronimus zu öffnen, in ihrer elenden Kleidung, mit wirrem Haar, erschöpft von dem ermüdenden und schnellen Arbeiten, den Kehrbesen in der Hand, da sah sie kaum anders aus, als wie eine jener Hexen, die Macbeth erschienen.

Der Onkel Hieronimus konnte nicht umhin, wieder einmal innerlich auszurufen:

Bei Gott! wie häßlich ist sie!

Aber er offenbarte seinen Gedanken in keiner Weise.

Ist denn dein Vater zu Haus? fragte er mit seinem gewöhnlichen rauhen und lauten Tone.

Nein, Herr Onkel, antwortete Johanna; er ist schon im Dienst; aber die Mama ist da.

Auch gut so; es ist gewissermaßen noch besser, daß ich mit ihr spreche, denn sie hat ja doch die Hosen an. . . . Führe mich zu deiner Mutter.

Johanna warf den Besen in einen Winkel und eilte die Treppe hinauf; Hieronimus folgte hinter ihr.

So trafen sie an der Thür von Genovevas Stube zusammen und das Mädchen öffnete, um hineinzutreten.

Entschuldigen Sie, sagte sie zum Onkel, den sie sich anschicken sah, mit ihr zugleich einzutreten; ich will die Mama erst benachrichtigen, haben Sie die Güte, hier einen Augenblick im Vorsaal zu warten.

Der Onkel Hieronimus zog sich brummend und murmelnd von der Thür zurück, und Johanna schlüpfte in die Stube der Mutter.

13.

Aus diesem Zimmer hörte man bald die gereizte, kräftige Stimme Genovevas erschallen.

Was ist denn los?

Der Onkel Hieronimus konnte die Antwort Johannas nicht vernehmen, aber zum Ersatz drang der Ausruf bis zu ihm, den jene Antwort bei der Mutter hervorgerufen hatte.

Der? Was will denn der von uns? Du hättest ihm sagen können, ich wäre auch nicht da.

Johanna mußte sich wohl beeilt haben, sie davon zu unterrichten, daß der Onkel im Vorsaal nur durch eine halbgeschlossene Thür getrennt sich befände, denn die Mutter, die einen Augenblick stillgeschwiegen hatte, begann mit zorniger Stimme aufs neue:

Du bist ein dummes Geschöpf.... So bist du aber immer; nichts als Tölpeleien weißt du mir zu machen.

Und hinterher einer ihrer gewöhnlichen Wutausbrüche.

Hieronimus hielt sich nicht länger zurück; er öffnete die Stubenthür seiner Nichte und steckte den Kopf hinein.

9*

Da sollen doch tausend Teufel dreinfahren, schrie nun auch er mit seiner zornigen Stimme im tiefsten Baß. Daß ich hierher ins Haus gekommen bin, darum brauche ich doch noch kein Wehrwolf zu sein. Und wenn diese arme Mißgestaltete für ihren Oheim ein bischen mehr Achtung fühlt als du, so ist das noch kein Grund, sie wie einen Hund zu schelten.

Aha! der Herr Onkel horchen an den Thüren! rief Genoveva mit höhnischem Lächeln, imponirend in ihrem Morgenrock von weißem Barchent. Kennen Sie das Sprichwort nicht: Der Horcher an der Wand hört seine eigne Schand'?

Ich horche zum Henker bei dir. — Uff! Du hast laut genug geschrien, um es auch von hier auf der Straße hören zu können. Aber das steht fest, haben will ich nichts von Euch. Zwei Worte: Du antwortest mir ein Ja oder ein Nein und ich mache mich aus dem Staube, um nicht weiter den Verdruß zu haben, dich vor meinen Augen zu sehen.

Man sieht hieraus, wie herzlich und freundlich ein in dieser Weise begonnenes Gespräch werden konnte.

Johanna entfernte sich schleunigst; der Onkel pflanzte seinen Knittel auf den Boden hin, stützte sich mit seinen beiden Händen darauf und sagte, ohne den Hut vom Kopf zu nehmen, seiner Nichte ohne alle Schonung gerade ins Gesicht:

Weder du noch dein Mann könnt dies arme Geschöpf, die Johanna, ausstehen, und ich glaube, daß Ihr sonst was darum geben würdet, um sie los zu sein. Nun gut; ich komme, Euch diesen Dienst zu erweisen, ohne daß es Euch auch nur einen blanken Heller kostet.

Man sieht, wie wenig gewandt Onkel Hieronimus in diplomatischen Verhandlungen war.

Was wollen Sie damit sagen? fragte Genoveva, zog ihre Augenbrauen in die Höhe und stemmte die Arme in die

Seiten, teils verwundert, teils beleidigt und teils neugierig, wo das alles hinauslaufen sollte.

Das soll heißen, daß ich, um nicht länger allein zu leben, Johanna mit mir nehmen und sie wie eine Tochter halten will — da hast du's.

Aber sprechen Sie denn im Ernst?

Im allerheiligsten Ernste! Wollt Ihr oder wollt Ihr nicht? Wenn Ihr zustimmt, erweist Ihr mir einen Dienst und jener Mißgestalteten eine Wohlthat; Euch selbst verschafft Ihr einen großen Vorteil, da ich die aus Euren Augen rücke, die Ihr nicht ausstehen könnt.

Genovevas Gesichtsfarbe ging vom Rot ins Scharlach über:

Wo haben Sie denn alle diese kostbaren Geschichten geträumt? fragte sie mit einem Hohn, unter dem eine Wut sich barg, bereit, im nächsten Moment in Schimpf und Schmähungen hervorzubrechen.

Geträumt oder nicht geträumt, zieht mir die Sache hier nicht in die Länge; ich habe eine kurze und bündige Frage an Euch gestellt, gebt mir eine gleiche Antwort: Ja oder Nein?

Aber Sie sind verrückt!

Du bist die Verrückte ...

Glauben Sie denn etwa, man gäbe die Kinder so fort, wie man einen jungen Hund weg giebt?

Wenn sie noch schlechter behandelt werden als Hunde ...

Herr Onkel, bedenken Sie, was Sie reden!

Frau Nichte, bedenke sie, was sie thut!

Ich thue, was mich angeht und was mir paßt.

Und ich sage dir, was du verdienst ...

Wenn Sie nicht mein Onkel wären, wollte ich Ihnen schon keine Antwort schuldig bleiben.

Es scheint mir nicht, daß der Respekt deine Zunge sehr im Zaume hält.

Es ist wohl in der Absicht, mir alles dies zu sagen, daß Sie hierhergekommen sind, mich zu chikaniren?

Es ist nur in der Absicht, Euch ein armes Opfer aus den Krallen zu reißen.

Hier befindet sich kein Opfer, mein Herr.

Hier befindet sich ein armes Unglückswesen, das Ihr hinmordet.

Wissen Sie, was ich Ihnen zu sagen habe? Kümmern Sie sich um Ihre eigenen Angelegenheiten. Hier in meinem Hause bin ich die Herrin. Ich morde niemand hin. Ich weiß, wie ich meine Töchter zu behandeln und zu erziehen habe, und ich habe niemand nötig, um bei mir den Lehrer zu spielen.

Ihr hättet nötig — ich weiß wohl, was ich sage —, und er machte eine Geste mit dem Stocke, die in Wahrheit nur allzu bezeichnend war.

Die Klangfarbe der Stimme der beiden Sprechenden bei diesem raschen Dialoge, der ein lebhafter Austausch von Hieb und Gegenstoß gewesen war, hatte sich allmählich zu der hohen Tonlage des Zorns und der Drohung emporgeschwungen; aber bei der letzten unvorsichtigen Geste des Onkel Hieronimus schlug die Stimme Genovevas die schrillsten Laute ihrer Saiten an.

Was ist das? Wollen Sie mich vielleicht hier mit Gewaltthätigkeiten bedrohen? Mir kann kein Gesicht Furcht machen, wissen Sie! Und ich lasse mich nicht einschüchtern, von wem immer es sei.

Es handelt sich hier nicht um Einschüchtern. Lassen wir das unnütze Geschwätz. Ich habe Euch einen Vorschlag gemacht; was antwortest du darauf?

Ich antworte, daß ich mich nicht darum kümmere. ... Ich antworte, daß, wenn ich mich nicht, ich weiß selbst nicht aus welchem Grunde, bezähmte, ich Ihnen schon zeigen würde ...

Du hast mir schon genügend gezeigt, daß du ein elendes, freches Weib bist.

Herr Onkel!

Der Teufel möge Euch holen. ... Ihr wollt also, daß ich es Euch sage? Ihr laßt jene Ärmste hier sterben, deren größtes Unrecht ist, Eure Tochter zu sein ...

Herr Onkel! wiederholte Genoveva, die Zähne aufeinanderbeißend und die Wangen violett angelaufen.

Und wenn sie ein häßliches Greuel ist, wer hat die Schuld davon als du, die sie in die Welt gesetzt hat?

Das war zu stark! Genoveva schien auf dem Punkt angelangt, vor Gift und Galle in ihrer Barchentjacke zu platzen.

O, o, wissen Sie, daß Sie mich gelästert haben? ... Dies hier ist mein Haus.

Das Haus deines Mannes.

Dies ist meine Stube ...

Es ist die Stube einer Bestie.

Hinaus, hinaus! ... Gehen Sie hinaus oder ich rufe um Hilfe.

Ich gehe schon, ich gehe! Aber ich schwöre es bei Gott — ich hätte wohl Lust, nur auf eine halbe Stunde 'mal dein Vater oder dein Gatte zu sein, boshafte Megäre, die du bist, um dir eine Lektion nach meiner Art zu halten.

Und er drehte sich lebhaft auf seinen Hacken, schritt fluchend wie ein Heide hinaus, während Frau Genoveva wie ein Hökerweib Schimpfwörter hinter ihm herschleuderte.

Das war also die Ruhe und die Vorsicht des Onkel Hieronimus gewesen!

Während er so heftig aus dem Hause der Varadas herausstürmte, stieß er wieder dicht mit dem Apotheker zusammen, den endlich seine Neugierde bis zu jener Hausthür gelockt hatte.

Das aufgeregte Gesicht des Onkel Hieronimus und die lauten Schimpfreden, womit die Frau Genoveva vom Innern der Wohnung aus den Fliehenden verfolgte, sagte deutlich genug, welch lebhafte Szene sich abgespielt haben mußte.

Was ist denn passirt? fragte Dominik eilig den Onkel Hieronimus.

Ach, scheren Sie sich auch zum Teufel, antwortete dieser, und schwenkte dabei seinen Knotenstock wie ein Krieger sein Schwert.

Der Apotheker hielt es nicht für geraten, noch weiter auf diesen Rasenden einzudringen; er ließ ihn vorübergehen und schlüpfte leise in das Haus hinein.

Oben auf der Treppe bewegte sich das weiße Morgengewand Frau Genovevas mit einer Mimik hin und her, die geradezu krampfhaft schien, und sie begleitete das Unwetter mit den heftigsten Schmähungen, die nur der Zorn eines Weibes finden kann.

O du lieber Gott! rief der Heuchler von Apotheker mit einer Miene teilnehmendsten Entsetzens. Was hat Sie denn betroffen, Frau Genoveva? Beruhigen Sie sich doch um aller Barmherzigkeit willen!

Das Weib des Herrn Jakob erzählte in ihrer Weise die ganze Sache, und ihre Weise war nicht gerade die einer ängstlichen geschichtlichen Genauigkeit.

Aus der Erzählung der zornigen Frau ließ sich mit der Klarheit eines mathematischen Beweises folgern, daß dieser unhöfliche Grobian von Hieronimus alles Unrecht auf seiner

Seite hatte und daß sie nur gezwungen aus ihrer Lammessanftmut hatte heraustreten müssen, um die groben Frechheiten dieses Überdreisten zurückzuschlagen.

Dominik Tartini gab, wie zu erwarten war, in allem und jedem der Frau Genoveva Recht; und dann sagte er in seiner Fuchsmanier, die Einfalt oder edle Offenheit schien, daß jenes Ansuchen, welches Hieronimus eben gestellt hätte, nur das Ergebnis eines Komplots mit dem Pfarrer gewesen wäre, der denn doch nach seinem, Dominiks, Bedünken sich ein wenig zu sehr darin gefiele, seine Nase in die Angelegenheiten anderer Leute und bis in den heiligen Schoß der Familie zu stecken.

Nun forschte ihn natürlich Frau Genoveva aus und bestürmte ihn, zu sagen, was er wüßte und was der schurkische Apotheker ihr für sein Leben gern mitteilen wollte. Er wußte sehr wohl, daß er selbst nicht in allzu großer Gunst beim Pfarrer stand und daß er, wenn er einen Zwist und eine Spannung zwischen Don Pasquale und der Familie Henriettens herbeiführte, dadurch nur eine Unterstützung für seine versteckten Heiratspläne finden würde. Er sagte daher alles, was er wußte, ja sogar noch mehr. Frau Genovevas Scharfsinn glaubte nun alles begriffen zu haben. Es war klar für sie, daß diese Natter von Johanna, die sie an ihrem Busen gewärmt hatte — das war ihr Ausdruck —, sich zu dem Pfarrer geschlichen hatte, um tausend falsche und ungerechte Klagen auszustoßen und ihre Eltern schändlich zu verleumden; und der Pfarrer hatte dann den Lümmel von Onkel Hieronimus hochgekriegt, um ihr jene Szene zu machen, deren Entsetzen wiederzuwecken für sie ein wahrer Schauder war.

Der Zorn des elenden Weibes hatte sich zur höchsten Steigerung eines Paroxysmus erhoben, der durchaus einen Ausbruch erheischte. Und gegen wen konnte dieser Ausbruch

sonst gerichtet sein, als gegen die erste und schlimmste Schuldige, die sich hier gerade unter den Händen als Zielscheibe des Zorns der Frau Genoveva fand?

Die Zimmer des Hauses hallten wider von der gellenden Stimme, mit der das wilde Weib die Schuldige vor sich beschied ad audiendum verbum.

Johanna! Johanna!

Der Apotheker war pfiffig genug, um zu begreifen, daß dies der geeignete Augenblick war, sich aus dem Staube zu machen und Mutter und Tochter einander Stirn gegen Stirn gegenüber zu lassen. Er schlich sich aus dem Hause, wie er eingedrungen war, und verkroch sich wieder in seine Apotheke, wo es bei weitem unschuldigere Gifte gab als die Handlung, die er soeben begangen hatte.

Die Lahme erschien vor der Mutter schon ganz zitternd, wie man wohl denken kann.

Genoveva fuhr ihr zur ersten Begrüßung mit den Fäusten ins Gesicht.

Was hast du zu dem Pfarrer gesagt, du häßliches Ungeheuer?

Ich, gar nichts, ich bin nur gegangen, meine Beichte abzulegen.

Ach so! Beichte ablegen, du? Heuchlerin, falsch, wie die Seele des Judas! Es genügt dir also noch nicht, unsere Schande zu sein, es genügt dir nicht, uns ein beständiger Dorn im Auge zu sein, uns das Leben durch deine Gegenwart zu verbittern? Nein, da mußt du auch noch hingehen, um Verleumdungen auf unsere Rechnung auszustreuen. Anklagen, die eigenen Eltern falsch anklagen und beschuldigen, o das ist die ruchloseste Handlung, die ein Kind nur begehen kann.

Das Ungeheure der Beschuldigung vermochte dieser Unschuldigen so viel Kraft zu verleihen, daß sie Schrecken und Aufregung überwand und Stimme genug fand, um laut auszurufen:

Das ist nicht wahr! Ich schwöre es, Mama, im Namen Gottes, es ist nicht wahr!

Aber die Mutter schrie mit noch viel grimmigerer Stimme:

Schweig, freche Lügnerin, Meineidige du! ... Ich wußte es nur zu gut, daß du im stande dazu wärest. ... Ich habe es dir gesagt: Wehe, wenn ich dich fasse! ... Jetzt habe ich die Beweise dafür und du hast es mit mir zu thun.

Johanna versuchte noch ein Wort vorzubringen; die grausame und entmenschte Mutter gab sich dem Übermaß ihres Zornes so schrankenlos hin, daß sie sie schlug.

Das unglückliche Mädchen fühlte jenen Schlag nicht auf ihrer bleichen Wange, aber sie fühlte ihn tief im Herzen wie einen Pfeilschuß. Sie sah nur noch, wie alles um sie dunkel wurde, sie tastete noch, um sich an etwas anzuklammern, damit sie nicht fiele, sie fühlte, wie ihr die Beine den Dienst versagten, aber da sie sich auf nichts stützen konnte, stürzte sie ohnmächtig längelang zu Boden.

Henriette und Gertrud liefen herzu. Die Unglückliche wurde auf ihr Bett getragen, wo sie einige Tage die Befürchtung zu einer schweren Krankheit gab. Weder Vater noch Mutter gingen jemals hin, sie zu sehen. Herr Jakob, der von seinem Weibe von allem unterrichtet war, hatte die Schuldige dazu verdammt, das Antlitz der Eltern nicht zu schauen, sie war in ihrer eigenen Stube in Haft eingeschlossen. Henriette glitt manchesmal in jenes ärmliche Zimmerchen, um die Schwester zu sehen und zu umarmen; sie spendete

ihr, sozusagen, in dieser Weise ein wenig Licht mit ihrem Lächeln, ein wenig Wärme mit ihren Liebkosungen. In ihrer Einsamkeit arbeitete und weinte die arme Verkrüppelte und klagte sich selbst an, um andere zu entschuldigen.

Je wieder zur Beichte zu gehen, je allein wieder die Messe zu hören, war Johanna für alle Zukunft verboten. Es wurde ferner verordnet, daß weder die eine noch die andere Schwester je wieder einen Schritt zu Onkel Hieronimus thun dürfte; den schönen Erfolg hatte die mitleidige Vermittelung des guten Pfarrers, um jenem unglücklichen Wesen einen Trost zu verschaffen.

Arme Johanna! Wer es ihr gesagt hätte, daß ihr Schmerz, wenn sie trostlos allein in ihrem Kämmerchen weinte, noch weit, weit übertroffen werden würde von andern Schmerzen, die sie erwarteten, der würde ihr selbst etwas Unmögliches zu sagen geschienen haben; und doch sollte es so sein.

14.

Einige Tage waren verflossen; der Onkel Hieronimus, welcher freilich die Rolle nicht kannte, die der Apotheker bei dem neuen Mißgeschick Johannas gespielt, hatte in seinem Herzen den Abscheu, den dieser letztere ihm einflößte, immer mehr wachsen gefühlt, und wenn er diesem Abscheu nicht einen so offenen Ausdruck gab, wie es wohl sein Charakter eigentlich gewollt hätte, so hinderte ihn eben nur daran die Erwägung des Kummers, welcher, wie er wußte, sein guter

Freund Gaudenz darüber empfunden hätte, wenn es mit seinem eigenen Sohn zum offenen Bruche gekommen wäre. Denn trotz der überaus großen Charakter- und Herzensverschiedenheit, die zwischen ihnen bestand, trotz des vielen Unrechts, das der Apotheker ihm zugefügt, liebte der gute Notar seinen Sohn doch unermeßlich, und Dank einer jener väterlichen Illusionen, die für die Eltern ein wahres Glück ist, fuhr er fort, an seine gute Natur, an sein gutes Herz ebenso fest zu glauben, wie er an die Überlegenheit der Begabung seines Dominik glaubte.

Dieser, dem die allgemeine Hochachtung, deren sich sein Vater erfreute, nur zu statten kam, that gerade soviel für ihn, um nicht beim Publikum in dem Rufe eines schlechten Sohnes zu stehen; übrigens sog er bei seiner Verschmitztheit in seinen Geschäften viel Vorteil aus dem Ansehen des väterlichen Namens.

Man stelle sich nur vor, ob der Apotheker bei der Geschmeidigkeit, die er besaß, nicht genau durchschauen mußte, von welcher Natur die Gefühle waren, die der Freund seines Vaters gegen ihn hegte. Aber da sich bei einem Bruch mit ihm für den Augenblick auch nicht der geringste Vorteil bot, und da es sein Grundsatz war, nur bei ganz unvermeidlicher Notwendigkeit sich erklärte Feinde zu verschaffen, wußte er sich sehr gut zu verstellen und schien vor den Augen der Leute in recht freundschaftlichen Beziehungen zum Herrn Hieronimus Porretta zu stehen.

Da er alles und jedermann beobachtete, hatte Dominik in der Handlungsweise des alten Hieronimus gewisse Anzeichen zu finden geglaubt, die durchaus nicht mit dem stimmten, was er selbst über seine Vermögensumstände gesagt hatte, einen kleinen Schatten des Geheimnisvollen, der über seinen

gegenwärtigen Verhältnissen schwebte. Hieronimus hatte niemals deutlich und eingehend seine Erlebnisse aus der Zeit, die er im Auslande zugebracht hatte, erzählen wollen, er hatte sich immer an jene kurzgefaßte Auseinandersetzung gehalten, die auch wir gehört haben, welche er jedesmal mit der Versicherung abschloß, er habe kaum eine dürftige Rente in Sicherheit gebracht, sodaß es ihm in seinen alten Tagen nicht an Brot zu fehlen brauchte; aber welcher Art diese Rente war und auf was für Kapitalien oder Besitztümer begründet, war durchaus unnütz erforschen zu wollen, weil Hieronimus immer darüber schwieg und auf eine etwas unbescheiden neugierige Frage in einer Weise antwortete, die jedem die Lust benehmen mußte, fortzufahren.

Dabei besaß der wunderliche Alte, der jeden wie ein Stachelschwein verwundete, sobald ihm einer zu nahe kam, eine außerordentlich freigebige Wohlthätigkeit, welche, so sorgsam er sich auch versteckte, um sie im geheimen zu üben, dennoch nicht verfehlte, allgemein bekannt zu werden. Allein schon aus den freigebigen Spenden, die zu seiner Kenntnis kamen, schloß der Apotheker, daß jene bewußte Rente doch wohl nicht allzu dürftig sein könnte und daß folglich Hieronimus mit der so wiederholentlichen Betonung seiner Armut nicht ganz ehrlich und aufrichtig wäre.

Mehr bedurfte es indessen durchaus nicht, um in dem Apotheker die angeborene Neugier aufzustacheln, welche bei dieser Gelegenheit Hand in Hand mit seinem Interesse ging, insofern sich solches auf seinen Lieblingsheiratsplan mit der Tochter des Herrn Jakob bezog. Doch was für Mittel hatte er, um es fertig zu bringen, etwas zu entdecken? Kein einziges; und das reizte seine Leidenschaft noch mehr.

Eines Abends hatte der Kutscher Barbetta, welcher den

Landbriefboten zwischen dem Dorfe und der benachbarten Stadt spielte, das Packet Briefschaften bei Herrn Dominik vorgereicht, welche das Postamt in einer Sendung an die Apotheke adressirt hatte; während der Apotheker das Päckchen entsiegelte, wartete Barbetta, um, falls Briefe an Leute, die auf dem Lande wohnten, darunter wären, diese hernach in Empfang zu nehmen; er pflegte sie ihnen dann ins Haus zu bringen, um so am Ende des Jahres eine kleine Bezahlung dabei zu gewinnen.

In demselben Moment kam auch Hieronimus dazu bei seiner Rückkehr von einem seiner gewöhnlichen Spaziergänge, bei welchen er seine Börse in den Hütten der Armen ausschüttete.

Na was machst du denn hier, alter Fuchs? sagte er zu Barbetta, der ihn mit einem Respekt begrüßte, welcher dem guten Trinkgeld entsprach, das er jedesmal zu empfangen pflegte, so oft er ihn zur Eisenbahnstation sei es hin-, sei es zurückbeförderte.

Ich habe das Postpacket gebracht und ich warte auf die Briefe fürs Land.

Aha! weißt du vielleicht, ob Briefe für mich dabei sind?

Barbetta zuckte die Achseln.

Herr Dominik bricht das Packet gerade in diesem Augenblick auf.

Hieronimus trat in die Apotheke.

Der Apotheker war gerade in eine höchst aufmerksame Prüfung eines stark versiegelten Briefes versenkt, auf dessen Vorderseite in der einen Ecke und ebenso auf der Rückseite, wo auf dem Kouvertverschluß die Oblate aufgeklebt war, man einen Stempel mit blauer Farbe aufgedruckt sah.

Ist vielleicht etwas für mich dabei? fragte Hieronimus.

Dominik zuckte leicht zusammen, wie einer, der überrascht wird.

Gerade für Sie, antwortete er dann schnell, ohne die geringste Verwirrung. Dieses Packet ist an Sie gerichtet, Herrn Hieronimus Porretta; kommt von Turin und trägt den Stempel der Diskontobank.

Ei so! sagte Hieronimus barsch, nahm hastig den Brief dem Apotheker aus der Hand, ging aus dem Laden und machte sich daran, ihn rasch zu lesen.

Der Apotheker fuhr fort seine Geschäfte dicht an der Thür zu besorgen, und während er eine Liste der Briefe aufstellte, schaute er doch verstohlen hin, was wohl für Empfindungen sich auf dem Gesicht von Henriettens Onkel beim Lesen des empfangenen Briefes abspiegelten. Aber Hieronimus zeigte nur die höchste Gleichgiltigkeit.

Barbetta, sagte er dann, nachdem er zu lesen aufgehört, das Papier wieder zusammengefaltet und in das Kouvert gesteckt hatte; morgen früh wirst du pünktlich und bei Zeiten den Wagen bereit halten, damit ich in C. beim Passiren des ersten Zuges Anschluß habe.

Gehen Sie nach Turin? fragte der Apotheker, indem er die Nase aus den Briefschaften hervorstreckte, welche er durch seine Hände gleiten ließ.

Ich gehe hin, wo mirs gut dünkt und gefällt, antwortete Hieronimus grob; dann fuhr er fort zu Barbetta zu sprechen: Und wie gewöhnlich wirst du mich dann für den Abendzug erwarten, um nach Hause zurückzukehren.

Jawohl, mein Herr.

Dominik dachte lange und tiefsinnig nach; und als früh morgens Hieronimus abgereist war, brachte er einen von ihm gefaßten Plan zur Ausführung.

Er begab sich zur Frau Genoveva und teilte ihr vertraulichst alle Verdachtsgründe mit, die sich ihm hinsichtlich dieses Menschenhassers von Onkel aufgedrängt hatten, der wie ein Armer lebte und freigebige Almosen wie ein Reicher spendete, der Briefe von einem der ersten Kreditinstitute in Turin empfing und infolge davon so eilige und geheimnisvolle Reisen unternahm; denn der Apotheker hatte wohl bemerkt, daß viele andere Ausflüge des alten Herrn auch gerade nach der Ankunft eines ähnlichen Briefes stattgefunden hatten.

Frau Genoveva fiel aus den Wolken; sie hatte eine namenlose Furcht, es bereuen zu müssen, den Onkel so ohne alle Rücksicht behandelt zu haben; und da ihr der Fall zu wichtig schien, um mit Vorsichtsmaßregeln zu zaudern, sandte sie sofort Gertrud nach dem Gemeindehause ab, damit sie in aller Eile Herrn Jakob herbeiriefe.

Bei diesem Appell legte Herr Varada das Papier, sein Käppchen und seine Brille auf das Schreibpult und ebenso den Halbärmel von schwarzer Leinwand, den er an seinem rechten Arm zu tragen pflegte; erschrocken lief er mit seinen hurtigen Schritten heim.

Die beiden Gatten hielten nun einen Kriegsrat ab im Beisein des Apothekers, dem sie die Ehre erwiesen, in ihrem Bunde der dritte zu sein.

Die Zweifel Dominiks und der Schrecken Genovevas wurden sofort auch der Schrecken und die Zweifel Herrn Jakobs. Aber, aber quid agendum? Es galt vor allem sich erst klar zu werden über die Wichtigkeit der Mitteilungen des Apothekers, und dann einen Schritt zu thun, um eine Aussöhnung mit dem Onkel anzubahnen. Das war die Ansicht des Präsidenten, der Frau Genoveva, welche kräftigst von dem Apotheker unterstützt und ohne Widerspruch von dem nicht

gerade an Gedanken reichen Herrn Jakob angenommen wurde. Es folgte dann eine nicht weniger schwierige Frage. Wie sollte man der Sache auf den Grund kommen? Genoveva schlug dies vor, der Apotheker jenes, der Herr Jakob sagte garnichts.

Dominik hatte den Ruhm, einen praktischen Vorschlag zu machen.

Man muß abwarten, daß eine ähnliche Gelegenheit wieder eintritt; dann schickt man hinter dem Herrn Hieronimus einen zuverlässigen Menschen her, der sich darauf versteht, seine Schritte auszuspähen und uns berichtet, wohin er gegangen ist und alles, was er vorgenommen hat.

Ausgezeichnet! rief Frau Genoveva ganz begeistert aus.

Es ist eine konstante Thatsache, daß das der beste Weg ist, flüsterte Herr Jakob mit seiner dünnen Stimme.

Aber wo soll man einen solchen finden? fragte Frau Varada, welche inzwischen einen schmeichelhaften Blick auf den Apotheker warf, wie um ihn einzuladen, die dazu geeignete Person aufzusuchen oder womöglich selbst einen so delikaten Auftrag zu übernehmen.

Dominik kratzte sich hinter dem Ohr; Jakob sprang ganz strahlend auf, glücklich, auch einen Vorschlag machen zu können.

Ich habe den Mann, dessen wir bedürfen: Fusella, der Gemeindediener. Er ist pfiffig und verschlagen wie die Bosheit selbst und wäre im stande, für wenig Geld den Teufel am Schwanz zu ziehen. . . . Es ist allerdings ein Trunkenbold, das ist wahr, und er prügelt auch seine Frau — aber das kommt ja dabei nicht weiter in Betracht. . . . Als mein Untergebener wird er sich schon daran halten, die Sachen sauber abzumachen, um mich zufriedenzustellen, und wenn ich ihm befehle, nicht zu trinken, vor allem aber wenn ich ihn

erst nachher bezahle, ist es möglich, daß wir erreichen, was wir wünschen.

Herr Jakob hatte die Genugthuung, seinen Vorschlag angenommen zu sehen. Man setzte also fest: erstens, daß man mittelst der Nichten — das wurde wenigstens für das beste Mittel erachtet — es versuchen müsse, wieder eine Annäherung zu dem zornigen Onkel anzubahnen; denn unter der stachlichten Schale seiner Manieren konnte ja immer eine schöne schmuckhafte Kastanie der Erbschaft sich bergen; zweitens: Dominik hatte aufmerksamst Wache zu halten, um sofort zu wissen, wann Hieronimus von neuem einen seiner Ausflüge machte und hatte sie so schnell wie möglich davon zu benachrichtigen; der Herr Jakob würde dann dem Matthäus Fusella seine Instruktionen erteilen und ihn bereit halten, um seine Sendung auf den ersten Wink hin auszuführen.

Man dankte dem Apotheker aufs lebhafteste; man tauschte kräftigen Handschlag aus, wie die drei auf dem Rütli, und Dominik schied mit dem angenehm geschmeichelten Gefühle, daß er sich schon ein wenig als zur Familie gehörig betrachten könne und daß er folglich dann durch Henriette in seiner Gewalt haben würde: erstens das Erbteil der Varadas, zweitens das Vermächtnis des Markese von Roccavecchia und drittens die Erbschaft des Onkels — wenn es wirklich eine Erbschaft zu schlucken gab.

Der brave Diplomat sah allerdings nicht vorher, daß an demselben Tage Onkel Hieronimus in Begleitung eines neuen Schauspielers in dem begonnenen Drama heimkehren würde, einer Persönlichkeit, in der die Hoffnungen und Berechnungen des Apothekers auf ein sehr ernstliches Hindernis stoßen sollten.

15.

Der Onkel Hieronimus langte von dem Orte, wohin er sich begeben hatte, mit dem Abendzuge wieder auf der Station C. an, wie er es Barbetta angekündigt hatte.

Während er aus einem Koupee erster Klasse stieg, kam zugleich aus einem daneben befindlichen dritter Klasse noch ein junger Mann heraus, der seine Aufmerksamkeit erweckte; es war in der That ein Jüngling, der die Augen jedermanns auf sich lenkte. Er mochte zwanzig bis fünfundzwanzig Jahre zählen und trug einen feinen blonden Schnurrbart, der seine Oberlippe beschattete. Ebenso blond, voll und gelockt war auch sein Haupthaar. Schlank und schön gewachsen, zeigte er in seiner ganzen Haltung eine gewisse angeborene Anmut, mit Würde verbunden, welche von sehr sympathischer Wirkung war. Es war eine jener Gestalten, auf der ein Frauenblick nicht umhin kann, huldvoll zu weilen: er schien dazu geschaffen, überall und in welcher Umgebung er sich befand, mit Auszeichnung bemerkt zu werden. Eben jetzt war seine Schönheit sozusagen umdunkelt von einer so tiefen Traurigkeit, daß sich deutlich der Eindruck eines schweren, ungeheuern Schmerzes zeigte; seine schönen meerblauen Augen hatten weder Glanz noch leuchteten sie; die farblosen Lippen schienen zu sagen, daß sie für immer dem Lächeln entsagt hätten. Zugleich mit dieser Traurigkeit lag auf seinen Wangen eine fast leichenhafte Blässe, bläulich unter den Augen, wie nur jemand sie hat, der von einem nahezu tötlichen Unheil betroffen ist. Und wirklich, wer den Jüngling aus dem Waggon hätte steigen sehen und es beobachtete, wie er die ersten Schritte auf dem Perron machte, hätte wohl geurteilt, daß er nur mit Mühe sich auf-

recht hielt und daß ihm kaum Kraft genug zum Gehen blieb. Er trug bescheidene, aber sehr saubere Trauerkleidung und hielt in seiner Hand eine kleine Reisetasche, die vielleicht sein ganzes Gepäck bildete.

Hieronimus empfand sogleich ein sympathisches Gefühl für diesen unbekannten Jüngling, der augenscheinlich von irgend einem großen Unglück betroffen sein mußte, welches er mit edlem Mute trug; er hätte gern das Wort an ihn gerichtet und ihm seine Dienste angeboten, wenn er nur gewußt hätte, wie er es anstellen sollte, ohne eine gewisse reizbare Zurückhaltung zu verwunden, die sich in dem Jüngling deutlich und in einer Weise zeigte, welche alle Achtung verlangte.

Dieser Jüngling, an dem die Aufmerksamkeit unseres alten Freundes so fest haftete, hatte seinerseits nicht im mindesten weder auf ihn noch auf sonst jemand noch auf irgend einen der Gegenstände geachtet, die er rings um sich erblickte und fand.

Beim Heraustreten auf den Warteplatz stützte er sich einen Augenblick an die Wand, wie ein ermüdeter Mann, der neue Kraft schöpfen will; dann reckte er sich empor, schüttelte den Kopf und blickte um sich herum mit dem forschenden Ausdruck eines Mannes, der die Gegend, durch die er seinen Weg nehmen muß, nicht kennt.

Inzwischen näherte der Kutscher, der auf den Onkel Hieronimus gewartet hatte, sich diesem mit einer Verbeugung und grüßte ihn, indem er ihn beim Namen nannte:

Ich stehe hier zu Ihren Befehlen, Herr Porretta.

Dieser Name schien einen gewissen Eindruck auf den unbekannten Jüngling zu machen. Er wandte seinen Blick jenem zu und betrachtete ihn aufmerksam.

Hieronimus antwortete dem Kutscher:

Schön, schön; aber ich habe den ganzen Tag da unten nur ein Häppchen Frühstück einnehmen können und fühle das Bedürfnis, zu Mittag zu speisen. Bring mich in den Gasthof zum goldnen Arm. Du kannst deinem Maultier noch eine Hand voll Heu geben, auch selbst einmal trinken, und wenn ich gegessen habe, wollen wir nach N. aufbrechen.

Er nannte das Dorf, welches den Schauplatz unserer Erzählung bildet.

Der Jüngling, der in einem Entschlusse noch schwankend schien, entschied sich sofort, als er den Namen dieses Dorfes gehört hatte; mit vornehmer Haltung näherte er sich dem Alten, begrüßte ihn sehr höflich und sagte im Dialekt des Landes, aber mit einem leichten fremden Accent:

Entschuldigen Sie, würden Sie wohl die Gewogenheit haben, mir zu zeigen, welches der Weg nach N. ist?

Wollen Sie vielleicht dorthin?

Der Jüngling neigte zum Zeichen der Bejahung den Kopf.

Da kann ich doch noch etwas besseres thun, als Ihnen den Weg zeigen, fuhr Hieronimus fort. Ich will auch direkt nach dem Dorfe. In zehn Minuten speise ich und fahre dann ab. Wenn Sie die Gefälligkeit haben wollen, auf mich zu warten, biete ich Ihnen einen Sitz auf dem Wagen des Postboten an, den ich für diesen Ausflug zu meiner Benutzung verwende.

Der Murrkopf von Hieronimus erkannte auf einmal zu seiner höchsten eigenen Verwunderung, daß er zu dem unbekannten Jüngling in einem bedeutend artigern und höflichern Ton gesprochen, als er sonst gegen irgend jemand anzuschlagen pflegte; aber einen Grund davon wußte er sich selbst garnicht anzugeben.

Der Jüngling schien ängstlich verlegen, hielt die Augen gesenkt und gab keine Antwort.

Hieronimus, der sein Gesicht in der Nähe betrachtete, glaubte darin nicht allein die Spuren eines Kummers eingegraben zu sehen, sondern auch die von den Leiden einer vielleicht verhehlten Armut.

Nun also, fügte er mit seiner gewohnten rauhen Lebhaftigkeit hinzu, wenn Sie mir Gesellschaft leisten wollen auch bei Tisch, um sich bei dem Warten nicht zu sehr zu langweilen, erbiete ich mich, Ihnen ...

Er konnte seinen Satz nicht beenden, denn der Jüngling erhob lebhaft den Kopf, wie ein Pferd, das sich bäumt, und warf auf das Gesicht des mit ihm Redenden einen Blick voll beleidigten Stolzes, während ein matter Schimmer von Röte über seine abgemagerten Wangen flog.

Indessen zwang sich der Unbekannte, über ein Gefühl Herr zu werden, welches ihn in einem Zustande von übermäßiger Reizbarkeit plötzlich übermannen zu wollen schien, und er antwortete sanft, indem er schnell wieder Bescheidenheit in seinem Gesicht zeigte:

Ich danke Ihnen ... ich kann es nicht annehmen ... ich bitte Sie nur darum, mir den Weg zeigen zu wollen.

Schon gut, erwiederte Hieronimus, dies ist der Weg ...

Er gab ihm alle nötigen Anweisungen, damit er nicht von demselben bis zum Ziel abwiche.

Der Jüngling dankte, grüßte mit derselben Artigkeit, mit der er sich genähert hatte, und entfernte sich mit seiner Tasche unter dem Arm auf dem ihm angewiesenen Wege.

Hieronimus folgte ihm für eine kleine Weile mit dem Blicke.

Dieser Mensch hat etwas an sich — ein gewisses Etwas

— ein Benehmen, eine Art — ich könnte keinen Grund dafür sagen, aber er interessirt mich.

Er stieg auf den Wagen und ließ sich nach dem Gasthaus fahren, wo er sich in aller Eile etwas zu essen bestellte und zu Tisch setzte, um seinen Appetit zu sättigen; aber inzwischen hatten sowohl auf dem Wege als beim Essen seine Gedanken sich von dem Jüngling nicht losreißen können, der allem Anschein nach unglücklich war und doch einen so edlen Stolz hatte.

Auf einmal ließ er das Messer, welches er in der rechten Hand hielt, auf den Tisch fallen, und schlug sich vor die Stirne, wie einer, dessen Geist plötzlich durch die Enthüllung eines Gedankens erleuchtet wird.

Zum Kuckuk! rief er innerlich. In Trauerkleidung, niedergeschlagen, mit ärmlichem Gepäck, geradenwegs nach N. . . . Das ist ganz sicher Peter, der Sohn von Anton Maria. . . . Und ich Dummkopf, daran nicht zu denken!

Er beeilte sich, was ihm vorgesetzt war, hinunter zu schlucken, trank in einem Zuge ein Glas Wein dazu, schalt den Kellner, daß er ihm nicht schnell genug die Rechnung brachte, zahlte ohne über die Preise ein Wort zu verlieren, und war in zwei Sprüngen auf dem Hofe, dann im Wagen und sagte zu Barbetta, der auf sein lautes Rufen eiligst auf den Bock gesprungen war:

Laß dein altes Maultier laufen, was es kann; und je früher wir den jungen Mann wieder einholen, der erst vor kurzem sich auf den Weg gemacht hat, desto größeres Trinkgeld wirst du bekommen.

Der Kutscher, der durch den Wein, den er getrunken, noch mehr aber durch diese Worte angefeuert war, peitschte seinen Maulesel mit einer Härte, die er noch nie gezeigt hatte,

und das verwunderte Tier, nachdem es ein paar mal mit den Füßen ausgeschlagen hatte, um gegen diese ungewohnte Barbarei zu protestiren, setzte sich in Trab, in dem die Peitschenhiebe Barbettas es wohl zu erhalten wußten.

Aber sie hatten keine weite Strecke zu fahren; nach einer Meile kaum, zeigte sich ihnen der Jüngling, hingestreckt am Rande des Grabens, wie wenn er, nicht länger Herr seiner Kräfte, hingefallen wäre oder sich hingeworfen hätte, um dazuliegen, bis ihm neue Stärke käme.

Hieronimus ließ sogleich den Wagen halten; er sprang ab und lief zu dem Jüngling, dessen halberloschenes Auge zeigte, daß er einer Ohnmacht nahe war.

Sie befinden sich nicht wohl, lieber junger Mann, sagte mit viel Herzlichkeit Hieronimus, indem er eine Hand unter die Achselhöhle des Daliegenden schob, um ihm beim Aufstehen zu helfen.

Der Jüngling kehrte ihm dankbar den Blick zu und stammelte mit dem kurzen Atem, der ihm noch geblieben war:

Ich bin elend, ich bin so schwach, ich fühle einen solchen Druck auf der Brust.

Porretta griff nach dem Puls des Jünglings, der sich jetzt aufrecht hingesetzt hatte.

Ei, ei, böse Geschichten! Sie haben ein ganz schlimmes Fieber.... Ich bin zwar kein Arzt, aber davon verstehe ich ebensoviel als ein Arzt, was am Ende kein Wunder ist.... Nun werden Sie mir aber nicht weiter den Schimpf anthun, meinen Sitz auszuschlagen, den ich auf diesem verdammten Gestell anbiete, das alles andere, nur keine englischen Sprungfedern hat.

Der Jüngling erhob sich auf seine Füße, unterstützt von Hieronimus und dem Kutscher, der auch zur Hilfe herbeige-

kommen war, und ging auf beiden Seiten gehalten zu dem Wagen, auf den er sich setzte.

Ich danke Ihnen, sagte er dann mit edler Einfalt zu Hieronimus.

Ach was zum Teufel! rief der mürrische Alte wieder mit der vollen Wunderlichkeit seiner Laune aus. Das ist wahrhaftig eine große Veranlassung zum Dank! Sie hätten es lieber annehmen sollen gleich das erste mal, wo ich Sie einlud ... sehen Sie, das hätten Sie thun sollen.... Barbetta, du fährst mir aber jetzt recht sanft und langsam; wir haben nicht mehr nötig so zu eilen, und dein verdammter Holzkasten könnte auch einem, der so fest gewickelt und gestopft wäre wie eine Wurst, die Eingeweide durcheinander schütteln. Fahre nur im Schritt, davon kann dein Maultier bloß Vorteil haben, und wir auch.

Diese Empfehlung stimmte zu sehr mit den Gewohnheiten Barbettas und seines Maultieres, als daß sie auch nur im geringsten überschritten wäre. Die Kutsche setzte sich mit einer feierlichen Langsamkeit in Bewegung, die sich bis zu Ende nicht verleugnete.

Die beiden Reisegenossen schwiegen eine Zeit lang. Der Jüngling war von seinem Leiden ganz entkräftet und wurde ab und zu von Fieberschauern durchrüttelt; Hieronimus schien in tiefes Nachdenken versunken; sein faltenreiches Gesicht bekundete durch den Wechsel des Ausdrucks die Mannichfaltigkeit der Gefühle, die einander in seinem Herzen folgten. Plötzlich brach der Alte das Stillschweigen in seiner Weise mit einem mürrischen Ausruf, der eine große Ähnlichkeit mit einem Zornesausbruch hatte.

Zwei Leute, die in Gesellschaft reisen, müssen einer vom andern wissen, wer er ist.... Ich wenigstens denke so.

Wenn Sie hier in der Umgegend bekannt sind, müssen Sie schon eine Familie Porretta haben erwähnen hören, von Vater auf Sohn herab alte Beamte des edlen Hauses der Markese von Roccavecchia. Ich bin der letzte dieses Namens, habe aber in niemand anderes Diensten als in meinen eigenen stehen wollen. Ich heiße Hieronimus Porretta, habe die Welt durchlaufen, habe allerhand Geschäfte gemacht — natürlich ehrbare — und bin nun hierher gekommen, um meine paar Knochen in dem Lande zur Ruhe zu legen, wo ich geboren bin, wo ich meine ersten Schritte gethan. . . . Das wäre ich!

Der Jüngling schien einen Augenblick zu schwanken, was er sagen oder thun solle; er hob seine kummervoll niedergeschlagenen Augen zu dem groben aber offenen Gesicht seines Gefährten auf und schien aus dem Ausdruck desselben neuen Mut zum Sprechen zu schöpfen. Er öffnete die Lippen, aber Hieronimus unterbrach ihn:

Einen Moment! Sie haben doch keinen Grund oder keinen Wunsch, mir Ihr Wesen und Sein zu verbergen?

Nein, umsoweniger, da ich weiß, wer Sie sind.

Schön, schön! dann gönnen Sie mir das Vergnügen zu raten. Ich möchte wetten, daß Sie Peter sind, der Sohn Anton Maria Varadas.

In den Augen des Jünglings glänzte ein Lichtreflex, wie wenn ein Sonnenstrahl aus einer Thräne zurückleuchtet.

Ja, ich bin es.

Hieronimus ließ ihn kein Wort weiter hinzufügen, er nahm seine beiden Hände zwischen die seinigen, drückte sie kräftig und fuhr dann fort, indem er seine Bewegung unter seinem barschen Tone verhehlte:

Trefflich, ganz vorzüglich. . . . Fügen Sie nichts weiter hinzu. Ich weiß alles. Wir sind ja noch gleichsam ver-

wandt. Meine Nichte hat Ihren Vetter Jakob geheiratet. Von Ihrem Vater mußten Sie doch wohl manchmal meiner Erwähnung thun hören. Ich erinnere mich, Sie auch noch als ganz kleines Bübchen gesehen zu haben. Wie alt waren Sie wohl, als ich abreiste? Allerhöchstens doch zwei oder drei Jahre.

Ich war drei Jahre.... Ja, mein Vater hat mir gar oft von Ihnen erzählt, er liebte und schätzte Sie sehr.

Wir waren Freunde und Schulkameraden. Wir sprachen uns auch immer rechtschaffen aus, ganz im Gegensatz zu dem Verhalten von dem elenden Kerl, dem Jakob — und das war immer so. Doch genug, wollen davon nicht sprechen. Ich will nur zum Schlusse sagen, daß ich kein Fremder für Sie bin und daß, wenn ich jetzt oder später Ihnen irgendwie helfen kann, ich vollkommen dazu bereit bin.

Vielen Dank, murmelte Peter leise mit einer Stimme, die vor Krankheit und Aufregung zitterte. Ich habe nichts nötig.

Beide verharrten im Stillschweigen. Hieronimus brummte etwas Unverständliches zwischen den Zähnen; Peter rang mit dem Fieber, das ihn ergriffen hatte.

Als sie am Fuße der Anhöhe waren, sprang Barbetta herab, um seinem Tier die Last zu erleichtern, und Hieronimus ahmte seinem Beispiel nach; auch der Jüngling wollte ein gleiches thun, aber sein Gefährte hielt ihn davon zurück.

Sie bleiben hübsch hier oben, alle Wetter noch einmal! Sie sehen doch, daß Sie sich nicht auf den Füßen halten können.

Peter ließ sich wieder auf die wenig bequeme Bank, wo er saß, zurückgleiten.

Der Abend senkte sich herab, ein milder lauer Juniabend, durchglüht von der purpurnen Helle der untergehenden Sonne.

Vor den Augen der Wanderer tanzten die Mücken in schwindelnder Drehung schaarenweise durch die Luft. Von der Höhe eines nahen Hügels erklang langsam und tief die Stimme eines Landmanns, der bei der Feldarbeit eines jener melancholischen und eintönigen Lieder unserer Berge sang. Das Maultier schritt noch langsamer als vorher und schüttelte dann und wann die Glöckchen seines Kummtes. Hieronimus, der eine Hand auf die Wagenthür stützte, näherte sich dem Jüngling und betrachtete ihn ab und zu.

Auf einmal brach er das Stillschweigen.

Wo denken Sie denn Ihre Wohnung zu nehmen? fragte er ihn barsch.

Peter wandte dem Fragenden sein bleiches Antlitz zu und antwortete nicht ohne jene gewisse stolze Würde, die er schon auf der Bahnstation bei den ersten an ihn gerichteten Worten des Alten gezeigt hatte:

Ich habe ja ein Haus dort.

Hieronimus schüttelte ein wenig den Kopf; die Falten und Runzeln seines Gesichtes wurden sozusagen noch krauser und seine Physiognomie nahm jenen Ausdruck an, den sie hatte, sobald man ihm etwas sagte, was ihm nicht behagen mochte.

Wenn er seinen Gedanken einen lauten Ausdruck gegeben hätte, würde man wohl ungefähr folgende Worte gehört haben:

Da haben wirs! ... Als reicher Junge erzogen, mit allen Gewohnheiten eines Reichen, als wenn der Reichtum nie aufhören könnte. ... Spricht da von seinem Hause! Würde womöglich von seinen Einkünften reden, wenn sich die Gelegenheit dazu böte. ... Mein Anerbieten einer Unterstützung nahm er auf wie eine Beschimpfung, und hat doch

vielleicht weder Energie noch Befähigung, für sich selbst und für die Mutter genügend zu schaffen!

Er erhob seine Augen und heftete sie auf das Gesicht des Jünglings. Der körperliche Schmerz und auch in vielleicht noch größerem Maße der moralische, hatten darauf ihren Stempel so fest eingeprägt und ihre Spuren gelassen, daß plötzlich beim bloßen Anschauen mit seiner ganzen Gewalt das Mitleid sich in dem Herzen des rauhen Alten erhob.

Ihr Haus! rief er. Ach, armer junger Mann, das haben Sie nicht mehr. Es ist auf Befehl des Gerichts geschlossen und gehört Ihren Gläubigern, die es sich streitig machen werden durch Prozesse, deren Kosten Sie bezahlen werden.

Die leidenden Züge des Jünglings zogen sich schmerzhaft zusammen, wie wenn bei einem Verwundeten eine wenig zarte Hand gerade auf die Wunde stößt.

Sie haben Recht, sagte er. Ich habe nichts mehr auf der Welt, nichts als meinen Schmerz. Ich werde zu meinen Verwandten gehen.

Ach ja — Ihre Verwandten! rief Hieronimus mit einer schlecht verhehlten Ironie; und er schwieg einen Moment.

Haben Sie noch viele Verwandte in diesem Dorfe?

Peter schüttelte den Kopf zum Zeichen der Verneinung und schickte sich dann an, mündlich zu antworten; aber da ihm das Atmen schwer wurde und das Sprechen ihn ermattete, fuhr jener, ohne ihm nur Zeit zu lassen, selbst fort:

Ja, ja — ich bin ganz unklug. Ich weiß ja recht gut, daß Ihnen dort nur die Familie Ihres Vetters Jakob bleibt — Uff! Gehen Sie also dorthin. — Gewiß, Sie müssen dorthin gehen. Uff! hm!

Er schwieg aufs neue für einen Augenblick. Die Augen Peters mit dem ungewissen, schweifenden Blicke eines Mannes,

der vom Fieber geschüttelt wird, hafteten fest auf den hohen belaubten Gipfeln der Kastanienbäume, die noch im goldigen Schimmer über dem Hügel von dem Wiederleuchten des roten Lichtes der sinkenden Sonne erglänzten. Sein Schmerz hatte die Färbung einer tiefen Traurigkeit angenommen. Auch er erkannte sicher jene Plätze wieder, die er als Knabe verlassen und dann nicht wiedergesehen, auf denen er so fröhlich spielend gesprungen und zu denen er nun heimkehrte — ach so ganz, ganz anders, unter den Schlägen eines entsetzlichen Unglücks.

Einige Dorfmädchen, welche Wasser an der frisch sprudelnden Quelle des nahen Waldes schöpfen wollten, ihre irdenen Krüge im Gleichgewicht auf dem Kopfe tragend, schlank und gedrungen mit ihrem schön gebauten Körper, gingen mit einem Gruß an Onkel Hieronimus vorbei und warfen einen langen Blick voll Neugier und Interesse auf jenen schönen Jüngling von so leidendem und schmerzreichem Aussehen. Der kleine Glockenturm des St. Rochuskapellchens, das am Eingang des Dorfes wie ein vorgeschobener Posten steht, erschien schon zwischen den Blättern der Bäume an der Krümmung der Straße, die in Windungen am Abhang emporstieg, von ferne hörte man schon die große Glocke der Pfarrkirche ertönen, welche von dem kräftigen Arm Fusellas in Schwung gesetzt wurde.

Dieser Anblick, diese Töne, diese Laute, der Stimmenklang des angeborenen und fast vergessenen Dialekts riefen in dem gequälten Herzen des Jünglings von neuem eine weiche Rührung hervor. Er bedeckte sich die Augen mit den Händen und weinte schweigend.

Hieronimus hob von neuem an zu sprechen:

Sie sind noch sehr jung, aber Sie sind in der Welt

umhergereist, und wie mir scheint, dürfte Ihr Verstand wohl nicht ganz abgestumpft sein. Sie müssen also durch Erfahrung mehr gelernt haben, als andern Ihres Alters die Jahre gestatten. Sie müssen die Menschen kennen und wissen, daß wer in einer Not auf die Hilfe von ihnen hofft, statt auf den eigenen Mut und die eigene Energie, sich irrt, wie der, welcher den Gewinn der Quaterne als sicher betrachtet, die er im Lotto gespielt hat. Sie werden schon Gelegenheit gehabt haben, zu würdigen, was Freunde im allgemeinen wert sind. Wenn Sie sie nicht mit beiden Füßen im Unglück stecken lassen, sind sie nur gut dazu, Sie zu belästigen mit ihrer Afterweisheit und mit unnützen Ratschlägen, wie sie schon zu Hiobs Zeiten thaten, jene Schwätzer, die an seinen Misthaufen herantraten, um ihm Vorlesungen zu halten. Wäre Hiob ein Schelm gewesen, hätte er sich ihrer ohne Verzug entledigen können, er brauchte sie nur um Geld anzuborgen. So war, so ist die Welt immer gewesen, und wehe dem, der auf Hiobs Misthaufen fällt.

Dann die Verwandten; es sind Freunde, die uns die Natur gegeben hat, und sie sind meistens noch weniger wert als die, welche unsere Wahl ausgesucht hat. . . . Verstanden? Ich will nur sagen, daß wenn Sie irgend eine Hoffnung auf Ihren Vetter gegründet haben, so machen Sie nur einen dicken Strich durch die Rechnung, glauben Sie ja nicht, daß die Ihnen zu Hilfe kommen und Sie mit offenen Armen aufnehmen werden.

Peter kehrte kummervoll sein Haupt seinem alten Reisegefährten zu, indem er betrübt den Blick von der Aussicht auf das Land ablenkte.

Ach! meinethalben ist es ja nicht, nicht auf meinen Rat ich komme Hilfer zu erflehen, sagte er. Um meiner Mutte

willen geschieht es und sie selbst hat mich abgeschickt. Ein leichtes Opfer des Vetters würde uns das Haus in diesem Dorfe retten können, in dem alle meine Vorfahren geboren sind und zum letzten Schlummer gebettet, außer meinem armen Vater; wo auch meine Mutter geboren ward und auch ich geboren bin. Mich reizte andererseits die Sehnsucht, das Dorf wiederzusehen. Ich reiste eiligst ab und vielleicht allzuschnell, weil die Krankheit, die ich schon in mir spürte seit jener Fahrt, welche ich mit aller Hast unternahm, um ins Vaterland heimzukehren, sobald ich die Unglücksbotschaft empfangen — weil jene Krankheit, die ich zu überwinden hoffte, mir jetzt schon so emporgewachsen scheint, daß sie mich überwindet.

Man langte im Orte an. Barbetta wandte sich an Hieronimus.

Wohin soll ich mit dem Wagen fahren?

Zum Hause des Herrn Jakob, antwortete Hieronimus; doch warte einen Augenblick, damit ich die Rechnung mit dir in Ordnung bringe, dann kannst du in Gottes Namen deine Wege gehen. Er zog seine Börse aus der Tasche und Barbetta streckte die Hand aus.

Haben Sie wohl gesehen, wie ich mein arm Maultierchen habe traben lassen? sagte der Kutscher, während jener das Geld abzählte. Ja so, daß wir in einem Nu den jungen Mann wieder einholten, wie sie wünschten. . . .

Na versteht sich! rief Hieronimus. Dieser Jüngling lag ja halbtot auf der Straße! Aber fürchte nur nicht im geringsten; du sollst das Trinkgeld, was ich dir versprochen, schon bekommen.

Er bezahlte ihn freigebigst, grüßte Peter, der ihm dankte, und stand, nachdem der Wagen seinen Weg wieder eingeschlagen, einen Augenblick da, um ihm nachzuschauen; dann

schlug er eine kleine Querstraße ein und begab sich, auf seinen Stock gestützt, nach seiner Wohnung.

Wenige Augenblicke darauf hielt der Wagen an der Hausthür des Herrn Jakob.

Bei dem Lärm desselben war Henriette die erste hinauszuspringen, um zu sehen, wer es wäre. Sie fand sich jenem schlanken und schönen Jüngling gegenüber, mit den so blassen Wangen, mit dem so traurigen Gesichtsausdruck, welcher mit bescheidener aber würdiger Haltung eintrat und seine kleine Reisetasche in der Hand hielt, während Barbettas Wagen sich schon entfernte. Sie that einen Schritt rückwärts und ohne daß sie wußte, warum? fing ihr Herz aufs heftigste zu pochen an.

Der Jüngling blieb beim Anblick dieser glänzenden Schönheit hoch überrascht stehen und seine Erregung bekundete sich durch eine matte Röte, welche noch die krankhafte Blässe seiner Wangen leise färbte.

Henriette! rief er aus. Du, ja du bist sicher doch Henriette?

Das Mädchen stand noch einen Augenblick im Zweifel; dann errötete auch sie bis über die Stirn; ihre Augen leuchteten fröhlich auf, und indem sie einen kurzen Schrei der Überraschung und Freude ausstieß, rief sie:

Ach! du bist es, Peter!

Und ohne sich um anderes zu kümmern, schlang sie, getrieben von einem plötzlichen Liebesdrang, die Arme um seinen Hals und drückte ihm zwei herzhafte Küsse auf die Wangen, die der Jüngling mit vollster Gewissenhaftigkeit und gleicher Lebhaftigkeit wieder zurückgab.

Endlich bist du da! hob das liebe und schöne Mädchen ganz aufgeregt von neuem an. O wie gut von dir, daß du

gekommen bist. Ich erwartete dich, weißt du? . . . Ich sagte es mir beinahe alle Tage: Peter wird kommen, Peter wird sicher kommen! — Er wird doch sein Dorf und seine kleine Freundin nicht vergessen haben. Jetzt bin ich aber nicht mehr so klein wie damals, als du uns verließest. . . .

Sie lehnte sich mit einer liebenswürdigen Vertraulichkeit an die Schulter des Vetters und maß mit naiver Koketterie ihr holdes Persönchen an seinem Wuchs.

Aber, fuhr sie fort, deine Freundin bin ich dir noch ebenso geblieben. Und ich hoffe recht, daß du daran nicht zweifelst, nicht wahr? Ebenso will ich auch hoffen, daß du in all der langen Zeit, wo du fern gewesen bist, meiner gedacht hast und der Tage, die wir zusammen verlebt, und unserer Spiele! Erinnerst du dich noch, wie wir Blindekuh auf dem Hofe spielten! Und wenn wir dann hinschlichen und die grünen Pflaumen im Garten stibitzten, zu Mamas größter Verzweiflung?

Henriette lachte heiter auf und auch Peter öffnete die Lippen zu einem Lächeln, trotz des immer größeren Schmerzes, von dem er sich ergriffen fühlte.

Ob ich mich deiner erinnert habe! sagte nun seinerseits der Jüngling. O und wie sehr, wie sehr! An jedem Orte, wo ich mich befand, in jeder Lage meines Lebens eilte mein Gedanke zu unsern Bergen und sah dort diese teuren Plätze und sah hier ein liebes blondes Köpfchen, mit jenen zwei Korallenlippen, die auch jetzt noch so sind. Doch nachher, als mein übergroßes Unglück mich getroffen hatte, da fühlte ich, daß der einzige mögliche Trost für meinen Schmerz hier war, da strebte ich atemlos mit jedem Hauch meiner Seele hierher zurückzukehren; da dünkte es mich, daß ich hier und allein bei der Freundin meiner Kindheit ein wahres

Mitleid finden würde, meinen Trost, eine Teilnahme an meinem Schmerz.

Er sagte diese Worte in einem klagevollen, weinenden Tone. Henriette schaute ihm ins Gesicht und sie sah die Spuren eines so gewaltigen Leides, daß auch ihre Augen sich mit Thränen füllten.

Aber du bist müde, begann das Mädchen, wie um das Gespräch von einem allzu schmerzlichen Inhalt abzulenken. Und ich lasse dich hier herumstehen, um zu plauden. Komm rasch herein!

Und sie nahm ihn bei der Hand und führte ihn in die Stube, wo wie gewöhnlich Johanna bei der Arbeit weilte, welche durch allerhöchste Gunst wieder zu Gnaden aufgenommen und von neuem damit beauftragt war, alle anstrengenden und alle notwendigen Hausarbeiten zu übernehmen.

Die Lahme saß in ihrem Eckchen und ließ einen Augenblick die Hand ruhen, welche mit gewohnter Flinkheit die Stiche in ihrer Näherei machte, um zu sehen, wer eintrat. Das edle, interessante und leidende Gesicht des Jünglings, der von Henriettens Hand eingeführt ward, dünkte sie das schönste, was sie je gesehen. Beim Anblick des mächtigen Schmerzes, den der Jüngling im Antlitz trug, empfand ihre Seele, die sich auf Leiden nur zu gut verstand, für ihn die innigste, teilnehmendste Erregung. Sie hätte am liebsten plötzlich mit einem Opfer ihrerseits einen Trost in dieses Herz, ein Lächeln über dieses Gesicht ergießen mögen und sie würde es gethan haben, ohne zu zaudern.

Der Jüngling hatte keine Gelegenheit sie in dem Schatten zu erblicken, den der Abend in die Winkel zu werfen begann. Vor ihm präsentirte sich Genoveva, hochmütig, mit gerötetem Gesicht, in herrischer und stolzer Haltung, und als bescheidenes Anhängsel das winzige Männchen, Herr Jakob.

Henriette ließ ihren Eltern keine Zeit zu fragen, sie war mit einem Sprunge ganz vergnügt neben ihnen, und schlug fröhlich die Hände zusammen.

Es ist ja unser Vetter, rief sie triumphirend aus; es ist Peter, der endlich gekommen ist, uns zu besuchen.

Die Eltern nahmen diese Nachricht nicht zum hundertsten Teil mit dem Entzücken auf, mit welchem das junge Mädchen sie ihnen verkündete.

Ach! sagte Genoveva, Peter ist es!

O, o, wiederholte Herr Jakob, wie ein Echo — Peter.

Dieser näherte sich, begrüßte den Vetter und dessen Frau, küßte sie und empfing von ihnen eine kühle Umarmung; dann fühlte er seine Beine schwanken, ergriff einen Stuhl und ließ sich darauf fallen, mit Leichenblässe im Antlitz.

Henriette war mit einem Sprunge neben dem Vetter, ganz erschrocken.

O Gott, du fühlst dich unwohl?

Peter holte schwer Atem, dankte für ihre Teilnahme mit einem erkenntlichen Blicke und antwortete:

Seit einiger Zeit faßt mich bisweilen ein Schwindel, mir ist, als sollte ich ersticken.... Ich hoffe, es hat nichts zu bedeuten.

Jakob und sein Weib sahen sich mit erschrockener Miene an; mit diesem Blicke sagten sie sich gegenseitig ganz deutlich:

Na, der will uns hier krank werden! Weiter fehlte auch nichts!

Du hast irgend etwas nötig, sagte Henriette mit liebenswürdiger Besorgnis, ich werde dir eine Tasse Bouillon besorgen.

Peter schüttelte den Kopf in einer matt ablehnenden Weise. Herr Jakob beeilte sich, dies Verweigern in klare Worte zu übersetzen.

Nein, nein, er will ja nichts; ich bin auch der Meinung, daß er recht hat und daß die Klugheit ihm rät. Es ist eine konstante Thatsache, daß, wenn er sich nicht ganz wohl fühlt, eine weitere Überladung des Magens ihm nicht allein nicht hilft, sondern die Beschwerden noch vermehrt. Daher ist es denn auch der weitbeste Entschluß, daß er ruhig so bleibt, umsomehr da der Abend schon herangekommen und die Stunde des Abendbrotes nicht mehr allzufern ist, wo sich dann Peter wieder ein bischen auffrischen und restauriren kann, falls er nicht, wie das in der Stadt allgemeiner Brauch ist, erst um fünf Uhr zu Mittag gespeist hat.

Es ist ja ganz unmöglich, daß er um fünf zu Mittag gegessen, unterbrach lebhaft Henriette, denn da er mit dem letzten Bahnzug gekommen ist, war er um die Zeit unterwegs.

Das ist allerdings eine sehr richtige Bemerkung, sagte Herr Jakob. Dann werden Sie uns also, fügte er halb unentschlossen hinzu, beim Abendessen Gesellschaft leisten, Peter.

Der Jüngling erhob den Kopf und sah fest erst Jakob, dann Genoveva ins Gesicht, deren Physiognomie ebensowenig einladend war, als der Empfang herzlich gewesen. In diesem Moment traten ihm die Worte wieder vors Gedächtnis, die kurz vorher Hieronimus über Verwandte überhaupt gesagt hatte, und er fühlte ihre ganze Bedeutung.

Sie wissen, sagte er langsam, und sah sie dabei immer in gleicher Weise an, daß ich in diesem Lande so wenig, als sonst irgend auf der Welt, ein elendes Dach mein nenne, unter dem ich mein Haupt bergen könnte. Als ich mich in mein Geburtsdorf begab, glaubte ich Unrecht zu thun, wenn ich nicht zu Ihnen käme, um Ihre Gastfreundschaft nachzusuchen.

Ja gewiß, murmelte Herr Jakob mit so leiser Stimme, daß man sie kaum hören konnte.

Da haben Sie ganz recht gethan, sagte Genoveva kühl, und glättete die Falten ihrer Schürze.

Ja, ja, Peter, rief mit Wärme Henriette. Als wir noch Kinder waren, waren wir da nicht wie Geschwister? So wollen wir auch in Zukunft wieder leben.

Und Ihre Mutter? fragte der Gemeindesekretär mit einem gewissen Zaudern, das nur ein Ergebnis der Furcht war, als Antwort hören zu müssen, daß sie auch angekommen wäre.

Ich habe sie in Turin gelassen. Eine barmherzige Familie, welcher mein Vater in den Tagen seines Glücks manchen Dienst erwiesen hatte, hat die arme Frau nach dem entsetzlichen Unglück aufgenommen und behält sie liebreich bei sich, obgleich zwischen ihr und uns kein Band der Verwandtschaft sich schlingt.

Die Gatten Varada wechselten untereinander einen Blick, der besagte, daß sie die Satire verstanden hätten.

Und Sie, fragte darauf Genoveva, um der Unterhaltung eine andere Wendung zu geben, seit wie lange sind Sie nach Piemont zurückgekehrt?

Seit vierzehn Tagen, antwortete Peter mit einer dumpfen Stimme, welche verriet, was seine Seele bei einer durch so schmerzliche Umstände veranlaßten Heimkehr gelitten hatte.

Aber Genoveva, die garnicht im stande war, derartiges zu fühlen, regte eine andere noch grausamere Frage an.

Wo waren Sie denn, als die Kunde von dem Unglück Sie traf?

Peter fühlte sich von einem leichten Schauder geschüttelt, der rasch wie ein Blitz vorüberging.

Ich befand mich zu New-York, antwortete er mit derselben Stimme. Der Schlag war so entsetzlich hart, daß ich eine Zeit lang ohne Kraft, willenlos, wie ohne Bewußtsein

dalag. Sobald ich es mühsam vermochte, ordnete ich meine Vermögensumstände und reiste ab. Was ich gelitten habe, könnte ich Ihnen nicht sagen, könnte ich Ihnen nicht erklären; ich erinnere mich nicht im mindesten daran. Von den überstandenen Qualen bleibt mir nur eine Schwäche, eine Gebrochenheit der Seele; aber im Herzen erneuert sich jeden Tag der Krampf. Ich litt geistig, am Herzen und am Körper. Ich war schwer krank, aber meine Willenskraft war stärker als mein Leiden, und machte sich zum Herrn über dasselbe. In gewissen Augenblicken glaubte ich sterben zu müssen, aber ich wollte es wenigstens erreichen, hier zu sterben, nachdem ich meine Mutter umarmt. Oft fühlte ich, wie alle Vernunft mir aus dem Gehirn entschwand und glaubte wahnsinnig zu werden. Ich habe es ersehnt. Ich war ganz arm; alle Mittel fehlten mir, und ich hatte an meinen unglücklichen Vater geschrieben und ihn um eine neue Geldsendung gebeten. Ach mein armer, armer Vater! Statt der Antwort, die ich erwartete, traf mich . . .

Durch ein Schluchzen wurde ihm das Wort in der Kehle erstickt; er schwieg einen Augenblick; dann hob er wieder an mit einem gewissen Feuer, das gleichsam eine schmerzliche Ungeduld war, den grausamen Bericht schnell zu enden:

Ich wollte bezahlen, was ich dort drüben schuldete. Ich verkaufte alles, was mir gehörte. Als ich alle meine Schulden abgetragen, als ich meine Überfahrt an Bord eines Schiffes, das direkt nach Genua fuhr, bezahlt, fand ich mich ohne Vermögen und mit gerade soviel Geld, um nicht plötzlich den Hungertod zu sterben, um nicht gezwungen zu sein, ein Stückchen Brot um Gotteswillen zu erbetteln, sobald ich auf den Boden meines Vaterlandes den Fuß gesetzt. Ich ertrug Entbehrungen aller und jeder Art. Wenn ich es nur er-

reichte, bis nach Italien zu kommen, sagte ich mir stets, nur meine Mutter wiederzusehen! Ich betrachtete das Meer mit einem unendlichen Schauder in der Seele. Einen oder den andern Tag, dachte ich, wirst du als Leiche in diese tiefen Fluten geworfen werden. Aber im Gegenteil, je mehr ich mich Italien näherte, umso stärkere Kraft und Energie schien das Leben wieder zu gewinnen. Als ich in Genua angelangt war, nahm ich den ersten Zug, der abging, und flog nach Turin.

Wie wir uns wiedersahen, meine Mutter und ich, welche Worte, welche Thränen uns entströmten, kann ich Ihnen nicht sagen. Es giebt Momente, deren ganzen Schmerz nicht nachzufühlen vermag, wer sie nicht selbst empfunden, und die der nicht einmal ausdrücken kann, welcher sie durchgemacht hat. Meine arme Mutter fand ich so gealtert, als wären zwanzig Jahre entschwunden, seit ich sie zum letztenmal umarmt. Nachdem wir reichlich und viel über unsere so schmerzreiche gegenwärtige Lage geweint, sprachen wir von der Zukunft. Unsere Gedanken wandten sich voll Sehnsucht und Liebe nach dieser teuren Stätte meiner Geburt. Wir erinnerten uns, daß wir hier liebevolle Verwandte hatten, daß hier unsere Familie ihren Ursprung hatte, daß es hier möglich sein würde, für meine Mutter inzwischen eine sichere Zuflucht, eine stille Ruhestätte zu finden, während ich unter andern Aussichten, unter andern Bedingungen den Kampf ums Dasein begönne.

Der Erzählung Peters war es gelungen, sogar Frau Genoveva und auch Herrn Jakob zu rühren. Jene hatte sich zweimal geräuschvoll geschnaubt und dieser hatte für einen Moment ganz kleine Augen gemacht, wie er that, wenn er aus Höflichkeit zwei Körnchen einer ihm vom Pfarrer an=

gebotenen Prise seiner Nase zugeführt. Aber der Schluß verdarb die ganze Wirkung dieser Rührung.

Man kommt, um uns um Unterstützung zu bitten, dachten beide; man will uns an unsern Geldbeutel. Aufgepaßt! Auf der Hut!

Ihre Gesichter wurden frostig und kalt wie glatte Kartonmasken; und wenn Peter statt das Haupt tief herabhängen zu lassen, in seinen Schmerz versenkt, diese Physiognomien gesehen hätte, würde er, ohne noch etwas hinzuzufügen oder weiter zu erwarten, aus seinem Herzen jede Hoffnung, die er vielleicht darin noch in Hinsicht seiner Verwandten hegen konnte, verbannt haben, und er hätte auch vielleicht in demselben Moment ihr Haus verlassen.

Nur Henriette legte ihrer tiefen Bewegung keinen Zaum an und verbarg sie nicht; weinend warf sie sich ohne alle Rücksicht an die Brust des Vetters und sagte mit liebreicher Stimme, die sanft auch einem von Schmerz zerrissenen Herzen erklingen mußte:

Armer Peter! Und deine arme, gute Mutter!... Warum hast du sie denn nicht gleich mit dir gebracht? ... O schreibe ihr sofort, daß sie schnell kommen möge ...

Liebe Henriette, antwortete Peter weich bewegt. O du bist gut!

Die Mutter unterbrach ihn indessen:

Lassen wir doch jetzt diese Gespräche. Sie thun Peter nur wehe und sonst garnichts. Mir auch — ich will mich damit nicht rühmen, aber sie setzen auch mich in eine gewisse Aufregung. ... Ja, wenn man solch ein Herz hat wie ich!

Jawohl, fügte dann wie zur Bekräftigung Herr Jakob mit seiner dünnen Stimme hinzu, und verzog dabei den

Mund, um seine innerliche Rührung anzudeuten; sprechen wir von etwas anderm.

Aber wovon hätte man wohl sprechen sollen? Man verstummte für einen Augenblick in einem Schweigen, das noch lästiger und drückender war als das abgebrochene Gespräch

Peter selbst nahm von neuem die Unterhaltung wieder auf:

Aber, sagte er, indem er Jakob, Genoveva und Henriette anblickte, welche um ihn herumstanden, aber ich sehe ja hier nicht Ihre ganze Familie, Vetter. Und Johanna? Es ist ihr doch nichts zugestoßen?

Jakob zeigte die Grimasse, die ihm eigentümlich war, wenn man von seiner erstgeborenen Tochter sprach. Genoveva würde geantwortet haben, daß Johanna sich sehr wohl befände, wenn Henriette ihr die Zeit dazu gelassen hätte; aber das muntere Mädchen rief ohne Verzug, ebenso lebhaft im Ton wie in jeder Bewegung:

Ei, Johanna! Es ist ja wahr! Warum kommst du nicht hervor, Johanna? Sieh, hier ist unsere gute Johanna.

Und sie lief in die Ecke, wo bis jetzt, ohne daß jemand darauf geachtet hätte, die arme Lahme zusammengekauert verweilt hatte.

In diesem Momente hätte die Unglückliche tief unter die Erde sinken mögen. Es dünkte ihr so schön, da hinten zu weilen, ohne daß sich jemand um sie kümmerte und es ahnte; dort, wo sie alles hören konnte und in voller Bequemlichkeit das schöne leidende und sympathische Antlitz ihres jugendlichen Vetters betrachten durfte. Warum kam man, um sie von dort aufzustören? Sie hatte die Augen noch voll Thränen über die vernommene Erzählung: in ihrer Seele herrschte eine Verwirrung und ein Aufruhr wie nie. O hätte sie nur ein Wörtchen Trostes reichen können für diesen unendlichen Schmerz,

der doch in so bescheidenen Tönen sich eben offenbart hatte! Aber was hätte sie sagen, was thun können? Ihre natürliche Schüchternheit war wie mit einem Schlage noch durch eine Beschämung über ihren eigenen Zustand vergrößert, wie sie eine ähnliche früher noch nie empfunden hatte. Henriette ergriff sie bei der Hand, ließ sie sich erheben und zog sie dann mit sich, um sie ganz nahe zu dem Jüngling zu führen, der noch immer dasaß und sie von weitem betrachtete.

Sie mußte gehen! Gehen, unter den Augen Peters, der sie schon lange erwartete! Der Raum von wenig Schritten zwischen sich und ihm dünkte Johanna von einer unendlichen Länge; sie sagte sich in Hast und Verwirrung, daß sie nie den Mut haben würde ihn zurückzulegen, und daß sie ihn doch durcheilen müsse; bisher war es ihr noch niemals in den Sinn gekommen, das Unglück ihres Hinkens zu beklagen und zu wünschen, daß sie nicht lahm sein möchte. Es war ihr immer wie das natürlichste Ding der Welt erschienen; sie hielt sich für lahm, nach demselben Gesetz, wonach die Vogelbeeren bitter, die Feigen süß sind; nie war der gotteslästerliche Gedanke durch ihren Kopf gewandert, sich gegen den Beschluß der Natur zu empören, gegen den lieben Gott, der es also gewollt hatte. Jetzt mit einem male fühlte sie einen ganz neuen, unermeßlichen Kummer darüber, sich hinkend vor ihrem Vetter zeigen zu müssen. Sie dachte auch nicht daran, einen Grund dafür zu suchen, und hätte sie ihn auch gesucht, würde sie ihn doch nicht sich haben sagen können; aber es schien ihr, als wenn sie viel lieber jeglicher Gefahr getrotzt hätte, als diese wenigen Fuß Bodens zu überschreiten, die sie von Peter trennten. Sie hätte entschlüpfen mögen; sie fühlte, wie ihr Herz stockte und fürchtete einen Moment in Ohnmacht zu fallen; es war ihr, als würde ihr die Kehle

zusammengeschnürt und sie war nahe daran, in einen Strom von Thränen auszubrechen.

Henriette zog sie noch immer an der Hand.

Komm, steh doch auf, munter! Komm doch, um auch den lieben Vetter zu umarmen.

Peter erhob sich von seinem Sitz, Johanna stand vor ihm, rot, verwirrt, die Augen gesenkt, zitternd und zagend — ach und wie schmerzlich klopfte ihr das Herz!

Grüß dich Gott, Johanna, sagte Peter mit seiner sympathischen, wohlklingenden und liebreichen Stimme. Warum willst du nicht kommen, mich zu umarmen? Erinnerst du dich vielleicht meiner nicht mehr, wie doch Henriette sich meiner erinnert?

Johanna widersprach mit einem lauten Ausruf. Sie wagte es den Blick zu dem Angesicht des Jünglings emporzuheben und sah in ihm einen so gütigen Ausdruck der Liebe, daß sie durch alle Adern gleichsam eine wohlthuende Wärme strömen fühlte, die sie stärkte. Das Klopfen ihres Herzens war nicht weniger rasch, aber es war weniger schmerzvoll und das Atmen wurde ihr leichter.

Ich! sagte sie, mit einer bei ihr außergewöhnlichen Lebendigkeit des Tones. Ich sollte Ihrer vergessen — deiner — o Peter!

Und sie konnte nichts weiter hinzufügen, aber als sie ihre armen grauen Augen von neuem zur Erde senkte, rollten ihr zwei Thränen die Wangen hernieder.

O, wenn sie ihm hätte sagen können, wie das Bild des munteren Knaben, der immer ihr Verteidiger in der Kindheit gewesen, stets treu in ihrem Herzen eingegraben geblieben war; wie sie mit den größten Liebesneigungen ihrer Seele eine glühende Dankbarkeit für das einzige Wesen

vereinigt hatte, das sie nicht allein niemals beleidigt, sondern sich hochherzig, mitleidsvoll gegen sie erwiesen hatte!

Sah Peter diese Thränen? Machte ihn sein gewaltiger Schmerz vielleicht noch mehr geneigt, die schmerzensreichen Geheimnisse zu begreifen, die sich ihm doch nur in der Haltung, in dem Anblick, in diesen wenigen Worten der armen Mißgestalteten enthüllten? In Wahrheit schloß er mit einer Überfülle von zärtlicher Sorgfalt die arme Lahme in seine Arme und drückte ihr einen warmen Kuß auf die Stirn, dann zwei andere auf die Wangen, welche feuerfarben wurden. Wer vermöchte die Aufregung zu schildern, von der in diesem Moment Johanna ergriffen wurde? Ein solches Ereignis würde sie nie erwartet haben; hätte man es ihr vorher gesagt, sie hätte es sicherlich nicht geglaubt. Welch anderes menschliches Wesen außer der so guten, lieben Henriette konnte ein so beschaffenes Monstrum küssen? Und Peter, dessen Schönheit sie so sehr bewundert hatte, hielt sie von seinen Armen umschlossen; und sie fühlte seine warmen Lippen auf der Stirn und im Gesicht! Dieser Kuß durchzuckte sie wie eine Flamme. Sie schloß die Augen und sie ruhte einen Moment hingegeben an seiner Brust, eigentlich, weil ihr die Kräfte fehlten. Dieser schnelle Augenblick dünkte ihr lang und doch zu kurz. Als sie endlich Kraft gewonnen und sich erheben und von Peters Brust trennen konnte, schien es ihr, daß ein Ereignis eingetreten, wodurch ihr ganzes Leben mit einem Schlage verändert sei. Ein Nichts und doch Alles. Erst war ihr das Blut in das Gesicht geschossen, dann zog es sich zum Herzen zurück, das springen zu müssen schien, und sie ward bleicher als eine Leiche. Sie hatte ein Gefühl, wie wenn auf ihrer Stirne jene warmen Lippen haften geblieben wären und fortführen,

in ihr Blut ein Fluidum von unbekannter Glut hineinzuträufeln.

Inzwischen sagte Peter mit seiner bewegten und sanften Stimme zu ihr:

Ja, auch du bist gut und auch du würdest diesen armen Unglücklichen lieben!

O gewiß, sie hätte ihn geliebt, o gewiß, sie liebte ihn,

Johanna zog sich schnell, ohne noch zu antworten, zurück. Sie hatte das Bedürfnis allein zu sein. Die Ohren dröhnten ihr, ihre Nerven zitterten, sie fühlte sich ergriffen von etwas Neuem, Fremden, Unerklärlichen, wovon sie ganz beunruhigt war. Die Dinge, die sie umgaben, auch die gleichgiltigsten! erschienen ihr sozusagen unter einem neuen Licht, in einer neuen Gestalt. Die Eindrücke, die sie empfing, waren ganz verschieden, die einen lebhafter, die andern abgeschwächter, aber von ganz anderer Art als früher. Was war denn dazwischen getreten? Sie lief in ihr Zimmerchen. Durch das offene Fenster sah man einen Streifen des Himmels, mattweiß von dem letzten Lichte der Dämmerung; und dort begannen einige Sterne zu funkeln und mild erglänzte über alle Venus mit ihrem sanften Lichte. Johanna heftete auf diese Sterne einen Blick, der leuchtete wie sie. Diese Sterne hatte das elende Mädchen so oftmals angeschaut, und doch hatten sie ihr nie den hundertsten Teil von dem gesagt, was sie ihr jetzt erzählen zu wollen schienen. Sie glaubte sie auf sich herablächeln zu sehen und antwortete ihnen mit einem Lächeln. Sie fühlte in ihrem ganzen Wesen eine Erregung nachbeben, wie ein Bedürfnis zu beten, Gott zu danken, Küsse der Luft zuzuhauchen, die sie atmete. Es schien ihr schön, zu leben! . . .

17.

Peter hatte ausgehen wollen, um noch an diesem Tage bei dem Lichte dieser Dämmerung das Haus seines Vaters zu begrüßen.

Er schellte an dem eisernen Gitter des Gartens. Ein Fremder kam, um nachzusehen, wer geklingelt hätte, und da er ihn in diesem zweifelhaften Lichte nicht erkannte, fragte er ihn, wer er wäre und was er wünschte.

Der verwaiste Jüngling nahm den Hut ab und zeigte dem Wärter bei dem matten Schimmer der Dämmerung seine bleiche Stirn und seine noch bleicheren Wangen.

Ich bin Peter und bitte Sie um die Gunst, mich eintreten zu lassen.

Da erkannte ihn der Mann, grüßte ihn ehrerbietig und öffnete ihm.

Der Jüngling trat mit schwankendem Schritte ein. Seine Blicke umarmten sozusagen mit dringendem Verlangen alle Gegenstände, die um ihn herum waren. Er begab sich unter eine gewisse Weinlaube, in deren Schatten sein Vater zu sitzen pflegte. Der Sitz war noch da auf demselben Flecke. Er ließ sich darauf niedersinken, stützte die Ellenbogen auf die Knie, begrub den Kopf in den Händen und verharrte so manche Minute unbeweglich. Wer weiß, welche schmerzlichen, seltsamen Empfindungen da durch seine Seele wanderten! Als er wieder zu sich kam, sagte er mit matter, mühsamer Stimme zum Wächter, der ehrerbietig zwei Schritte entfernt vor ihm stand und ihn nicht ohne Mitleid beobachtete:

Erweisen Sie mir einen Gefallen . . . lassen Sie mich in das Zimmer meines Vaters eintreten.

Der Mann stimmte diesem Wunsche zu. Er machte sich auf den Weg und Peter folgte ihm. Der Wächter schlug vor, ein Licht anzuzünden, aber der Jüngling wollte es nicht. Als die Zimmerthür aufgeschlossen war, trat Peter allein hinein und jener Mann blieb auf dem Gange, der dorthin führte. Zuerst hörte er schluchzen und weinen in dem Zimmer; dann verstummte beides, es wurde ruhig und ein vollständiges Stillschweigen folgte. Nachdem eine Viertelstunde verflossen, öffnete der Wächter einen Thürflügel und steckte den Kopf in das Zimmer.

Herr Peter, sagte er ehrerbietig und achtungsvoll, es wird spät. Fügen Sie sich geduldig und ziehen Sie sich zurück. Kommen Sie ein andermal wieder, wann es Ihnen gefällt, aber jetzt, da es tiefe Nacht ist, lassen Sie mich das Haus schließen.

Die Nacht war wirklich gekommen und beim Eintritt in jenes Zimmer war nicht der geringste Lichtschimmer da, um etwas zu unterscheiden. Nur durch das Fenster im Hintergrunde zwischen den düstern Massen der Bäume zeigte sich ein schwach erhellter Streifen des Sternenhimmels.

Der Wächter sah nirgends etwas von Peter und erhielt auch keine Antwort von ihm.

Herr Peter! rief er von neuem; und da dasselbe Stillschweigen fortdauerte, ging der Mann, ein wenig erschrocken, tastend durch das Zimmer, um nach dem Jüngling zu suchen. Beim Gehen stieß er an ein Möbel; es war ein Lehnsessel und über ihn lag Peter unbeweglich hingestreckt. Der Wächter rührte ihn an, der Jüngling war kalt wie eine Leiche. Er schüttelte ihn und rief ihn nochmals; keine Antwort. Ganz entsetzt lief der Mann nach einem Lichte und kehrte im Fluge wieder zurück. Peter war in Ohnmacht gesunken.

Beim Eintritt in jenes Zimmer hatte er, wie man sich wohl denken kann, bebend seinen grausamen Schmerz plötzlich in erneuerter Bitterkeit erwachen gefühlt. Dort hatte der Vater, den er verloren, die fröhlich heitersten Stunden verlebt; dort hatte er nachgesonnen über die Zukunft und das Glück dieses Sohnes, den er über alles in der Welt liebte und den er, der Ärmste, nicht mehr auf Erden hatte umarmen können. Peter berührte mit einer heiligen Scheu jene Gegenstände, deren sich sein Vater zu bedienen pflegte und die ihm vertraut und lieb waren. Er kniete vor dem Schreibpult nieder, an dem der Tote zu arbeiten gepflegt hatte, und küßte das grüne Tuch, auf dem er noch den Eindruck der väterlichen Hände, die dort einst geruht, zu sehen glaubte. Da brach sein Herzeleid in Thränen und Schluchzen aus, glühenden Thränen, deren Quell längst hätte erschöpft sein müssen, wenn der Quell der Thränen in einem fühlenden und liebenden menschlichen Wesen je erschöpft werden könnte; ein krampfhaftes Schluchzen, das die Brust des Jünglings, den es in schmerzlicher Erregung erschütterte, sprengen zu müssen schien.

Er erhob sich von den Knien, während der Kopf sich ihm wie im Schwindel drehte. Er sah dicht dabei den kleinen Sessel, auf dem sein Vater gewöhnlich gesessen. Wie oft hatte er als Bübchen ihn dort sitzen sehen, neben dem Fenster. wenn er in jener düstern Dämmerungsstunde ruhig die Wolken, die am Himmel hinzogen, betrachtete! Peter warf sich auf jenen Sessel, setzte sich darauf, wie sein Vater pflegte, schloß die Augen und rührte sich nicht, während unermeßliches Weh sein Herz schwellte. O, woran mußte er nicht denken in jenem Augenblicke! Welche schmerzreichen Bilder mußten nicht durch seine Phantasie ziehen! Von welchem bittern Leid mußte die Seele dieses Jünglings überfließen, so fröhlich, so geliebt,

so reich, bis zu einer unheilvollen Stunde, und nun mit einem Schlage verarmt, unglücklich, gleichsam verlassen auf der Welt!

Seine Gedanken verwirrten sich; die Krankheit, die seit so lange durch seinen Organismus schlich, überwand ihn mit plötzlicher Gewalt; er glaubte zu ersticken, er meinte, der Kopf würde ihm mit einem Streich gespalten. Er glaubte zu sterben und fühlte sich wie froh darüber; aber schnell dachte er an seine Mutter und neues Erschrecken bestürmte ihn. Er wollte noch ringen, er versuchte sich zu erheben und zu fliehen; er machte eine Kraftanstrengung, in der er alle Energie zusammenraffte, die ihm noch blieb; es gelang ihm nicht und er sank zurück, seiner Sinne beraubt wie ein toter Körper.

Da der Wächter sah, daß er den ohnmächtigen Jüngling nicht allein zur Besinnung zurückrufen konnte, weder durch Besprengen seines Gesichts mit frischem Wasser, noch durch leises Berühren mit der flachen Hand, lief er in das benachbarte Haus des Herrn Jakob, um dort Lärm zu schlagen.

In jenem Hause hatte sich eine ernste Erörterung in Betreff des Vetters entsponnen, bei welcher Mann und Weib eine einmütige Übereinstimmung gezeigt hatten und die beiden Mädchen als Gegnerinnen aufgetreten waren, Henriette offen und mit Wärme, Johanna nur im Verborgenen, ohne daß sie wagte, auch nur ein Wort zu sagen.

Niemand wagte es vorzuschlagen, dem armen Vetter nicht die Gastfreiheit zu bewilligen, die zu erbitten er gekommen war, obgleich das edle Ehepaar Varada diesen Entschluß am liebsten angenommen hätte, wenn sie nicht gefürchtet hätten, darüber allzusehr getadelt zu werden.

Aber da man diese unangenehme Frage eingeräumt hatte, handelte es sich darum zu entscheiden, welche Stube man zur Beherbergung jenes Unglücklichen bestimmen sollte.

Vater und Mutter gaben rasch wie nach gemeinsamer Eingebung ihr Urteil dahin ab, es müsse das Zimmer ebener Erde sein, in welchem während des Herbstes das Obst aufbewahrt wurde, dasselbe, welches, wie wir aus den vertrauten Mitteilungen Johannas vernommen, man jener Ärmsten anzuweisen gedroht hatte, wenn sie fortführe, mit ihrem Husten den Schlaf ihrer Eltern zu stören.

Henriette bekämpfte diesen Vorschlag auf das lebhafteste. Nach ihrer Ansicht blieb nichts weiter übrig, als den Vetter in jenem viel hübscheren Zimmer für Fremde von Distinktion einzulogiren, welches einen Monat vorher für die Ankunft des Onkel Hieronimus unnötigerweise in Stand gesetzt war. Jakob und Genoveva thaten einen erstaunten Ausruf über den andern, so etwas nur hören zu müssen. Eine so schöne Stube für einen derartig ruinirten Menschen! Das war ja geradezu Ketzerei. Da war das Bett mit seidenen Vorhängen versehen; die schönen und ganz neuen Möbel hatte man aus der Hauptstadt der Provinz kommen lassen, da war ein Teppichstreifen, une descente de lit, auf dem Fußboden vor dem Bett, von einem Ende des Zimmers zum andern lagen breite Läufer! Was? Da sollte man einen solchen elenden Menschen aufnehmen, den man überhaupt nur aus Gnade beherbergte?

Eine Einigung zwischen den beiden entgegengesetzten Parteien herbeizuführen war unmöglich: Johanna hatte das Verdienst, einen Mittelweg zu finden, natürlich wie gewöhnlich zu ihrem eigenen Schaden. Sie erinnerte sich, mit welcher Entschiedenheit der Pfarrer das Bewohnen jenes Zimmers zu ebener Erde, welches man dem Vetter geben wollte, für höchst ungesund erklärt hatte, und sie erschrak darüber, welche Krankheit dieser, der schon so schwach schien, darin hätte davontragen können.

Sie war schon fest entschlossen, jenes Zimmer selbst zu bewohnen; sie stellte sich unter den Schutz der Madonna, zu der sie immer aus so vollem Herzen betete; und dann, wenn es sich nur um sie handelte, nahm es niemand und auch sie selbst nicht so genau. Sie schlug also vor, man möge doch Peter die Stube geben, die sie selbst im obern Stock einnahm, und sie würde dann dort ausziehen und parterre wohnen.

Henriette hätte vielleicht auch gegen diesen Beschluß einige Einwürfe entgegengesetzt; aber der Vorschlag wurde plötzlich mit einer so beifälligen Hast vom Vater und der Mutter angenommen und zu so sichtlicher Befriedigung Johannas, daß mit einem Schlag jedem möglichen Widerspruch der Nerv abgeschnitten war.

Ohne Verzug und mit solchem Eifer machte sich die Lahme selbst daran, ihre Stube für den Vetter in Ordnung zu bringen und sich selbst eine Matratze, mochte sie sein wie sie wollte, für die Kammer dort unten zu beschaffen, daß in weniger als einer Viertelstunde alles in schönster Bereitschaft war.

In diesem Augenblicke traf der Wächter aus dem Nachbarhause ein, um die traurige Nachricht von der tiefen Ohnmacht des jungen Mannes zu überbringen.

Sie liefen alle hinüber, Henriette zuerst, indem sie mit ihrer Stimme und ihrem Beispiele die andern anfeuerte; Gertrud lief herzu, hinkend eilte Johanna hinterher, mit seinen raschen Schrittchen kam auch Herr Jakob gelaufen; die Reihe schloß mit ihrem feierlich behäbigen Gang die wohlbeleibte Frau Genoveva.

Der Jüngling wurde von dem Wächter und von Gertrud auf die Arme genommen, in das Haus Varada getragen, ent-

kleidet und zu Bett gelegt. Johanna fühlte in ihrem Herzen eine unbeschreibliche Angst; sie hätte die Hälfte ihres Blutes darbieten mögen, um diesem Ärmsten Leben und Gesundheit wiederzugeben. Henriette verhehlte durchaus ihre Aufregung nicht; sie sprach wenig, aber sie seufzte tief auf, sie drückte ihrer Schwester kräftig die Hände und ging fort mit dem Ausruf: Armer, armer Junge!

Während die Magd aus dem Zimmer ging, worin man Peter untergebracht hatte, und sich anschickte, den Arzt und ein Heilmittel aus der Apotheke zu holen, warf sie ein paar Trostesworte in das Herz der jungen Mädchen, als sie an ihnen vorbeischritt.

Der arme Mensch ist eben wieder zu sich gekommen. Heilige Maria, gnadenreiche Jungfrau, ich glaubte, er hätte nie wieder die Augen aufschlagen können!

Und wie gehts ihm? Was sagt er denn? fragten beide Schwestern zugleich mit einer Übereinstimmung wie in einem Operndüett.

Gertrud schüttelte den Kopf und zuckte die Achseln, um anzudeuten, daß es noch ganz und gar nicht gut stände und daß sie keine Zeit hätte, sich mit antworten aufzuhalten, und setzte ihren Weg eilends fort.

Als die Mädchen den Wächter aus dem Zimmer kommen sahen, in dem Peter lag, hatten sie den Mut, ganz leise auf den Fußspitzen hineinzudringen.

Genoveva stand aufrecht neben dem Bette und Herr Jakob schritt in seiner gewöhnlichen ruhigen Gangart auf und ab mit zürnender und grollend gereizter Miene. Der Kranke lag unbeweglich auf dem kleinen Bettchen Johannas, das für seinen Wuchs zu kurz war. Seine Augen waren geöffnet und starr, sein Angesicht war immer noch das einer

Leiche, er atmete mühsam und schien unempfänglich für alles, was ihn umgab. Von Zeit zu Zeit, wie wenn ein Schmerz ihm eine ungeahnte Wunde versetzte, zogen sich seine Mienen in einem plötzlichen Krampf zusammen und versanken dann schnell wieder in jene Unbeweglichkeit des Todes. Johanna und Henriette sagten nichts, sie näherten sich mit leise gehobenen Füßen dem Bette und betrachteten lange mit unendlichem Erbarmen das Gesicht des Daliegenden.

Weiter fehlte nun auch nichts, als das noch! brummte Herr Jakob während seines unruhigen Auf- und Abspazierens im Zimmer. Ein Kranker im Hause, an einer Krankheit, die wer weiß wie langwierig und kostspielig ist! Wer soll denn den Arzt bezahlen und die Medizin? Wenn ich das hätte ahnen können, daß dieser Unglücksmensch über mich herfallen würde wie ein Sturmwind! Was soll man aber jetzt machen? Ihn hierbehalten? Zum Kuckuck, das wird ein Heidengeld kosten! Ihn wegschicken? Aber wohin? Ins Krankenhaus? Na, dann würden die dummen Schwachköpfe hier schreien wie ebensoviel Frösche im Sommer, ich hätte kein Herz, und dies und das. . . . Eigentlich ist es doch eine dumme Erfindung, diese Verwandten, wenn sie arm sind.

Genoveva war der Ansicht, nun genug das todblasse Gesicht und die fieberischen Augen des Kranken betrachtet zu haben. Sie entfernte sich von dem Bette, und ohne auch nur daran zu denken, ihrer kräftigen Stimme einen Dämpfer aufzusetzen, sagte sie im Tone eines Urteilspruchs:

Er ist jetzt vollkommen ruhig, hat irgend eine Erschütterung gehabt und ist wie ein gebadetes Huhn für einen Moment in Ohnmacht gefallen. Morgen wird er wieder auf den Beinen sein, als wenn nichts passirt wäre.

Herr Jakob that einen Seufzer, welcher bezeichnete: O wärst du doch eine wahre Prophetin!

Für jetzt, fuhr Frau Genoveva fort, ist weiter nichts nötig für ihn, als daß man ihn in Ruhe läßt. Wenn der Arzt kommt, wird er schon sagen, ob irgend etwas Not thut.

Sie gab das Zeichen zum Aufbruch, Henriette, welche sich stellte, als merke sie nichts davon, wurde von der Mutter zärtlich an einem Arm ergriffen.

Komm, sagte sie ihr, es ist nicht gut, daß du hierbleibst.

Und sie zog sie mit fort, begleitet beim Weggehen von ihrem Gatten, welcher nicht die geringste Neigung verspürte, als Krankenwärter dort zu harren, und zwar am allerwenigsten bei dem, den er innerlich von ganzem Herzen zu allen Teufeln wünschte.

Johanna blieb allein in der Krankenstube zurück und war sehr, sehr froh darüber. Als die Mutter ihren Weggang angekündigt hatte, hatte sie befürchtet, auch gehorchen zu müssen; aber wenn man sie nicht nötig hatte, wie sollten da Vater oder Mutter an die arme Lahme denken?

Man vergaß sie in jenem Zimmer, um es ihr nachher auch als Schuld anzurechnen, wenn der Fall eintrat, daß man ihrer Dienste bedurfte und man bemerkte, daß sie dort zurückgeblieben war.

Nachdem alle fortgegangen waren, näherte sich das unglückliche Mädchen ganz sanft dem Kopfkissen, auf welchem wie verlassen das blonde Haupt des Jünglings ruhte. Sie wagte es, die schönen Züge mit unendlichem Mitleid lang und fest zu betrachten und suchte im Vorübergehen dem starren Blick der groß und unbeweglich geöffneten Augen des Jünglings zu begegnen. Die Unempfindlichkeit des Daliegenden erregte ihr Furcht. Sie beugte sich über das Bett und fand

soviel Kühnheit, den Vetter zwei oder drei mal bei seinem Namen zu rufen.

Der Kranke zeigte denn doch endlich, daß er gehört hatte; er drehte langsam und wie mit Anstrengung die Augen nach der Seite, von welcher jene dumpfe, erstickte und doch so von Liebe erfüllte Stimme zu ihm gedrungen war, die Augen Peters begegneten denen Johannas, aber sie waren des Lichts der Vernunft beraubt und strahlten einzig von der Glut des Fiebers.

Mein Vater . . . flüsterte er schwach. Meine Mutter!

Und diese einfachen Worte wurden mit einer so schmerzvollen Stimme gesagt, umschlossen den Ausdruck eines so schweren Leides, daß Johanna die Thränen nicht zurückhalten konnte. Dann versuchte sie einige Worte zum Trost für dieses unaussprechliche Herzeleid zu sagen; aber sie ward es sehr bald gewahr, daß der Kranke diese Worte gar nicht hörte, weil, wenngleich die Funktionen des Körpers bei ihm wieder eingetreten waren, doch Erkenntnis und Besinnung ihm durchaus noch nicht zurückgekehrt war. Peter phantasirte. In seinen Phantasien sah er seine so glückliche Kindheit und er sah sie wieder unter dem Lächeln des Vaters, unter den Liebkosungen der Mutter; er machte seine Reisen wieder, er befand sich von neuem in den fremden Städten, mitten in den fröhlichen Erlebnissen eines reichen Jünglings, der überall mit auszeichnender Artigkeit von der feinen Gesellschaft aufgenommen wurde. Plötzlich hatte er wieder den Moment der Rückkehr vor sich, den so grausamen Moment, wo seine zur Witwe gewordene Mutter sich dem Verwaisten in die Arme warf!

Der Unglückliche stieß einen Schrei aus und zuckte auf mit einer schmerzhaften Verzerrung der Glieder.

Mutter! . . . Ach Mutter! rief Peter mit weinender Stimme. Wir sind allein auf Erden. Er, der unsere Liebe, unsere Stütze, hat uns verlassen! Drücke mich fest an dein Herz, Mutter, gieb du mir Kraft, Mutter. Ich fürchte mich vor dem Leben; ich fürchte mich nun bald der Grausamkeit des Geschickes gegenüber zu stehen. . . . Wenn du wüßtest, wie sehr ich leide! . . . Warum hast du mich nur zur Freude auferzogen, als müßte mir immer die Sonne des Glückes lachen? Ihr habt mich bis jetzt zu glückselig gemacht. . . . Aber jetzt, Mutter, ich versichere es dir, würde ich lieber den Tod einem solchen Leiden vorziehen. . . . Ach nein, nein, vergieb mir. Wenn ich allein wäre, ja dann würde ich gern sterben; aber du bleibst mir, meine liebe Mutter. Ich werde für dich leben, du wirst sehen, ich werde Kraft haben, ich werde Mut haben. . . . Gieb mir einen deiner lieben Küsse, meine Mutter, der wird mir neue, frische Kraft einflößen; gieb mir einen Kuß und ich werde Ruhe und Mannesmut daraus schöpfen.

Und er schien ängstlich den mütterlichen Kuß zu erwarten.

Johanna wurde von einem plötzlichen Impuls getrieben, über den sie nicht einmal Gelegenheit hatte nachzudenken. Sie beugte sich über den Daliegenden und drückte sanft auf seine Stirn, die feucht war von kaltem Schweiße, einen Kuß voll Erbarmen und Liebe. Die Lippen des Kranken öffneten sich zu einem schwachen Lächeln, um zu zeigen, daß er wohl die Süßigkeit jener Liebkosung empfunden und daß einiger Trost davon in sein gequältes Herz gezogen wäre.

Mutter, sagte er noch einmal, indem er, wie um sie zu suchen, einen Blick ringsumher schweifen ließ, in welchem schon ein wenig mehr geistige Erkenntnis leuchtete.

Unterdessen öffnete man die Thür, Johanna warf sich

lebhaft zurück, um sich von dem Bette zu entfernen in einer ihr ganz neuen Verwirrung. Es traten ein der Arzt, Herr Jakob, Frau Genoveva, Henriette und die Magd; und als letzter steckte der Apotheker Dominik sein neugieriges Gesicht herein, welcher den Arzt begleitet hatte, als ihn Gertrud in der Apotheke abrief.

18.

Die Krankheit Peters wurde für eine sehr ernste und gefährliche Geschichte erklärt, zum großen Unbehagen der Frau Genoveva, höchst widerwärtig für Herrn Jakob; alle beide waren darüber in sehr ärgerlich gereizter Stimmung. Henriette und Johanna, die guten Wesen, hingen voll Angst an den Lippen des Arztes, von dem sie ein Urteil über etwas erwarteten, das ihre allerlebhafteste Teilnahme erregte. Gertrud klagte laut, daß es eine Sünde wäre, wenn ein so schöner Jüngling, wie dieser, sterben müßte; der Apotheker studirte die Bewegungen in den Gesichtszügen der Varadaschen Gatten; der Kranke bemühte sich, jene Klarheit der Erkenntnis wieder zu erhaschen, die einen Augenblick vorher in ihm aufzuleuchten geschienen und dann wie verscheucht wieder entschwunden war.

Es ist eine schlimme Geschichte, sagte er, indem er die Worte des Arztes wiederholte. Nein, nein, ich will nicht krank werden; ich kann es garnicht, ich habe keine Zeit dazu. Meine Mutter hat mich nötig, sie hat meine Arbeit nötig. Muß mich beeilen, ich muß fort, fort. . .

Er machte eine Bewegung, um sich aufzurichten. Man wehrte es ihm, und der Arzt, der gleichfalls Chirurg war, begann damit, ihm tüchtig zur Ader zu lassen, worauf der Kranke in eine Art von Schlafsucht zu fallen schien.

Nun aber! Was denken Sie darüber? sagte Herr Jakob mit verstörtem Gesicht zu dem Apotheker, welcher nach dem Fortgang des Arztes noch dageblieben war, um alle näheren Umstände der Ankunft des Jünglings zu erfahren. Solche Schläge müssen auch gerade mich treffen! Ein Auge aus dem Kopfe wird mich die Krankheit von diesem Menschen kosten, der am letzten Ende nur ein ganz weitläufiger, entfernter Verwandter von mir ist. Das ist eine konstante Thatsache!

Der Apotheker gab ihm Recht, bedauerte ihn, stellte seinen ganzen Laden für den Kranken zur Verfügung und erzählte den gewohnten Besuchern der Apotheke immer wieder, daß der Vetter vom Herrn Jakob, der am heutigen Abend erst eingetroffen wäre, so gut wie ein Sterbender daläge, und eine halbe Stunde nachher wußte das ganze Dorf es als sicher und fest bestimmt, daß der im Laufe des Tages angelangte Sohn von Anton Maria die Nacht nicht überleben würde.

Als später der Arzt den Kranken wieder besucht hatte, öffnete er ihm nochmals die Ader und verließ ihn ohne jegliche Besserung. Beim Heraustreten aus dem Hause traf er mit Hieronimus zusammen, welcher ängstlich besorgt in der Nähe umherschweifte, um Nachricht von dem Jüngling zu empfangen, für den er im Herzen ein so lebhaftes Interesse erwachen gefühlt hatte; er blieb vor der Thür stehen, da er das Versprechen, das er sich selbst gegeben hatte, nie wieder einen Fuß in das Haus seines Neffen zu setzen, nicht brechen

wollte. Von dem Arzt erfuhr Hieronimus, daß wenngleich die Anzeichen sehr ernst, sie doch nicht so verzweifelt waren, wie das Gerücht darüber lief, daß die Varadas, Gatte sowohl wie Weib, zu sehr das Maul hängen ließen und daß die Mädchen versprochen hätten, für den Kranken alle die Sorgfalt und Pflege anzuwenden, die nur zwei Schwestern haben könnten.

Der Onkel Hieronimus ging fort, setzte seinen Stock fest auf und murmelte vor sich hin:

Gute Mädchen! ja, ja, gute Mädchen!

Und wirklich war es auch die Absicht der beiden Mädchen, aber einzig und allein Johanna konnte sie zur Ausführung bringen.

Henrietten wurde es unter keinen Umständen gestattet, dem Bette des Kranken nahe zu bleiben. Ein junges Mädchen um einen Jüngling herum, o das wäre ja ein Skandal gewesen. Einmal hinzugehen, um bisweilen nach ihm zu sehen, das mochte noch passiren; aber stundenlang dort zu bleiben, und was das Schlimmste war, während der Nacht — nein, nun und nimmer! Und dann in der mephitischen Atmosphäre eines Krankenzimmers zu verweilen, hieß das nicht absichtlich diese Blüte von Schönheit verderben wollen? Mit Johanna war das eine ganz andere Melodie. Konnte man denn die überhaupt ein Mädchen nennen? Die war ja das reine Monstrum, das gar kein Geschlecht hatte. Und was ihre Gesundheit betraf, wer kümmerte sich darum? Sie hätten sie sofort dagelassen, um Krankenwärterin bei Peter zu spielen, wenn sie selbst sie nur nicht auch nötig gehabt hätten. Ausdrücklich und ausführlich wurde Gertrud damit beauftragt, bei dem Kranken zu wachen; ei ja wohl, wenn man die hörte, die hatte tausenderlei Sachen zu thun,

am liebsten hätte sie garnichts gethan. Wo sollte sie denn die Zeit hernehmen? Sie steckte hin und wieder einmal ihre Nase in das Zimmer des Kranken und betrachtete ihn einen Augenblick und zog dann wieder ab, wobei sie zur Beruhigung ihres Gewissens sagte:

Er hat weiter garnichts nötig, als vollkommene Ruhe.

Frau Genoveva brachte ganze Tage zu, ohne die Schwelle des Zimmerchens zu betreten. Sie machte fast immer am Thüreingang Halt und fragte Johanna, die zusammengekrümmt am Fuße des Bettes weilte:

Na, wie stehts?

Johanna antwortete:

Es ist immer noch ebenso.

Und der raschelnde Rock Frau Genovevas entfernte sich längs des Ganges, der unter ihrem schweren Schritt erzitterte.

Wenn sie zufällig Henriette dort traf, schalt sie sie aus und schleppte sie mit sich fort.

Fast alle die Stunden, die sie sonst arbeitend in jenem Zimmer zu ebener Erde zuzubringen pflegte, wo, wie wir gesehen, der Pfarrer sie aufgesucht hatte, um mit ihr zu sprechen, brachte jetzt Johanna in der Stube des Vetters zu, wo sie in gleicher Weise arbeitete und auf jeden seiner Winke Bedacht nahm.

Es kam so, daß fast alle folgenden Nächte und zwar ununterbrochen die arme Lahme bei dem Kranken wachend zubrachte. Sie hatte damit seit dem ersten Abend begonnen. Henriette allein hatte davon gesprochen, daß einer dableiben müßte, um bei dem Ärmsten zu wachen. Gertrud hatte den Einspruch erhoben, daß, was sie anbelangte, sie von des Tagesarbeiten viel zu ermüdet wäre, um ein solches Opfer die ganze Nacht auszuhalten; Frau Genoveva hatte fest ver-

sichert, daß auch nicht der Schatten von einem solchen Bedürfnis vorliege; der Herr Jakob rief mit einer konzentrirten Gereiztheit und Ärgerlichkeit in seinem dünnen Stimmchen aus: um das Werk würdig zu krönen, wäre es wohl noch nötig, daß er nachts einen Wächter für ihn bezahlte. Johanna sagte nichts, aber drückte verstohlen Henrietten fest die Hand in einer Weise, die bedeutete und auch von der Schwester vollkommen begriffen wurde: „Sei nur ruhig; ich bin ja da.“

Und wirklich, wenn sie alles fertig gemacht hatte, was ihr für das Haus und um die Mutter herum oblag, wenn diese dann zu Bett lag, dann schlich sich Johanna, statt sich in das untere Stock zu begeben und auf die ihr dort aufgeschlagene Matratze zu strecken, ganz leise in das Zimmerchen, wo der Kranke litt, und setzte sich vor ihn hin, rührte sich nicht und wandte keine Auge von ihm. In dem Zimmer befand sich kein Licht; der Geiz des Herrn Jakob hatte entdeckt, daß ein Licht vollkommen überflüssig wäre für einen Kranken, der weder lesen noch gehen durfte, sondern weiter garnichts zu thun hatte, als fest in seinem Bette liegen zu bleiben. Aber der Mond sandte durch das Fenster einen Büschel seiner Strahlen und sie zeichneten einen breiten Streifen auf dem Fußboden und endigten auf den Kissen des Bettes. Diese Mondstrahlen warfen eine opalfarbene Helle zurück, die sich über das Zimmer ergoß und auf das Sanfteste zu der tiefen Ruhe der Nacht abgetönt war. Bei dieser matten Helle trat zwischen den weißen Kissen das feine Gesicht des Daliegenden hervor, weißer noch als jene Kissen, blasser noch als jener Mondstrahl, und ringsherum, wie ein Heiligenschein, sein volles, feines, blondes Haar, das verwirrt auf dem Kopfkissen lag.

Und Johanna, die arme Johanna, die häßliche, mißgestaltete, verachtete Johanna betrachtete immer wieder mit unaussprechlicher Zärtlichkeit diese nur allzu anmutigen Züge.

Wer vermöchte die Gedanken zu sagen, welche den Geist jener unglücklichen Kreatur bestürmten, die ihre eigene Unschuld, die Verachtung selbst, die sie gegen sich empfand, nicht im geringsten auf der Hut sein ließen gegen die Gefahr dieser süßen, nie empfundenen Aufregung, von der sie sich beunruhigt fühlte?

Habe ich es nicht schon oben gesagt, daß ihre Seele voller Liebe war, daß in diesem Herzen, welches durch eine grausame Ironie des Schicksals in eine so elende Herberge versetzt war, Schätze innigster Neigung aufgehäuft lagen?

Sie erkannte sich selbst nicht mehr in ihrem Geheimnis. Ideen, die sie am Tage vorher widersinnig gefunden hätte, brachen plötzlich in ihrem Gehirn hervor wie die Blumen auf einer Frühlingswiese. Ja, selbst während der Anblick ihres leidenden Vetters für sie ein so großer Schmerz war, fühlte sie doch im Grunde ihrer Seele einen unbekannten und unerklärlichen Hang nach einer ihr fremden, nie empfundenen Freude. Sie betrachtete immer Peter, aber sie hatte es nicht nötig, ihn zu sehen, um sein Bild vor sich zu haben. Es hatte sich ihr in das Herz geprägt, und wenn sie die Augen schloß, zeigte es sich ihr lebendiger, realer als je. Johanna sah von neuem Peter in jenes Zimmer eintreten, wo sie zu arbeiten pflegte, mit seinem leidenden Aussehen, mit seinem anmutigen Gang, mit seiner männlichen und doch lieblichen Schönheit, die soviel Gutes verhieß von dem Geist, der jene schönen Züge belebte, von dem Herzen, welches unter jener herrlichen Hülle schlug; mit wachsender Erregung sah sie ihn dann wieder sich wenden und einen Schritt auf sie zu thun;

sie fühlte sich von Henriettens Hand vor den Jüngling gezogen, sie hörte wieder den süßen Laut seiner Worte, sie fand sich von neuem in seinen Armen, gelehnt an die Brust des Jünglings, wie in jenem Augenblick, in dem es ihr geschienen, daß ihr Herz brechen müsse unter der hellsten, zitternden Freude, die ihr Wesen je empfunden. Und da fühlte sie wieder — und sie schauerte innerlich tief zusammen bei dieser Empfindung —, sie fühlte wieder, wie seine Lippen auf ihrer Stirn ruhten. . . .

O jener Kuß! Es dünkte sie, er habe ihr dort, wo er hingedrückt war, wie eine Spur von Feuer zurückgelassen, er wäre noch immer dort geblieben wie ein brennendes Kohlenfeuer, das nun beständig eine milde Wärme durch ihre Adern ergösse. Er war ihr sozusagen zu einem körperlichen Wesen geworden, das sie mit seinem Gedanken in Besitz genommen und mit mildester Herrschaft über ihren Willen gebot. Schloß sie die Augen, so sah sie das bleiche, schöne Gesicht Peters sich von dem Kopfkissen heben und langsam ihr entgegenschweben mit seinem tiefsinnigen und schmerzdurchhauchten Lächeln, und ihr wieder jenen Kuß geben, durch welchen eine so gewaltige Veränderung in ihr hervorgerufen war.

Sich jemand nützlich zu erweisen, diesem oder jenem durch eine ihrer Handlungen irgend ein Glück zu bereiten, war immer für das gute Geschöpf das höchste Vergnügen gewesen; aber jetzt erfüllte sie die Möglichkeit, sich ganz dem weihen zu können, auch nur für einen Schmerzensaugenblick dem leidenden Jüngling Linderung zu verschaffen, mit der stolzesten, mit der tiefsten Befriedigung, die sie je empfunden; der Gedanke, daß sie ihr ganzes Leben dazu verwenden könne, einzig und allein, wie eine demütig unterworfene Sklavin diesem Wesen dienen zu können, das ihr plötzlich so erhaben

erschienen, dessen Adel sie so tief empfand, war für sie das schönste, sehnsüchtigst zu erwünschende Loos, schien ihr ein Paradies auf Erden.

Arme Johanna! Auch in ihrem Herzen hatte die Jugend jene Fülle von Sehnen und Verlangen, von Poesie, von innigen Empfindungen angehäuft, welche die Atmosphäre, in der die Seele der Jungfrau zittert, so trübe und leuchtend zugleich machen, wenn schon die Liebe harrt, um sie vorzubereiten und zu reifen für die Bestimmung ihres Geschicks. Mit einemmale hatte jene verborgene und ungeahnte Wärme sich gewaltsam entwickelt, durch ein Anschauen, durch einen Blick, durch ein sanftes Wort, durch einen Laut der Stimme, durch eine verhängnisvolle Berührung der Lippen. Phantasie und Sinne, Hirn und Herz, alles war bei ihr in Aufruhr geraten. Wie eine schwindelnde Wolke von Schmetterlingen mit leuchtenden Farben, wie ein Schwarm lebhaft hin- und herflatternder Vögelchen hatte sich in ihre Seele eine Schaar neuer, fremder, lockender Gedanken geschwungen, eine Schaar kleiner Liebesgeister, die mit mannichfaltigen Tönen eine wundersüße Melodie leise summten.

Und sie betrachtete immer das blasse, schöne Antlitz Peters. Bei jeder geringsten Bewegung war Johanna auf den Beinen und lief zu dem Kopfkissen, um zu hören, ob der Leidende etwas verlangte oder einen Wunsch ausdrückte. Es waren fast immer unzusammenhängende Worte, ausgestoßen im Delirium, das noch fortdauerte; oft machte er mit den eingetrockneten Lippen die Bewegung, die man beim Trinken macht, und das junge Mädchen erriet, daß dies nur eine Folge des Durstes war, welcher den Kranken quälte, und reichte ihm mit unendlich zarter Sorgsamkeit zu trinken.

Bis auf einen Punkt war der Kranke immer genügend

ruhig geblieben; aber bei dem weiteren Einbrechen der Nacht hatte sich in immer steigendem Maße eine Aufregung bei ihm gezeigt, um derentwillen Johanna die allergrößte Besorgnis hatte. Er warf sich hin und her im Bette, drehte bald nach der einen Seite, bald nach der andern den Kopf, als wenn überall sich ein Kopfkissen von Dornen befände; er versuchte sich zu erheben, vermochte es nicht und sank zurück wie ein Leichnam; er schleuderte von seiner Brust die Kissen, als wären sie ihm eine unerträgliche Last, er raste, indem er heftig die Hände bewegte, und stieß von Zeit zu Zeit Klagelaute aus, nur von leisem Wimmern unterbrochen. O was hätte nicht die arme Johanna darum gegeben, dem Leidenden auch nur einige Erleichterung zu verschaffen, ihm, den sie schon so tiefinnig liebte! O wie verzehrte sie sich in der leidvollen Ohnmächtigkeit, die sie fühlte, ihm irgend wohlzuthun! Sie hatte daran gedacht, Hilfe herbeizurufen, indem sie die Ihrigen, welche schliefen, weckte, oder nach dem Arzt zu laufen, damit dieser zum Besuch des Kranken käme; aber sie hatte weder das eine, noch das andere gewagt. Sie betete inbrünstig in ihrer Seele zu der heiligen Jungfrau, zu allen Heiligen, zu dem Gotte, der für die Menschheit gelitten.

Die glühende Färbung der Wangen Peters zeigte genugsam an, daß er sich unter dem Paroxysmus eines heftigen Fieberanfalls befand. Johanna, aufrecht am Bett stehend und sich auf dasselbe stützend, wollte über die Glut des Fiebers sich ein Urteil bilden, indem sie die Stirn des Kranken berührte. Diese Stirn brannte. Doch als das Mädchen ihre lange und magere Hand von dort zurückzuziehen versuchte, machte Peter eine Bewegung, wie um sie da festzuhalten. Die Kälte der Handfläche Johannas hatte dem Leidenden eine gewisse kühlende Erfrischung bereitet, und er suchte mit instinkt-

mäßiger Bewegung jene Berührung, durch die er eine Stärkung fühlte, zu verlängern. Johanna begriff ihn und stand lange Stunden hindurch unbeweglich da, indem sie abwechselnd bald diese, bald jene Hand auf die Stirn des Ruhenden legte. War es nun die körperliche Kühle der Berührung, war es die Wirkung eines besondern Fluidums, das jenem mächtigen Willen zu helfen entströmt war, oder jener starken Liebe, welche das gute Geschöpf beseelte, in Wahrheit beruhigte sich der Kranke allmählich und schlummerte endlich unter jener Hand, die auf ihm wie eine Liebkosung ruhte, ein. Als Johanna Peter ruhiger in seinem Schlummer atmen sah, fühlte sie sich von einem so lieblichen Dankgefühl erfaßt, daß ihr die Thränen darüber in die Augen traten.

Für die folgenden Nächte war der Befehl vom Arzt ausgegeben, daß man beim Kranken wachen müsse. Neues Murren von Genoveva und Jakob, die doch nicht einen Augenblick daran dachten, sich an dem Werke der Barmherzigkeit persönlich zu beteiligen. Es wurde entschieden, daß Gertrud und Johanna abwechselnd eine Nacht um die andere zu wachen hätten. Die Dienerin zeigte es, daß sie diese Entscheidung nicht mit großer Befriedigung aufnahm; sie brummte, daß wenn sie den ganzen Tag sich abgemattet hätte, sie nachts Schlaf brauchte und daß sie, wenn sie eine Krankenwärterin für die Nacht haben wollten, sie eine solche sich nur anderweitig verschaffen möchten; aber man denke sich, ob die Gatten Varadas wohl geneigt waren, auf diesem Ohr zu hören. Henriette bot sich freundlich mit vieler Wärme an, als Dritte in diese Reihe einzutreten und auch immer eine von drei Nächten zu wachen. Aber ihr Vorschlag wurde von der Mutter nicht einmal zur Erwägung zugelassen und sofort für unmöglich, albern und ganz unpassend erklärt.

Aber schon die erste Nacht, wo die Wacht Gertrud zufiel, konnte die arme Johanna auf ihrer Matratze im Erdzimmer keine Ruhe finden. Es schien ihr, als ob, wenn sie nicht bei dem Kranken wäre, jeden Augenblick etwas Schlimmeres eintreten müßte. Und würde dann Gertrud wohl wach bleiben? Und würde sie wohl alle die Aufmerksamkeiten, die erforderlich waren, haben oder auch nicht haben können? Ach, die Hand Gertruds — das fühlte sie —, die hätte nie die Wirkung erzielen können, welche in der verflossenen Nacht ihre Hand, auf Peters Stirn ruhend, erreicht hatte. Und wenn er nun wieder das Bedürfnis danach empfände und vergeblich auf eine Erleichterung harren müßte? — Johanna konnte die Unruhe, die sie ergriff, nicht länger bemeistern. Sie sprang auf von ihrem Lager, sie kleidete sich oberflächlich und in aller Eile an und begab sich, unter der allergrößten Anstrengung, um ihren hinkenden Schritt nicht hörbar zu machen, auf der Treppe und längs des Ganges im obern Stockwerk in das Zimmer des Vetters. Der Mond, der gerade auf das Bett schien, zeigte ihr den Kranken im Paroxysmus des Fiebers, der dem der vergangenen Nacht gleichkam, wenn er ihn nicht noch übertraf; er raste aufgeregter als je — und Gertrud, den Kopf auf den äußersten Rand der Matratze gestützt, war sanft und behaglich eingeschlafen.

Johanna war mit einem Sprung an der Bettsponde. Die Dienerin wachte halb erschreckt zusammenfahrend auf.

Was ist denn hier los? kreischte sie mit lauter Stimme, als sie vor sich jenen Schatten mit wirrem Haar im matten Dämmerschein des Mondes sah.

Stille! sagte die Lahme eilig. Erschrick dich nicht. Ich bins.

Sie? Was wollen Sie denn? Was wollen Sie denn hier treiben? Was ist denn Neues passirt?

Die arme Gelähmte hatte die Eingebung einer großartigen Lüge.

Es ist schon spät, sagte sie. Es wird bald Tag werden, und wenn du noch ein wenig ruhen willst, so geh nur immer hin. Ich werde an deiner Statt hier bleiben.

Dies entsprach allzu trefflich dem innersten Wunsche Gertruds, als daß sie auch nur den geringsten Einwurf gemacht hätte. Ohne nur im mindesten sich zu verwundern, daß die Nacht so schnell dahingegangen wäre, erhob sich daher die Dienerin und indem sie Johanna nicht einmal dankte, ließ sie dieselbe auf ihrem Posten und ging fort, um sich in ihr Bett zu legen, wo sie nach Ablauf von noch nicht fünf Minuten in dem festesten und dauerhaftesten Schlaf schnarchte, den es nur geben kann.

Johanna war nun allein neben dem Kranken zurückgeblieben, versuchte von neuem ihre Hand auf seine glühende Stirn zu legen und hatte die unendliche innere Freude, den besten Erfolg damit erreicht zu sehen.

Die Nächte, die darauf folgten, ereignete sich immer dieselbe Geschichte. Kaum war eine Stunde verflossen, seit Gertrud zur Krankenwacht gelassen war, so erschien Johanna und sagte ihr, der Morgen wäre nahe und sie könnte sich zurückziehen; die Magd ermangelte niemals dies zu thun, ohne den mindesten Widerspruch; und so kam es, daß alle Nächte die arme Lahme bei ihm wachte, ohne jemals selbst zu ruhen.

Wer hätte wohl das so elende, schwache und entkräftete Geschöpf für fähig erachtet, eine solche Prüfung zu bestehen? Die Willensstärke, das Mitleid und die Liebe sind wahrhaftig die Quelle großer Wunder! Johanna magerte ab, sie wurde noch bleicher, sie wurde noch elender, ihre Wangen sanken noch tiefer ein, ihre Augenhöhlen wurden noch leichenfarbiger

umrandet, dumpfer und schmerzvoller noch wurde ihr Husten. Aber sie ertrug die mühselige Beschwerde und Last, ohne dennoch eine ihrer andern Pflichten außer Acht zu lassen, gleichsam dankbar und erkenntlich dafür, daß man sie ein so großes Opfer bringen ließ.

19.

Die Krankheit Peters war der Grund, daß der Onkel Hieronimus das Versprechen brach, welches er sich selbst gegeben hatte: nämlich nie wieder das Haus seines Neffen zu betreten. Er hatte den Herzenswunsch, den Kranken zu sehen, die Verwandten waren nur zu sehr geneigt, mit offenen Thüren den Onkel zu empfangen und ihm eine bessere Miene zu machen als das erstemal, und zwar infolge der Zweifel, welche in ihnen die Enthüllungen des Apothekers geweckt hatten; es fehlte nur noch der Bindestrich einer Gelegenheit, um diese Wünsche in Berührung zu setzen und in Einklang zu bringen. Diese Gelegenheit aber bot, wer hätte es je glauben sollen? der Markese von Roccavecchia.

Auch er hatte von der Ankunft des unglücklichen Jünglings gehört und in welcher Weise er in seine Krankheit verfallen war, und da der alte adlige Herr von Grund aus ein ausgezeichnetes Herz besaß, hatte auch er wie das ganze Dorf ein großes Interesse für den Sohn des bankerott gewordenen Anton Maria gefühlt. Eines Tages also stieg er von seinem stolzen Schlosse herab und machte sich auf den Weg nach dem Hause des Herrn Jakob mit der Absicht, zwei

Fliegen mit einer Klappe zu treffen: Kunde über jenen jungen Mann einzuziehen und sein geliebtes Patentöchterchen Henriette zu sehen, da diese seit einigen Tagen vernachlässigt hatte, ihm die gewohnten Besuche abzustatten.

Dicht bei der Wohnung der Varadas traf der Markese auf Hieronimus, welcher auf einem Raume von etwa zwanzig Metern auf- und abschritt, indem er ungeduldig mit der Zwinge seines knotigen Stockes auf die dicken Steine des ungleichmäßigen Kiesweges aufstieß.

Guten Tag, Herr Porretta, sagte zuerst der alte Adlige mit der ganzen ihm gewöhnlichen Höflichkeit und berührte zugleich den breiten Rand seines Panamahutes.

Ich grüße Sie, Herr Markese, antwortete Hieronimus, der doch nicht umhin konnte, ihm zu antworten, und nahm bei dem Gruße des feinen Aristokraten den Hut ab.

Kommen Sie vielleicht dort aus dem Hause, Herr Hieronimus?

Nein!

Wollen Sie dorthin?

Ja . . . nein . . . das heißt . . . Ich warte hier nur auf den Arzt.

Ist er vielleicht jetzt hineingegangen, um den Kranken zu besuchen?

Ja, gerade eben!

Und wie gehts mit dem armen Jüngling?

Ich bin hier um zu warten bis der Arzt kommt und mir Mitteilung macht, antwortete Hieronimus in seinem gewöhnlichen barschen Tone.

Der Markese lächelte mit einer Miene von Herablassung, Protektion und Überlegenheit.

Aber mein lieber Herr Hieronimus, es scheint mir doch

viel einfacher, statt hier lange auf Nachrichten zu warten, selbst hineinzugehen und sie uns drinnen selbst zu holen.

Mit jener gewissen Familiarität eines Fürsten, der seinen Unterthan ehren will, schob er eine Hand unter den Arm des Onkel Hieronimus, stützte sich auf ihn und fuhr fort in dem Tone eines Mannes, der auch nicht den geringsten Widerspruch gegen alles, was er sagt, anzunehmen vermag:

Nun vorwärts, wir gehen zusammen hinein, denn dort ist auch das Ziel meines Ausflugs und ich bin sehr froh, gerade anzukommen, während der Arzt dort ist.

Man kann immerhin der schönste alte Murrkopf von Demokraten sein, aber wenn der letzte edle Sproß eines hochadligen Stammes, welchen man in seiner Kindheit gewohnt war, von Hochachtung aller Art umgeben zu sehen, zu einem in dieser Weise spricht und einen mit einem so angenehmen und höflichen Zwang mit sich fortschleppt, was soll man da aufstellen, um zu widerstehen?

Der Onkel Hieronimus, der doch wirklich viel Mut hatte, besaß doch den nicht, sich mit seinem Stocke dorthin zu pflanzen und dem Markese zu sagen:

Ich will das Haus dieser Bestien nicht betreten, denen Sie Ihre huldvolle Gnade zuteil werden lassen.

Er ließ sich also Gewalt anthun und ging — wie er innerlich schon sehnlichst gewünscht hatte, wieder über die Schwelle, die er geschworen hatte, niemals wieder zu betreten.

Der Markese und Hieronimus trafen in dem Zimmer zu ebener Erde ein, als gerade der Arzt nach einem Besuch bei dem Kranken den dort versammelten Verwandten die wenigst guten Mitteilungen machte. Die Gehirnerschütterung Peters leistete allen Blutentziehungen hartnäckigen Widerstand; die Besinnung war ihm noch nicht wiedergekommen und das

Delirium wechselte mit Schlafsucht ab; sicher und mit Bestimmtheit glaubte der Arzt noch garnichts sagen zu können, aber die Wahrscheinlichkeit neigte mehr nach der schlimmen als nach der guten Seite und wenn der Kranke noch zwölf Stunden in diesem Zustande bliebe, würde die schlimmste Befürchtung zur Gewißheit werden.

Der Herr Jakob lamentirte, daß das eine schöne Verwicklung wäre, Genoveva rief, daß das Schicksal sie auch ganz besonders zur Verfolgung auserkoren. Henriette weinte verzweifelt, Johanna war wie gewöhnlich oben neben dem Kopfkissen des Kranken geblieben.

Der Eintritt des Markese und des Onkel Hieronimus führte eine Ablenkung herbei. Dem Markese gegenüber war es althergebrachter Brauch, daß man ihn mit den größten Ehrenbezeugungen empfing; gegenüber Onkel Hieronimus zwang sie die neue nach der Beratung mit dem diplomatischen Apotheker feierlich beschlossene Politik, sich den Anschein von Freundlichkeit und Hochachtung zu geben. Trotz des Widerwillens und Ärgers, welche die Worte des Arztes in ihnen erregt hatten, wichen die Varadaschen Ehegatten nicht ab von ihren Gewohnheiten gegen den Markese, von dem klüglich ersonnenen Plan des Benehmens gegen den Oheim. Der Herr Jakob grüßte wie eine Marionette und wenn sein Lächeln auch jene Anmut zeigte, die ein Viktualienhändler entfaltet, wenn er sieht, daß seine Sardellen verdorben sind, so war er doch wenigstens voll guten Willens, anmutig zu sein. Frau Genoveva erging sich in den tiefsten Verbeugungen und Komplimenten größten Formates. Die ärmste Henriette fuhr fort so gebrochen zu weinen, daß sie weder die Zeit noch die Art fand, etwas zu sagen oder zu thun zum Empfange ihres Paten und des Onkels.

Der Markese ließ Gatten und Weib Varada stehen und lief in den Winkel, wo das junge Mädchen schluchzte.

Aber mein liebes, gutes Kind! sagte er, indem er ihre Hand ergriff und sie an sich zog, um sie väterlich zu umarmen; was ist denn dies für eine übertriebene Trostlosigkeit? Mon Dieu! dieser Vetter, der nur erst seit zwei Tagen da ist, liegt dir ja gewaltig am Herzen.

Henriette fühlte auch in ihrem Schmerz eine große Verwirrung bei diesen Worten ... Sie hätte am liebsten mit einemmale alle ihre Thränen verschlucken mögen, ganz von dort entschwinden, tausend Meilen weit entfernt sein und nicht gehört haben, was ihr eben gesagt worden war. Zum erstenmale fühlte sie ein ganz klein wenig Zorn gegen ihren guten Paten, der sie doch immer mit Liebkosungen, Geschenken und Artigkeiten überhäufte. Die Mutter kam dazu und warf sich ins Mittel:

Ach diese gute Henriette, sagte sie; sie hat so sehr viel Herz! Diese teure Kleine ist ganz ihre Mama.

Hieronimus that Einspruch mit einem Husten, den ihm der Umstand verursacht hatte, daß er die Worte, die schon über seine Lippen wollten, wieder in die Kehle zurückgestoßen hatte.

Nur ruhig, nur ruhig, fügte der Markese hinzu und streichelte die Hand des Mädchens. Auf jeden Fall muß man Mut fassen, übrigens werden auch die Dinge nicht so ganz verzweifelt liegen ....

Der Onkel Hieronimus hielt unterdessen den Arzt am Arme fest, da derselbe in der Meinung, daß er hier nichts mehr zu thun habe, verstohlen fortgehen wollte.

Halt, Herr Doktor! Sprechen Sie einmal und zwar in vollem Ernste, der junge Mann ist aufgegeben?

Noch nicht ganz; diese Nacht oder morgen früh erwarte

ich eine Krisis; wenn sie gut einschlägt, jawohl, dann darf man hoffen; tritt sie im Gegenteil böse ein, dann stehe ich für nichts.

Zum Teufel!

Deshalb sagte ich auch schon zu Herrn Varada, daß es vielleicht geboten wäre, der Mutter dieses Ärmsten zu schreiben, wenn man sicher sein wollte, daß sie ihn noch sehen könnte.

Zum Teufel! zum Teufel! rief nochmals der Onkel Hieronimus, indem er voll Aufregung mit der Hand an seinem Stockknopf drehte.

Der Herr Jakob schnitt eine Grimasse, und die hohe Röte in Frau Genovevas Gesicht nahm an Stärke noch zu.

Versteht sich! sagte der Markese; und da er sich erinnerte, daß er aus Überzeugung und wegen politischen Parteistandpunktes ein guter Katholik wäre, beeilte er sich hinzuzufügen: Es wird auch wohl passend sein, daran zu denken, ihm die letzten Stärkungen der Religion zuteil werden zu lassen.

Bei diesen Worten verwandelten sich die Seufzer Henriettens in einen neuen Ausbruch von Thränen und Schluchzen.

Ach! die Religion kommt immer noch zeitig genug, sagte barsch der Onkel Hieronimus, den der Markese von nun ab außer für einen Demokraten auch noch für einen Ketzer erklärte. Die haben wir ja hier auf zwei Schritt Entfernung verkörpert in dem guten Gesichte des Don Pasquale; aber die arme Mutter, die muß man von Turin kommen lassen.

Es schickt sich wohl, ihr sofort zu schreiben, fügte der Markese hinzu. Mit der Eisenbahn kann sie in drei Stunden hier sein.

Versteht sich! antwortete Hieronimus mit seinem mürrischen Ton; morgen früh könnte sie an dem Kopfkissen ihres Sohnes stehen und der Krisis beiwohnen, welche der Arzt uns

ankündigt. Wenn sie gut eintritt, giebts ja nichts besseres — aber, wenn im Gegenteil . . . . Arme Frau! So hart vom Schicksal geprüft, soll sie da in ihren Armen ihren einzigen Sohn sterben sehen, die einzige Stütze, die einzige Liebe, die ihr bleibt?

Die Thränen Henriettens verdoppelten sich.

Der Onkel Hieronimus hatte ein ausgezeichnetes Herz, wie man wohl schon hat bemerken können; aber er hatte eine wunderlichere Laune, als eigentlich einem Manne gestattet ist, der in der Gesellschaft leben muß. Das Weinen des Mädchens machte ihm viel Kummer, doch endlich versetzte es ihn nur in noch größere Ungeduld.

So beruhige dich doch einmal, schrie der Onkel dem jungen Mädchen mit rauhem Ton zu, an welchem Vater und Mutter und der Markese und sogar der Arzt gerechten Anstoß nahmen.

Wenn du auch zwei Hektoliter Thränen herauspreßt, wirst du damit auch nicht das Geringste ändern.

Die aufs tiefste gekränkte Henriette warf ihre Schürze über die Augen und floh aus der Stube, um frei und unbehelligt anderswo zu weinen.

Hieronimus fuhr fort, als ob nichts passirt wäre:

Stellen Sie sich nur den harten Schlag vor, den man dieser Ärmsten giebt, wenn man ihr schreibt: „Kommen Sie schnell, Ihr Sohn stirbt.“ Man mag diesen Stoß noch so schön mit weicher Watte von Redensarten verhüllen, das steht doch fest, daß sie mehr und Schlimmeres daraus folgert, als darin geschrieben ist. Sie wird bebend wie einen Stoß ins Herz fühlen. Es liegt die Gefahr vor, daß man das arme Wesen von Frau damit tötet. Einer solchen Gefahr gegenüber würde ich den Mut zu einem verwegenen und gewagten

Aufschub haben. Warten wir das Kommen der Krisis ab. Fällt sie gut aus, dann reise ich selbst sofort nach Turin, suche die arme Frau auf und bringe sie hierher in die Arme ihres Sohnes, der auf dem Wege zur Genesung ist. Fällt sie schlecht aus, dann heißt es sich in Geduld fügen, das Haupt vor der Notwendigkeit des Geschickes beugen, das uns dazu zwingt, ihr den tötlichen Schlag zu versetzen.

Der Vorschlag des Onkel Hieronimus wurde in voller Einmütigkeit angenommen; der Markese fühlte als Mann von Herz die ganze mitleidsvolle Liebe von Hieronimus' Gedanken; die Gatten Varada sahen, daß so die Ankunft eines neuen Gastbesuchs verzögert wurde und fanden keinen Beweggrund, den beiden Alten, die sich im Einvernehmen befanden, zu widersprechen.

Der Arzt versprach beim Fortgehen, er werde nach wenigen Stunden wiederkommen, der Markese machte sich auf die Suche nach seinem geliebten Patenkind und der Onkel Hieronimus stieg in das obere Stock empor, begierig, einen Blick auf das Gesicht des Kranken zu werfen.

Er trat ganz leise in das Zimmer, welches er sich von Gertrud hatte weisen lassen; so leise, daß auch Johanna ihn zuerst garnicht kommen hörte. Indessen war die arme Johanna nicht allein mit der Beobachtung des Kranken beschäftigt, sondern sie war auch in ein inbrünstiges Gebet versenkt.

Da das Zimmer dunkel gemacht war, sah Hieronimus, der aus dem vollen Lichte kam, beim ersten Eintreten und als er sich näherte, durchaus garnichts, und machte auf der Schwelle Halt aus Besorgnis, an ein Möbel zu stoßen. Nichts regte sich und der einzige Laut, den man vernahm, war das beklommene schwere Atmen zweier Wesen, von denen das eine

an einem körperlichen Weh, das andre an einem grenzenlosen moralischen Schmerz litt.

Nach kurzem Harren fing der Onkel an, ein wenig die Gegenstände in diesem Halbdunkel zu unterscheiden; er sah auf den weißen Betttüchern ein wirres Haupt, in dem zwei glühende Augen in fieberischem Lichte erglänzten, er sah dicht am Bett etwas wie einen Haufen Zeug hingeworfen — es war die arme Lahme, die auf den Knien lag, mit dem Kopf auf die Bettsponde gestützt.

Als die Augen des Onkels sich an das matte Licht gewöhnt hatten und alles deutlich sahen und unterschieden, erhob auch Johanna das Haupt und heftete auf ein Bild, das zu Häupten des Bettes hing, ein Bild, welches die Madonna mit den sieben Schwertern in der Brust darstellte, einen Blick so innerlichst demütiger Bitte, so großen Jammers und so großer Hoffnung zugleich, daß Hieronimus tief davon erschüttert wurde. Die mit Inbrunst gefalteten und zu dem göttlichen Bildnis emporgehobenen Hände, der Ausdruck des Ringens und Aufatmens in dem hagern, farblosen Gesichte, das alles kam zusammen, um noch eine lebhaftere, kräftigere Bedeutung dem Blick zu verleihen, der den ganzen Jammer einer tiefen Angst und zugleich die Erregung einer innerlichen Hoffnung und eines überirdischen Glaubens umfaßte. Der alte Oheim las in diesem Moment, bei diesem Anblick tiefer auf dem Grunde und besser in der Seele des armen, jedes Glücks entbehrenden Geschöpfes, als er unter gewöhnlichen Umständen nach langem Zusammenleben vermocht hätte. Unwillkürlich dachte er an die Thränen und das Schluchzen Henriettens, das ihn erst einen Augenblick vorher in Ungeduld versetzt hatte und ohne vorgesetzten Plan, einen Vergleich anzustellen, sagte er sich, daß doch viel tiefer noch und viel

mächtiger jener Schmerz sei, den er jetzt bei der armen Lahmen wahrnahm, und daß in ihrer Seele die Gefühle der Liebe noch viel haftender und stärker Wurzel geschlagen haben müßten.

Er drang vorsichtig weiter in das Zimmer hinein, und Johanna, die ihn hörte, stand im Nu auf ihren Füßen.

Sie, Onkel Hieronimus, rief mit leiser Stimme die Ärmste, als sie den Eintretenden erkannte. O wie gut von Ihnen zu kommen!

Ja, ich bins, antwortete jener mit einer Rauhheit, die seine Bewegung verhehlen sollte. Gut oder nicht gut, ich wollte mit meinen eigenen Augen sehen, wie man für diesen Ärmsten sorgt und wies mit ihm steht.

Johanna schüttelte den Kopf, stieß einen tiefen Seufzer aus und senkte die Augen wieder zur Erde nieder.

Mich dürstet, mich dürstet! . . . O welcher Durst! stammelte indessen der Daliegende mit schwacher Stimme.

Das junge Mädchen hob mit gewandter Eile den Kopf des Kranken mit der rechten Hand und hielt ihm mit der linken die Tasse an die Lippen, welche er mit Gier austrank.

Hm! sagte der Onkel. Du bist immer um diesen armen Teufel herum, möchte ich wetten.

Soviel als uns möglich, antwortete Johanna einfach. Ich bin nicht ruhig, wenn ich fern von hier bin. Er selbst nimmt auch nicht gern zu trinken an, wenn ich es nicht darreiche, und er beruhigt sich nicht, wenn ich ihm nicht die Hand auf die Stirn halte.

Ah so! Also ist doch ein bischen Erkenntnis und Besinnung da?

Der Arzt sagt zwar nein; aber wenn ich dazukomme und mit ihm spreche, scheint es mir doch, daß er mich erkennt.

Laß mich ihn einmal einen Augenblick ordentlich unterfassen Mein Leben lang habe ich gar manche Leute gesehen, die der Finger des Todes gestreift hatte, und ich verstehe mich ein wenig darauf.

Johanna machte ihm Platz und Hieronimus beugte sich über den Kranken und betrachtete ihn aufmerksam.

Es ist möglich, daß ich nichts weiter als ein dummes Tier bin, sagte er, nachdem er sich wieder aufgerichtet hatte; aber mir scheint es, daß dieser Junge noch einen schönen Lebensvorrat hat . . .

Die arme Lahme ließ ihn garnicht zu Ende kommen; von einem unwiderstehlichen Gefühl der Dankbarkeit hingerissen, ergriff sie seine Hand und küßte sie feurig.

Ei sieh 'mal da! rief der Onkel wieder in brummendem Tone. Ich kann ja garnichts dazu, der Kuckuk soll mich holen.

Er nahm die gute Johanna in seine Arme, er drückte sie fest an sich, ohne darauf zu achten, daß er ihr gerade auf die Erhöhung der Schulter den Knopf seines unzertrennlichen Begleiters, des Stockes, eingepreßt und so imstande war, ihr weh zu thun, prägte ihr auf die Stirn den liebreichsten Kuß, gerade als ob unter jener Stirn das holdeste Gesichtchen gewesen wäre statt jener häßlichen, mißgestalteten, pockennarbigen Züge.

Sei nur guten Muts, Johanna! sagte er ihr. Dieser arme Bursche wird gesunden und du hast mehr zu seiner Heilung beigetragen, als der Arzt.

Dann ging er fort und murmelte vor sich hin:

Wenn ich je in eine Krankheit verfalle, dann will ich keinen andern Wärter als dieses engelhafte Ungeheuer von Mädchen, und wenn man mir die letzten Stiefel auszieht,

dann soll mich dieser und jener holen, wenn ich nicht in ihren Armen sterben darf.

Der Markese hatte sich in dieser Zwischenzeit eifrig bemüht, den Schmerz Henriettens zu besänftigen und zu stillen, aber es war ihm nicht geglückt, sie auch nur im geringsten zu trösten; dennoch hatte er eine kleine Ablenkung von demselben durch das Geschenk einer schönen Halskette erreicht, die er sich expreß von Turin hatte kommen lassen. Wenn sonst ihr der Pate ähnliche Geschenke machte, sprang ihm Henriette um den Hals und wußte so liebe Worte zu finden, um ihm in der anmutigsten Weise zu danken, daß der alte Markese ganz in Verzückung darüber geriet. An diesem Tage dagegen fehlte jene offenherzige Freude, fehlten die Küsse, fehlte die begeisterte Bewunderung; kaum daß das junge Mädchen den Tribut der Neugier jenem Kleinod entrichtete, welches in seinem mit Atlas ausgeschlagenem Etui funkelte; so unterzog sich denn Frau Genoveva ganz und gar den Kundgebungen der Dankbarkeit mit einem überströmenden Wortererguß, der jeden, wer es auch war, ungeduldig machen mußte.

Der Markese war von diesem Tausch nicht sehr befriedigt, er ging nachdenklich fort und da er auf der Schwelle von neuem mit Hieronimus zusammentraf, welcher ebenfalls sich entfernte, ging er eine Strecke Weges mit und neben ihm weiter.

Herr Porretta, sagte der Markese, haben Sie wohl einen Umstand bemerkt?

Ich habe mancherlei bemerkt, antwortete Hieronimus, aber ich weiß nicht, ob unter diesen meinen Beobachtungen die ist, von welcher der Herr Markese sprechen wollen.

Ich meine den Schmerz Henriettens.

Indessen waren sie an der Ecke des Platzes angekommen,

und als sie der Apotheker, der gerade wieder nach seiner Gewohnheit auf seinem Ladentritt stand, sich nähern sah, bewegte er sich ihnen mit tiefen Verbeugungen vor dem Herrn Markese entgegen.

Dieser antwortete auf die Grüße mit einem familiären Wink der Hand und fuhr in seiner Unterredung fort, welche Dominik beim Nähertreten hören konnte.

Dieser Schmerz wegen eines einfachen Vetters, und mag er auch immer der Spielgefährte ihrer Kindheit gewesen sein, ist zu groß. Ich fürchte, unsere liebe Henriette hat sich ihr Herz rauben lassen.

Den Teufel auch! murmelte der Onkel Hieronimus, dem bei diesen Worten des Markese ein ähnlicher Argwohn auch hinsichtlich Johannas in der Seele aufstieg.

Alle Wetter noch einmal! rief der Apotheker bestürzt, der in diesen wenigen Worten eine furchtbare gegen seine sehnlichst erwünschten Pläne gerichtete Drohung sah.

Der Markese grüßte mit seiner herablassenden Höflichkeit und entfernte sich in der Richtung des Schlosses hin.

Dominik fragte Hieronimus hastig:

Was sagt der Herr Markese? Es wäre zu befürchten? ...

Mag er nun gesund werden oder sterben, mir scheint dieser verdammte Junge expreß vom Bösen hierher gesandt zu sein, um einem armen Geschöpf viel Weh zu bereiten.

So antwortete der Onkel Hieronimus wie im Zorn, und ohne etwas weiter hören zu wollen, schritt er in die Thür und begab sich nach seiner Wohnung.

Wie? Was? sagte der Apotheker bei sich selbst, indem er sich hinter dem Ohr kratzte. Ich sollte mir den Kuchen von einer fremden Katze fortschleppen lassen? Mit nichten! niemals!

Und auch er zog sich in seine Apotheke zurück und schüttelte den Kopf, als wäre er ihm von tausend gewichtigen Gedanken schwer.

20.

Die Nacht, die nun folgte, verließ Johanna nicht eine Minute lang das Kopfkissen des Kranken; sie hatte wohl vom Arzt gehört, daß diese Nacht die Entscheidung über das Loos des Jünglings brächte, aber besser noch und lebhafter sagte es die unbestimmte Ahnung in ihrem Herzen. Sie befeuchtete dem Leidenden mit ununterbrochener Sorgfalt die Lippen, kühlte seine Stirn mit dem Streicheln ihrer Hände, mit dem Hauch ihres Atems, mit Küssen — ja auch mit Küssen — ihres Mundes. In einem Augenblick, wo ihr das Atmen des Leidenden noch schwerer und beklommener erschien, fand sie soviel Kraft in ihren schwachen Gliedern, die durch die so große schon ausgestandene Ermüdung ganz erschöpft waren, doch den Körper Peters aufzurichten und ihn an ihr pochendes Herz gelehnt stützen zu können, während sein Haupt auf ihre ausgereckte Schulter herabsank. Diese Stellung schien eine nicht geringe Stärkung in der Beklemmung, von welcher der Kranke gequält war, zu bieten. Er blieb so lange Zeit, ruhig eingeschlummert; und sie, immer unbeweglich, in ihrer qualvollen Haltung, wagte kaum Atem zu holen. Aber welch liebliche Süße empfand das gute Geschöpf in ihrem Innern!

Ihre Liebe — ja ihre Liebe — denn warum sollten wir es nicht wagen, das Ding beim richtigen Namen zu

nennen? — war eine echte Liebe, die sie selbst nicht kannte, sie, das arme Geschöpf, dazu verdammt, losgerissen zu leben von den paradiesischen und übermächtigen Freuden erwiederter Liebe; aber es war eine heilige, reine, unermeßliche Liebe, in die sich ihre ganze Seele ergossen hatte, die Allgewalt ihrer Tugend, die Erhabenheit ihres Geistes; — ihre Liebe nahm in diesem Moment auch eine leichte Färbung jenes andern göttlichen Gefühls, der Mutterliebe, an. Es schien ihr, sie empfand es, daß sie bei diesem Benehmen, mit diesem gewaltigen Ausströmenlassen ihres Willens, ihrer Liebe, ihres eigenen Ichs einen Teil ihres Lebens in jenen von der Krankheit geplagten Organismus einträufelte, daß sie mit der Macht der Sehnsucht und der Liebe es hinderte, daß der Tod über ihn den Sieg errang. Die Gefühle des liebenden Weibes und die Gefühle der Mutter bestürmten zugleich ihre so edle und heilige Seele. Sie dünkte sich ein Recht auf jenes Wesen zu erwerben, welches willenlos hingegeben in ihren Armen ruhte; sie glaubte, daß sie durch seine Errettung für das Leben es zu ihrem Recht und ihrer Pflicht machte, immer über diesem geliebten Haupt zu wachen, welches sich mit so großem Vertrauen auf sie stützte. Sie hatte einen leisen Anflug der unaussprechlichen Mutterfreuden, sie, das elende, unfruchtbare Pflänzchen auf der Steppe des Lebens!

Am Morgen war der Arzt aufs höchste darüber überrascht, welche Wendung die Sachen nahmen.

Es geht so ausgezeichnet, wie man nur wünschen kann, sagte er zu den beiden Mädchen, welche in ängstlicher Erwartung seiner Worte dastanden. Ich bin gewiß, daß binnen kurzem die Besinnung bei ihm zurückkehrt, und wenn nichts neues eintritt, kann man ihn von diesem Augenblick an für gerettet erklären.

Henriette brach in einen lauten Ausruf der Freude aus und konnte den Ausdruck froher Stimmung nicht zurückhalten. Johanna — ach, sie hatte kein Wort; sie erblaßte noch tiefer, sie fühlte einen unaussprechlichen leichten Schauder in ihrem ganzen Wesen, es schien ihr, als drücke ihr die so gewaltige Erregung mit eiserner Hand die Kehle zusammen, die Pulsadern schlugen ihr hämmernd an die Schläfen, sie entfloh aus dem Zimmer und dort, in einem Winkel, wo niemand sie sehen konnte, warf sie sich kniend auf den Boden, sie brach in ein Weinen aus, das ihr doch nicht schmerzlich war, hob die gefalteten Hände zum Himmel und rief vom Grunde der Seele aus:

Ich danke, ich danke dir, mein Gott! Ich danke dir, heiligste, schmerzensreiche Jungfrau! Dann trocknete sie sich in aller Eile die Augen wieder, griff nach ihrem Herzen, das munter und rasch schlug, wie um ihm ein sanfteres Pochen aufzuerlegen, und kehrte hastig in das Krankenzimmer zurück. Alle ihre Schwäche der Nacht schien ihr gänzlich entschwunden. Der Arzt hatte gesagt, daß Peter schon in der allernächsten Zeit wieder zu sich kommen würde. Sie wollte da sein, um den ersten Blick des wiedergekehrten Bewußtseins aufzufangen. Das war die einzige Belohnung, die sie zu ersehnen wagte. Ach mit welcher Erregung stand sie da in der Erwartung dieses Blickes! Aber man sehe das Mißgeschick der Unglücklichen; die Mutter rief sie wegen irgend einer häuslichen Angelegenheit zu sich.

Geh doch, sagte Henriette, ich will anstatt deiner hierbleiben.

Ach! das war es gerade, was das arme Geschöpf so verwundete, und sie wußte doch nicht recht warum. Ja, eine andere anstatt ihrer! Eine andere, welche jene einzige Be-

lohnung, nach der sie sehnlich verlangte, weghaschen konnte! Die Mutter wiederholte den Ruf mit noch lauterer Stimme, mit der sie die Zimmer des Hauses wiederhallen zu machen pflegte. Johanna warf noch einen Blick auf das friedvoll beruhigte Gesicht Peters, der die Augen geschlossen hielt, und entfernte sich. Kaum aber hatte sie einige Schritte gemacht, als Peter, der wohl von der allzu kräftigen Stimme Frau Genovevas geweckt sein mochte, die Augen aufschlug und sie ringsumherwandern ließ mit dem Ausdruck voller Besinnung und Bewußtseins.

Er sah vor sich die glänzende Schönheit Henriettens, welche im Dunkel des Zimmers einen milden hellen Schimmer zu verbreiten schien. Er schloß von neuem die Augen, um zu sehen, ob dies eine freundliche Vision oder die Wirklichkeit sei; als er sie wieder aufschlug, erkannte er deutlich jene anmutigen Züge und jenen holden Blick, in dem eine Bewegung lag, welche, wie er fühlte, sanft seiner Seele innerste Fibern durchdrang.

Während seines Phantasirens hatte er doch einigemale wie in lichten Augenblicken den Schimmer eines gütigen Frauenblicks und Lächelns mit unendlicher Liebe über sich schweben gesehen; er hatte wie durch einen Wolkenschleier den Eindruck von Wohlbehagen empfunden, den die sorgsamen Mühen der armen Johanna ihm verschafften: eine Idee davon war wie verborgen in seiner Seele zurückgeblieben, um sich bei der ersten Rückkehr des umdunkelten Geistes zu entwickeln. Jetzt kam ihm mit einemmale die Erinnerung daran und das Gefühl der Dankbarkeit, und da das schöne Mädchen sich dort befand, glaubte er ihr seine Huldigungen zu schulden, und ihr verpflichtet zu sein. Peter betrachtete seine Kousine mit einem Auge voller Liebe, wandte ihr ein unbeschreibliches

Lächeln zu und flüsterte mit schwacher, von unendlicher Dankbarkeit erklingender Stimme:

Henriette!

Johanna hörte es, obschon sie bereits die Schwelle der Stube überschritten hatte; mit einem Sprunge kehrte sie an das Bett zurück — aber es war zu spät! Der erste Blick, das erste Lächeln, das erste Wort waren nicht für sie gewesen.

Auch du, Johanna! sagte der Kranke, da er sie sah. O Dank, Dank Euch allen beiden!

Auch du! So war der Ärmsten wieder die zweite Rolle zuerteilt. Sie, die allein alle Not und Mühe auf sich genommen, kam doch erst auf der zweiten Stufe der Dankbarkeit. Und doch dachte die arme Lahme nicht daran, sich darüber zu grämen, sie empfand nur im ersten Augenblick einen nicht leichten Stich, worüber sie sich innerlich selbst herbe Vorwürfe machte über ein häßliches Gefühl.

Johanna! Johanna! donnerte wieder die mächtige Stimme der unumschränkten Gebieterin des Hauses; und die Ärmste beeilte sich jetzt hinzulaufen.

Ich werde ein wenig hier bleiben, um dir Gesellschaft zu leisten, wenn es dir gefällt, sagte Henriette mit dem sanften Wohllaut ihrer Stimme, und setzte sich auf den Stuhl, auf dem Johanna so viele Nächte hintereinander durchwacht hatte.

Ach und wie sehr! wie sehr! murmelte der Daliegende mit einer unendlichen Erregung jubelnder Freude, innigen Wohlbehagens, tiefer Dankbarkeit.

Es geht sehr gut, hob das junge Mädchen wieder an; aber du mußt hier ganz ruhig bleiben und nicht sprechen.

Wenn ich dich nur betrachten kann! sagte Peter. Es thut mir so wohl, dich zu sehen!

Henriette zeigte ein Lächeln von unaussprechlicher Anmut.

O schau mich nur immer an; ich glaube, daß es dir nicht schaden kann.

Und so weilten sie in gegenseitigem Anschauen versunken; und was sagten sie sich alles, diese beiden jugendlichen, schönen und sympathischen Wesen in diesen Blicken, ohne nur ein Wort auszusprechen! Johanna mühte sich in der Zwischenzeit in den niedrigsten und beschwerlichsten Hausgeschäften kümmerlich ab.

Der Morgen war erst wenig vorgerückt, als schon der Onkel Hieronimus kam und den Kranken besser fand, als die ausschweifendste Hoffnung sich hätte einbilden können.

Na, alter Junge, Sie erkennen mich also noch wieder? fragte er in seiner franken und bei aller ihrer Rauhheit nicht abstoßenden Weise.

O gewiß, Herr Hieronimus, antwortete der Kranke, und ich werde mich immer dessen erinnern, wie bei meiner Rückkehr ins Dorf der erste meiner Landsleute, dem ich begegnete, Sie waren, der so liebenswürdig gegen mich war . . .

Hm! unterbrach ihn der wunderliche Alte. Zum Kuckuk mit der Liebenswürdigkeit! . . . Sie waren nur so stolz, viel stolzer vielleicht als Sie geburft hätten. Aber lassen wir die Geschichte ruhen. . . . Na, wir sind diesmal noch schön davongekommen, he? Sie bargen mir schon diesen Anfall von Gehirnentzündung unter jenem bösen Übelbefinden, das Sie, der Wahrheit die Ehre, mit großem Mute aushielten! — Aber basta! Wir haben den Schaden ausgeflickt, und ich setze ein Pfand aus, daß diese balsamischen Berglüfte, die noch dazu die Lüfte Ihrer Heimat sind, Sie rascher als man sagen kann, ebenso wie früher wiederherstellen werden. Aber wissen Sie denn auch, wem Sie für Ihre Heilung Dank abstatten müssen? Zuerst der Natur, die bei diesen Sachen immer

zwei Drittel macht und dann auch noch den größten Teil des letzten Drittels; dann, wenn es Ihnen gefällt, danken Sie auch dem Arzt, der Sie nicht getötet hat, aber weit mehr als gegen den Arzt seien Sie tief dankbar gegen einen Engel, der Sie gepflegt hat mit einer Geduld, mit einer mühseligen Sorgfalt, die man nirgends weiter findet.

Peter wandte seinen Blick voller Liebe auf Henriette, die noch immer zu Füßen des Bettes stand, und sagte mit dem Ausdruck eines unauslöschlichen Gefühles:

O ja! Ich weiß es und ich könnte mein ganzes Leben hingeben, um diesem Engel meine Dankbarkeit zu zeigen.

Hieronimus freute sich im stillen sehr über die Wärme, mit welcher jene Worte Peters gesagt waren, und dachte auch nicht im Traum daran, daß dieser sie an eine ganz andere Person richtete als jene, welche sie verdiente.

Vielleicht hätte der Onkel bei einer Weiterführung des Gesprächs den Irrtum aufgeklärt; doch da rückte zur Unterbrechung die belebte Masse heran, welche den weißen Morgenrock und das gerötete Gesicht der Frau Genoveva trug.

Zum ersten hieß sie Henriette sich sofort von dort zu entfernen; zum andern würdigte sie den Onkel Hieronimus, der ganz verwundert über eine solche Gnade war, eines Händedrucks, zum dritten sagte sie zu dem Kranken, daß sie sich sehr darüber freute, ihn so auf dem Wege der Besserung zu sehen und daß sie seine baldigste Genesung wünschte, sowohl in seinem als in ihrem Interesse.

Sie hätte wahrscheinlich noch deutlicher sich ausgesprochen, um dem Daliegenden begreiflich zu machen, daß sie seine Krankheit als eine überschwengliche Last betrachtete, wenn Hieronimus sie nicht unterbrochen hätte.

Wenn Sie mir versprechen, ganz ruhig zu bleiben, sagte

er zu Peter, werde ich Ihnen etwas sagen, das Ihnen sicherlich viel Freude machen wird.

Ja, ich werde ganz ruhig sein, antwortete der Kranke. Ach, Sie wollen mir von meiner Mutter sprechen?

Bravo! Das hätten Sie gleich auf der Stelle erraten!

Ach! Sie ist hier! rief Peter aus, und seine Augen leuchteten. O möge sie kommen, möge sie kommen! O was sehne ich mich, sie zu sehen!

Sehen Sie da, daß Sie nicht mehr ruhig sind. Nein, mein junger Herr, sie ist noch nicht hier. Wir haben es für besser erachtet, ihr gar keine Nachrichten in Hinsicht auf Sie zu geben, ehe wir ihr nicht ein wenig bessere zugehen lassen konnten. Dieser Moment ist gekommen. Sie wird sicherlich, da sie keine Briefe von Ihnen empfangen hat, in einer unruhigen Besorgnis schweben, die es jetzt Zeit ist zu heben und schwinden zu lassen. Nun gut! Sie sagen mir ihre Adresse; ich schreibe ihr schleunig, sie möge sich rüsten und mich erwarten; fahre dann mit dem Mittagszuge ab, komme in Turin an — ich habe da auch gerade selbst etwas zu thun —, suche sie auf, finde sie, erzähle ihr alles haarklein von A bis Z — und morgen setze ich mich dann mit ihr in einen Eisenbahnwagen und bringe sie Ihnen hierher an die Bettstelle, gegen Mittag, ein bischen eher oder ein bischen später, je nachdem Barbettas Maultier laufen wird.

O ich danke! rief Peter aus, dessen Blicke die ganze Freude ausdrückten, welche diese Botschaft in seinem Herzen erweckte, das ganze Glück, welches sie ihm bereitete, die ganze Dankbarkeit, welche er deswegen für Hieronimus empfand; o ich danke, Sie sind so gut . . .

Jawohl, dreimal gut, hin und her, da soll mich dieser und jener holen! . . . Ich bin so, wie mich unser Herrgott

geschaffen hat und Sie bleiben mir ganz still, denn das Sprechen thut Ihnen nicht gut.

In den Worten des Onkels hatten zwei Punkte die Frau Genoveva besonders gepackt; das eine war die ganz nahe Ankunft der Kousine; es mißbehagte ihr durchaus nicht, sie so gedemütigt und hilfeflehend vor sich stehen zu sehen, aber es ärgerte sie doch gründlich, sie beherbergen zu müssen; das andere war, daß Hieronimus einige Geschäfte in Turin abzuwickeln hatte und daß folglich der Fall eingetreten war, den von dem verschlagenen Apotheker zugeraunten Plan ins Werk zu setzen.

Als der Onkel fortgegangen war, lief Genoveva in eigener Person in das Gemeindehaus, beriet sich mit ihrem Gatten und schlüpfte dann hurtig in die Apotheke, um sich zu geheimer Unterredung mit Herrn Dominik in das Zimmer hinter dem Laden zurückzuziehen.

Sie sagte dem Apotheker alles, was sie zu sagen hatte, aber der Apotheker hatte seinerseits noch viel erheblichere und wichtigere Dinge ihr mitzuteilen. Erstens vor allen Dingen fing er mit einer formellen Erklärung an: sein Interesse für die Familie Varada war so groß, daß er auf jede Weise und bei irgend welcher störenden Verwickelung sich zu ihrem eigenen Vorteil zur Verfügung stellen würde; er glaubte früher schon klare Beweise geliefert zu haben; obgleich er nun in Wahrheit auch garnichts gethan hatte, erachtete es Genoveva doch für gute Politik, aufs wärmste anzuerkennen, daß er in Wirklichkeit diese Beweise geliefert habe. Aber — fügte nun das schurkische Faktotum des Dorfes hinzu — offen und frei heraus, wie er von Natur wäre, hielte er es für seine Pflicht, nicht weiter einen ihm sehr lieben Plan und Vorschlag zu verschweigen, den vielleicht Frau Genoveva

schon geahnt hätte, da er so wenig vermöchte, sich zu verstellen. Wenn von seiten der Familie Varada diesem seinen Vorschlag ein freundliches Gehör geschenkt werde, würde er nur um so größeren Eifer und auch größere Rechte haben zu ihren Gunsten zu wirken, weil er von jenem Moment ab glauben dürfte die Ehre zu haben, ihr selbst anzugehören; und er meine in dem Falle zu sein, ihr einen Dienst durchaus nicht gleichgiltiger Natur erweisen zu können.

Genoveva, die schon längst alles begriffen hatte, bat pro forma dringend, er möge doch den angedeuteten Plan sagen; und als sie hörte, es sei der Vorschlag und Antrag einer Ehe zwischen dem Apotheker und Henriette, zeigte sie sich aufs höchste überrascht, wie von etwas ganz Unerwartetem, über diesen Antrag, dem sie seit länger als einem Jahre entgegensah. Sie fühlte, daß Dominik diesen Preis auf seine Mitschuld setzte, und wenn sie selbst auch grundsätzlich jener besagten Absicht nicht abgeneigt war, hätte sie doch gern wissen mögen, ob die Beihilfe des Apothekers einen solchen Nutzen ergebe, daß man deswegen sich ihm gegenüber so plötzlich binden und verpflichten müsse und so den möglichen Wohlthaten eines weisen Zeitgewinnes und Hinziehens entsagte. Gleichwohl antwortete sie mit den gewöhnlichen Drehungen und Wendungen. Der von Herrn Tartini angedeutete Antrag sei eine große Ehre für sie und ihre Tochter; aber Henriette wäre ja noch so jung; sie könne auch nicht so auf dem Fleck eine Entscheidung treffen, ohne zuerst mit dem Vater des Mädchens Rat zu pflegen; es gehöre sich wohl, die Sache auch von dem sehr erlauchten Markese von Roccavecchia, dem liebreichen Paten Henriettens, abhängig zu machen u. s. w. u. s. w.

Der Apotheker antwortete dagegen gerade wie bei einer

Verhandlung der Kammern: Eine gute Ehe wäre nie zu früh für ein junges Mädchen über sechzehn Jahre; er schmeichle sich hinsichtlich seines Vermögens, seiner Verhältnisse, seiner Familie eine nicht verwerfliche Partie zu sein; sicher sei es, daß er erst die Ansicht des Vaters des Mädchens abwarten müsse, aber man wisse ja allseitig, welche Willfährigkeit gerade Herr Jakob seiner Gattin gegenüber zeige; indessen hege er das Vertrauen, daß diese Verlobung auch von dem Herrn Markese nicht mit ungnädigem Auge angesehen werde, zu dem er noch heutigen Tages hingegangen sein würde, um ihm sein Herz zu eröffnen, wenn nicht die Antwort der Frau Genoveva ihn gänzlich der Hoffnung beraubt hätte.

Da die Mutter Henriettens sich noch immer im Zweifel schwankend zeigte, that Dominik einen großen Schlag.

Nun schön! Ich lasse Ihnen alle die Zeit, die es Ihnen gefällt, darüber nachzudenken: aber wenn nun der Verdacht, den ich wegen der Absichten des Herrn Hieronimus hege, wahr ist, wollen Sie mir dann gütigst gestatten zu handeln, als wäre ich schon Ihr Schwiegersohn.

Welcher Absichten beargwöhnen Sie denn den Onkel? fragte Genoveva mit großer Neugierde.

Der allerfeindlichsten Absichten gegen Sie.

Aber wie wären die denn und welcher Art?

Er will sein Testament machen und sein ganzes Vermögen andern Leuten als Ihnen hinterlassen.

O Himmel!

Stille! er ist ja oben bei meinem Vater.

Aber wie? Ist so etwas möglich? Wodurch haben Sie denn eine so schaurige Geschichte entdeckt? Aber wenn er ein Testament machen will, so ist das ja gerade ein Zeichen, allmächtiger Gott, daß er etwas zu hinterlassen hat!

Der Apotheker winkte mit den Augen und nickte mit dem Kopf, wie um zu sagen, daß er in dieser Hinsicht nun ganz sicher wäre.

Wünschen Sie, daß ich Ihnen alles sage? fragte er.

Ach ja, jedenfalls, lieber Herr Dominik, sagte Genoveva dringend und ergriff dabei seine Hand und drückte sie fest.

Der Apotheker sorgte dafür, daß niemand in den Laden treten konnte, ohne das Glöckchen der Thür zum Klingeln zu bringen, zog dann die Fenstervorhänge zurück, damit niemand von der Hofseite sich näherte, ohne gesehen zu werden und begann seine Erzählung.

21.

Sie müssen wissen — so sagte der Apotheker zu Genoveva —, daß wer weiß durch welche Künste oder Verdienste Ihr verwünschter Vetter in einer außerordentlichen Weise die Huld und Gunst jenes alten Murrkopfes zu gewinnen gewußt hat, der alle Leute von der Seite ansieht.

Wer? Unser Vetter? Peter?

Gerade der. Sie wissen, daß sie an jenem Tage zusammen ins Dorf gekommen sind. Seitdem thut Hieronimus nichts, als von dem Jüngling mit einem Interesse, mit einer Zuneigung zu sprechen, die über alle Beschreibung ist.

Sie hatten sich aber nie vorher gesehen. Sollte dieser verdammte Junge ihn behext haben?

Thatsächlich ist es, daß Ihr Onkel verschiedentliche male es wiederholt und noch unlängst bei der Rückkehr aus Ihrem

Hause gesagt hat, daß, wenn das Schicksal ihm einen Sohn hätte geben wollen, er ihn sich so gewünscht hätte, wie den, welchen der Teufel uns zum Verdruß hierhergeschickt hat.

Hat er das wirklich gesagt?

Eher zehn= als einmal.

Die Frau Genoveva versank in tiefes Nachsinnen.

Und wenn er in Ihr Haus zurückgekehrt ist, fuhr der Apotheker fort, nachdem er allen, mochten sie es hören wollen oder nicht, gesagt hatte, er werde niemals wieder einen Fuß hineinsetzen, aus welchem anderen Grunde wäre das wohl geschehen, als um diesen Dingsda zu sehen, den es ihm plötzlich angekommen ist, mit seinem Schutz und seiner Vorliebe zu beglücken.

Jawohl, das ist wahr!

Genoveva packte den Apotheker an einem Arm, hielt ihren Mund dicht an sein Ohr und fügte hinzu:

Und Sie fürchten, daß er diesen Unglückskerl von Bettler zum Erben einsetzen will?

Dominik nickte lebhaft mit dem Kopfe zum Zeichen der Bejahung.

Hören Sie! sagte er sodann. Als Hieronimus heute morgen bei der Rückkehr von Ihrem Hause in den Laden trat, war ich gerade hier an derselben Stelle und die herabgelassenen Thürvorhänge ließen nicht sehen, daß hier jemand wäre. Im Laden stand mein Vater, und welche intime Freundschaft und Vertraulichkeit Ihr Onkel für den hat, wissen Sie ja. Wenn hier also ein Geheimnis vorlag, so war ich ganz sicher, daß früher oder später der Herr Hieronimus es meinem Vater enthüllen würde. Nach den ersten Worten, die Hieronimus aussprach, merkte ich, daß bis jetzt noch gar nichts gesagt war, daß er aber auf dem Punkte stand, die

vertraulichen Mitteilungen zu beginnen. — Bist du allein? fragte Ihr Onkel. — Ganz allein, antwortete mein Vater, der über seiner Zeitung gähnte. Ich hörte den Schritt des Herrn Hieronimus sich hier dem Hinterzimmerchen nähern und quetschte mich in jene dunkle Ecke. Wenn er mich gesehen hätte, so hatte ich schon ein Fläschchen in der Hand und hätte ich ihm gezeigt, daß ich das dort hätte holen müssen. Er sah mich nicht, er ließ die Gardine wieder herabfallen und näherte sich meinem Vater.

Dominik schwieg einen Augenblick und indem er dann fest mit durchdringendem Blick Frau Genoveva anschaute, sagte er mit gleisnerischem Tone:

Wenn es sich um irgend etwas anderes als um Ihr Interesse gehandelt hätte, bitte ich Sie zu glauben, daß ich mich entweder hätte hören lassen oder mich ohne Aufschub entfernt haben würde . . .

Ich glaube es, gewiß, beeilte sich voller Ungeduld Frau Genoveva zu sagen, begierig auf den wichtigen Punkt der Sache zu kommen. Doch was haben Sie denn endlich gehört?

Zuerst spazierte Herr Hieronimus mit aufgeregtem Schritt auf und ab, stieß mit seinem Stock auf den Boden, murmelte und hustete von Zeit zu Zeit wie jemand, der etwas sagen will und nicht weiß, an welchem Ende er die Sache anpacken soll. Mein Vater hob endlich sein Gesicht von der Zeitung auf und sah Ihren Onkel über die Gläser der Brille weg an, die er sich zum Lesen aufgesetzt hatte; darauf fragte er ihn mit seiner ruhigen Stimme, die Sie kennen: Was rumort dir denn in dem Kopf herum? Ich möchte wetten, du hast etwas, das dich quält. — Ja, der Kuckuk soll mich holen, antwortete nach seiner Art der Herr Hieronimus, und pflanzte sich vor meinen Vater hin. Ich komme aus dem Hause

meiner Verwandten. — Und dem armen jungen Mann geht es schlechter? fragte mein Vater. — Nein, im Gegenteil, vorzüglich, kann man sagen, er ist auf sicherm Wege der Genesung. — Und nun folgten die Lobreden auf jenen Pavian, die ich Ihnen also erzählt habe. Was verwirrt dich denn also? fragte mein Vater aufs neue, als Hieronimus geendigt hatte. — Hier beschrieb denn Ihr Onkel wieder verschiedene Kreise durchs Zimmer, und dann — Sie werden mir gestatten, daß ich Ihnen seine Worte buchstäblich wiederhole, damit Sie die ganze Wahrheit kennen lernen und den Ernst der Lage eben richtig würdigen können.

Ja, ja, rief Genoveva aus, von Neugierde gefoltert; sagen Sie nur alles!

Ihr Onkel also brach mit dem lebhaftesten Ton der Entrüstung in die Worte aus:

Ich bin fertig mit diesem elenden, herzlosen, schmutzig geizigen Volk von Neffe und Nichte, die der Teufel holen mag.

Genoveva lief, wie immer in Fällen großer Erregung, violett an.

Hat er das wirklich gesagt?

Wie ich Ihnen sage.

Dieser gräuliche Ekel von altem Hunde ohne einen Funken Verstand im Schädel!

Erheben Sie Ihre Stimme nicht so laut, ich wiederhole Ihnen, daß Ihr Onkel droben im Zimmer ist.

Na, und dann?

Und dann fuhr er fort: Mich haben sie, als ich ankam, weil ich gesagt habe, ich wäre arm (merken Sie wohl dies „gesagt habe“ und „wäre“!), behandelt wie einen Hund, der die Druse hat; diesen armen Jüngling würden sie, wenn sie nicht Rücksicht auf die Menschen hätten nehmen müssen,

im Hospitale haben umkommen lassen; die unglückliche Johanna ist diejenige, die am meisten wert ist von dem ganzen Hause . . .

Ach so! unterbrach Genoveva, die aus Wut mit den Zähnen knirschte, und welche diese letzte Versicherung weit verletzender bedünkte als alle vorhergehenden beleidigenden Worte. Diese unglückselige Johanna morden sie nach und nach hin mit einer Barbarei, die Schlimmeres verdient als die Galeere . . .

Ach der Schurke! O dieser Ruchlose! stieß das Weib des Herrn Jakob heraus, da sie sich nicht mehr bezähmen konnte. Ah! Wir sind also Mörder, ah, wir sind reif für die Galeeren! . . . Uff! wenn ich das nur gehört hätte! Und Sie haben alle diese schönen Geschichten hingehen lassen und hintergeschluckt, als wenn es Zuckerplätzchen wären?

Beruhigen Sie sich, Frau Genoveva, sagte der Apotheker mit seinem honigsüßesten Tone. Wünschen Sie vielleicht, daß man Sie bis zur Stiftswohnung hört?

He? Mag mich der Teufel in seinem Hause hören!

Ja, wenn das nur zu irgend etwas helfen könnte; aber ein Skandal würde alle Hoffnungen auf die Zukunft bei der Wurzel abschneiden.

Genoveva faßte sich wieder und fühlte, daß dieser Macchiavelli der Apotheke Recht hatte. Das zürnende Weib räumte seinen Posten der habgierigen Erbschaftsjägerin ein.

Es ist richtig, sagte sie, indem sie Ton und Stimme herabdämpfte. Aber der Kernpunkt liegt darin, zu sehen, ob wir noch zeitig genug zur Hand sind.

Das sind wir; hören Sie mir zu. Mein Vater antwortete garnichts auf Hieronimus' Worte. Das ist so sein Verfahren, wenn er dem, der spricht, nicht Unrecht geben

kann, aber ihm doch nicht deutlich und offenbar Recht geben will. Ihr Onkel fing wie vorher an seine Kreise zu ziehen, sodaß er ein Bär im Käfig schien; dann murrte und brummte er gehörig vor sich hin und stieß von neuem hervor: Gaudenz, ich bedarf deiner. — Ich bin bereit. — Ja, aber deiner, fügte Hieronimus hinzu, nicht sowohl als Freund, als vielmehr als Notar.

O, o! rief Genoveva, die womöglich die Aufmerksamkeit, mit der sie zuhörte, noch vermehrte.

Als Notar? fragte mein Vater verwundert, ließ die Zeitung sinken und hob den Kopf empor: in welcher Weise? — Und Herr Hieronimus: Wenn ich nun eine Urkunde aufnehmen zu lassen hätte? — Hier unterbrach ihn mein Papa: Höre, sagte er ihm, in diesem Dorfe bin ich nicht allein Notar, sondern wir sind unserer zwei, und die Arbeit hier ist nicht so groß, daß eine Urkunde mehr oder weniger ausstellen eine Sache von gar keiner Wichtigkeit oder Belang wäre. Gerade weil wir nun wie zwei Brüder sind und zusammenleben, wäre es doch wohl schicklicher und würde mir weit mehr gefallen, wenn du dich meines Kollegen bedientest, dem du dann auch schon aus verwandtschaftlicher Verpflichtung den Vorteil dieses kleinen Gewinnstes zuweisen müßtest.

Ihr Vater ist wahrhaftig ein großer Ehrenmann, sagte Genoveva, welche in Wahrheit eine solche Trefflichkeit innerlichst für die Handlung eines dummen Tropfes hielt.

Dominik verbeugte sich, wie um diesem Satze beizustimmen und ihn sich zur Ehre anzurechnen; dann fuhr er fort:

Der Herr Hieronimus sagte, daß er von Ihrem Gatten auch nicht einmal sprechen hören möchte; daß die Urkunde, auf die er hindeutete, ein tiefes Geheimnis sein müsse, welches niemand auf der Welt außer ihnen beiden wissen dürfe; mit

einem Worte, er wolle sein Testament machen und bäte ihn erst um seinen Rat dabei und dann um seine Dienste. Zu meinem Vater, der sich darüber verwunderte, daß ihm die Idee, sein Testament zu machen, so mit einemmale gekommen wäre, antwortete Ihr Onkel, daß er im Gegenteil seit kurzem darüber hin und her dächte, aber bis zur Stunde gezaudert hätte, da er noch nicht genau gewußt, wer es wohl verdiente, daß er ihm seine Habe hinterließe . . .

Und wir? konnte sich Frau Genoveva nicht enthalten auszurufen, deren Augen wie zwei brennende Kohlen glühten. Und ich, bin ich nicht seine einzige Verwandte?

Das ist gerade das, was auch mein Vater antwortete; aber der Herr Hieronimus schrie auf, daß er allerdings mit der Absicht in das Dorf gekommen wäre, alles Ihnen zu hinterlassen, wenn er in Ihrer Familie Verwandte nach seiner Art gefunden hätte; aber die Manier, mit der Sie ihn aufgenommen hätten, und die, in der er Sie Ihre Sachen betreiben sähe, hätten auf tausend Meilen weit die Lust dazu bei ihm verjagt. Mein Vater sprach von neuem zu Ihren Gunsten, indem er gerade auf die Gründe der Verwandtschaft den Nachdruck legte. — Oho, unterbrach ihn der Herr Hieronimus, wenn ich es nun Einem, der durchaus nicht mir verwandt ist, hinterlassen wollte, wäre ich nicht vollkommen Herr darüber?

O Himmel! Hat er so wirklich gesagt? Und was antwortete ihm denn Ihr Vater?

Daß er dem Gesetz gemäß vollkommen dazu berechtigt wäre, aber daß er ihm doch jedenfalls abraten müsse, es zu thun. . . . Der Herr Hieronimus ließ ihn nicht fortfahren. — Dann schere du dich auch zum Teufel, brach er mit seiner gewöhnlichen Rohheit los. Es behagt mir nicht, daß mein

Geld in die Hände derartiger Leute kommt; ich setze den beiden Mädchen ein Vermächtnis aus und lasse den Rest, wems mir gefällt und wem ich wohl will.

Und Sie denken, daß er damit diesen Bettler von Peter hat bezeichnen wollen?

Ich wüßte nicht, auf wen ich sonst diese Worte beziehen sollte.

Uff, dieser ruchlose Mensch! Ich weiß nicht, was mich zurückhalten soll, ohne weiteres diesen Gauner aus dem Hause zu werfen, damit er auf der Straße seinen Tod findet.

Damit würden Sie sehr verkehrt handeln, sagte kühl der Apotheker.

Und fügte denn Ihr Vater nichts weiter zu?

Doch! Er sagte, daß er aus der Art, wie er mit ihm spräche, wohl bemerke, daß Hieronimus sich in einem Zustande von Überaufregung befände; es werde gut sein, wenn er sich erst beruhigte und Zeit zum Nachdenken nähme, zumal da ja auf weithin garnichts drängte und er noch schöne Jahre vor sich hätte. — Und was weißt du denn davon? schrie Ihr Onkel. Ich kann von einem Augenblick zum andern sterben an einem Schlagfluß; und seit einigen Tagen fühle ich mich gerade so elend, daß ich mich nicht wundern würde, wenn ich hier auf der Stelle krepirte.

Möge er bersten! murmelte liebreich die gute Frau Genoveva zwischen den Zähnen.

Also, wer Zeit hat, der möge nicht auf die Zeit warten, fuhr Herr Hieronimus fort; und wenn du mir das Testament nicht machen willst, so gehe ich zum ersten Notar, den ich in Turin finde, und lasse es mir niederkritzeln, wies mir gefällt. — Indessen trat zufällig Don Pasquale ein.

Ein andrer schöner Herr, auch einer von unsern lieben

Freunden, sagte Genoveva mit bitterer Ironie, indem sie mit den Füßen zu wiederholten malen auf den Boden stampfte, um den Zorn, der an ihr nagte, verdampfen zu machen.

Mein Vater schlug vor, den Rat des Pfarrers in der Angelegenheit einzuholen. Ihr Onkel stimmte zu, und sie gingen alle drei fort in das obere Zimmer.

Sodaß sie also jetzt, brach das Weib des Herrn Jakob los, dastehen und ihre Anschläge machen zu einem gottlosen Testamente, das uns alles dessen beraubt, was uns zukommt? Oh!

Sie kennen meinen Vater. Ich glaube nicht, daß er sich anschickt, etwas zu thun, was Ihnen schaden könnte; aber wenn er zuerst auch nicht nachgiebt, so kann Herr Hieronimus ihn doch durch Drängen dazu bringen, beizustimmen, seinen Willen eines andern Tages auszuführen, und jedenfalls kann er ja auch so verfahren, wie er gesagt hat, das heißt einen andern Notar in Turin aufsuchen.

Genoveva packte den Apotheker wieder am Arm, und sagte ihm mit leiser Stimme, aber mit einem Ausdruck, über dessen Bedeutung es unmöglich war, sich zu täuschen:

Unsere Interessen sind die Ihrigen, Herr Dominik. Sagen Sie mir, der Sie mehr Verstand als alle haben, sagen Sie mir, was man machen muß.

Der Apotheker sah scharf gerade in die Augen der Frau und stellte seinerseits eine Nachfrage.

Fragen Sie mich danach, wie Sie einen Fremden oder einen Freund danach fragen würden — oder wie einen Schwiegersohn?

Als Schwiegersohn befrage ich Sie, antwortete die Mutter Henriettens. Hier meine Hand, Herr Dominik, haben Sie die Zustimmung des Markese und die Hochzeit ist fertig.

Die Zustimmung des Markese werde ich noch am heutigen Tage selbst einholen. Nun hören Sie. Das erste, was man thun muß, ist sich entschieden und sicher darüber aufzuklären, ob eine Erbschaft vorhanden ist, welche zu erobern der Mühe wert ist, dazu wird Fusella dienen, der heute noch dem Onkel Hieronimus nach Turin folgt.

Mein Mann giebt ihm schon alle notwendigen Instruktionen.

Darauf werde ich durch geschickte Fragestellungen bei meinem Vater irgend etwas zu entdecken streben. Auch werde ich versuchen, von ihm zu erfahren, ob das Testament schon gemacht ist und wie? Wenn dem so ist, wird die Aufgabe schwieriger sein, aber noch nicht verzweifelt; wenn aber nicht, dann wird man es zu verhindern wissen und müssen, daß es gemacht wird. Dazu ist es erforderlich, eines unschuldigen Lammes Fell anzuziehen. Tausend Demonstrationen des Wohlwollens gegen den Onkel, gegen den Lümmel von Vetter, um sich seiner so rasch als möglich zu entledigen; Johanna mit Glaceehandschuhen anfassen . . .

Genoveva sprang auf, wie jemand, der den abgeschmacktesten Vorschlag zu hören bekommt.

Es ist durchaus notwendig, forderte dringend Dominik. Wenns möglich ist, den Onkel noch wieder ins Haus zu ziehen, desto besser; sonst schickt man ihm die Nichten zu . . . A propos, auf keinen Fall dulden, daß Henriette den Kranken oft besucht, das mag Johanna meinetwegen — aber meine Braut, nein, nein und abermals nein!

Beruhigen Sie sich.

Und dann heißt es, seinen Plan nach den Umständen fassen. Unterrichten Sie mich von allem, was vorkommt; ich werde Sie auf dem Laufenden halten über alles, was

zu erfahren mir glücken wird, und so, „viribus unitis“, ich meine ganz im Einklang, werden wir das erreichen, was uns am Herzen liegt. —

Während im Hinterstübchen des Ladens zu ebener Erde zwischen dem Apotheker und Frau Varada der höchst intime Allianzvertrag abgeschlossen wurde, fand in dem von Hieronimus und Gaudenz bewohnten Stübchen des obern Stocks zwischen diesen beiden und dem Pfarrer eine für die Ereignisse unserer Geschichte sehr bedeutungsvolle Konferenz statt, deren Ergebnisse wir im weiteren Verlauf der Erzählung erfahren werden.

Als Herr Hieronimus auf der Eisenbahnstation in C. angekommen war, bemerkte er ein Individuum, das sich dort herumtrieb, und erkannte Matteo Fusella. Was macht Er denn hier? fragte er, indem er sich näherte.

Ach, ich habe nach Turin zu gehen wegen gewisser Geschäfte, antwortete der Gauner, indem er sich eine einfältige Miene gab. O gehen Sie vielleicht auch dorthin?

Ja, antwortete trocken Hieronimus, welchem, ohne daß er einen Grund angeben konnte, das Gesicht des Glöckners und Gemeindedieners, das ihm schon immer mißfiel, in diesem Momente mehr als gewöhnlich zuwider war.

Das Stationsglöckchen gab das letzte Zeichen. Hieronimus, ohne ein Wort hinzuzufügen, beeilte sich Platz zu nehmen.

Oho! sagte Fusella, welcher schnell in einen Wagen dritter Klasse kletterte; Koupee erster Klasse! Das ist schon etwas, das man sich merken muß!

22.

Gaudenz, der Vater des Apothekers, ging nach der Konferenz mit Hieronimus und dem Pfarrer in den Laden seines Sohnes und trug noch in seinem Gesichte die durch einen heiß erregten Streit hervorgelockte flammende Röte und die Spuren kaum überwundener Befangenheit und Verdrusses.

Der Sohn stand am Kontor, um ein Rezept für eine arme Frau auszufertigen, welche wartete und auf ihrem Arm ein wimmerndes Kindchen hielt. Der verschmitzte Apotheker betrachtete, ohne sich bemerkbar zu machen, seinen Vater und sah sofort, daß etwas wichtiges sich ereignet hatte und daß der brave Mann sich in einer jener Seelenstimmungen befand, während welcher einige Wahrscheinlichkeit für ihn vorlag, durch gewisse geschickte Manöver sich unvermerkt bei ihm einzuschleichen. Zu diesem Zweck mußte er zuerst in höherem Maße die Huld des Vaters gewinnen und der Schurke wußte nur zu gut, wie er sich dabei zu benehmen hatte.

Also, sagte er zu der Frau, als setzte er ein Gespräch fort, Ihr kleiner Junge da hat seit einiger Zeit das Fieber?

O heilige Maria! das ist schon einen Monat und noch länger, antwortete tief betrübt die Ärmste; und Sie sehen ja, wies ihn abgemagert hat, er sieht aus wie ein Jesuskindchen aus Wachs, und der Arzt sagt mir, daß außer Chinin es kein Mittel giebt, sonst werden sie mir ihn davon tragen. Aber, lieber Gott! das Chinin kostet so viel und wir sind arm; und wo sollen wir das Geld hernehmen? Wir haben solange ausgehalten, bis wir glaubten die

Madonna wolle uns die Gnade erweisen, ihn zu heilen. Aber dann habe ich m ch entschieden: ich bin hingegangen und habe meinen wollenen Rock und die Winterkleider versetzt und . . .

Arme Frau! rief Gaudenz aus, der bei dieser Erzählung die schweren Gedanken, die ihn vorher beschäftigten, in die zweite Reihe geschoben hatte, um dem Mitleid die erste Stelle einzuräumen. Und was wollen Sie diesen Winter beginnen?

Die Frau schlug die Augen empor und zuckte die Schultern mit jener fatalistischen Ergebung der Armen.

Ach! der Winter ist ja noch ferne.

Er wird früher über Sie kommen, ehe Sie Zeit haben, Ihre Vorkehrungen zu treffen.

Wir stehen in Gottes Obhut! rief die Frau aus und wiederholte jene Geste von vorher. Inzwischen muß ich aber doch wohl dies Würmchen wieder gesund zu machen suchen. Soll ich es denn geradezu sterben lassen?

Gaudenz hatte die Finger seiner Rechten in der Westentasche und suchte dort hin und her. Der Apotheker betrachtete seinen Vater verstohlen, gab der Frau das Fläschchen, welches er wohlgefüllt hatte, und sagte mit einschmeichelnder Stimme:

Sie werden Ihren Sohn schon gesund machen und sollen auch nicht einen Heller dafür ausgeben.

Wie? fragte ganz verwundert die Frau, welche die in ein Stückchen Packpapier sorgsam eingehüllten Münzen schon aus der Tasche herausgezogen hatte.

Bringen Sie nur das Geld da wieder hin, wo Sie Ihr Zeug versetzt haben, und lassen Sie es sich wieder zustellen. Diese Medizin ist umsonst.

Umsonst? wiederholte die Unglückliche, die ihre Augen weit aufriß und an eine so große Freigebigkeit des Apothekers nicht glauben konnte.

Ja gewiß, Sie sollen sie ganz für umsonst haben. Nehmen Sie nur und gehen Sie mit Gott.

Die Segenswünsche der Frau regneten mit begeisterter Dankbarkeit fünf Minuten lang auf den Apotheker und seinen Laden herab. Als sie fortging, hielt der gute Gaudenz, welcher aufgehört hatte mit den Fingern die Westentasche zu durchsuchen und zwischen Zeigefinger und Daumen die wenigen dort entdeckten Geldstücke eingeklemmt hielt, sie einen Augenblick zurück, während sie die Thür öffnete, drückte ihr heimlichst und voller Hast jene Münzen in die Hand und aus Furcht, daß sie ihre Segenswünsche und Danksagungen aufs neue begönne, schob er sie an den Schultern aus dem Laden und schloß hurtig hinter ihr die Thür.

Bravo! sagte er dann und streckte seinem Sohne die Hand entgegen. Ich habe es immer gesagt, daß du besser bist, als die Welt denkt.

Ei, ich bin ja Ihr Sohn, Vater.

O du Schmeichler!

Sie haben ja da eine Art Wortgefecht mit Herrn Hieronimus gehabt, sagte mit einemmale der Apotheker, welcher es für den besten Ausweg erachtete, beherzt und geradezu auf den schwierigen Punkt loszugehen.

Ein Wortgefecht, nein! antwortete Gaudenz, sondern eine Erörterung. Wer hat dir denn das gesagt?

Ich war in das Hinterzimmer am Laden getreten, wo ich etwas zu thun hatte, während Sie hier mit lauter Stimme redeten und so mußte ich, ich mochte wollen oder nicht, mancherlei mit anhören.

Und du hast verstanden, warum es sich handelte?

Ich hörte, daß man von einem Testamente sprach.

O zum Henker, wie fatal! Du konntest wohl etwas Geräusch machen, damit man merkte, daß du hier wärest. . . . Wenn Hieronimus das jemals wüßte!

Er wird nie und nichts davon erfahren und Sie können sicher sein, Papa, daß ich niemals das geringste Wort darüber mit einer lebenden Seele sprechen werde.

Ich rechne darauf.

Was indes den Grund Ihrer streitigen Erörterung mit Herrn Hieronimus anlangt, so kann ich nicht umhin, Ihnen Recht zu geben.

Ei, wirklich! rief Gaudenz ganz vergnügt über diese beifällige Billigung seines Sohnes.

Das ist ganz sicher. Es würde sehr böse sein, wenn Herr Porretta anderen Leuten als seinen nächsten Verwandten sein Vermögen hinterlassen wollte, und Sie haben als Notar wie als Freund vortrefflich gehandelt, ihm das unter die Augen zu rücken. Ich weiß nicht, ob das Vermögen des Herrn Hieronimus ansehnlich ist und kümmere mich auch nicht darum, es zu erfahren.

Er schwieg einen Augenblick, wie um Atem zu holen, aber in Wirklichkeit um abzuwarten, ob ein Wort, eine Geste, eine Bewegung in der Physiognomie des Vaters dazu dienen könnte, ihn einen Teil der Wahrheit erraten zu lassen. Gaudenz zuckte mit keiner Wimper. Der Apotheker fuhr fort:

Aber wäre es auch ein reines nichts, so hats doch für mich einen übeln Beigeschmack, wenn ein Fremder daraus Vorteil ziehen soll, so sehr, fügte er mit aufmerksamer Betrachtung seines Vaters hinzu, dieser Fremde auch der Achtung und des Interesses würdig erscheinen mag . . .

Wie, brach der gute Notar höchst überrascht los, du solltest zufälligerweise wissen, wer der ist, dem Hieronimus die Erbschaft hinterlassen will?

Ei, ich vermute es, antwortete der Apotheker mit gescheiter Miene und zwinkerte mit den Augen. Einige vom Herrn Hieronimus ausgesprochenen Worte brachten mich auf die Fährte; ich glaube mich in meinen Vermutungen nicht getäuscht zu haben.

Ich weiß, daß du sehr scharfsichtig bist. Ich an deiner Stelle würde mich wahrhaftig niemals daraus zurecht haben finden können, aber ich bin ein bonus vir, ein alter, guter Tropf. Und da du nun einmal weißt, wer derjenige ist, den dieser tolle Hieronimus zum Erben einsetzen wollte, wirst du mich auch billigen, daß ich mit aller Kraft mich widersetzt habe.

Na wahrhaftig, ob ich Sie billige!

Der gute Gaudenz konnte die süße Empfindung, die dieser Entscheid des Sohnes in ihm erweckte, nicht zurückdrängen. Er warf sich dem Apotheker um den Hals und umarmte und küßte ihn mit einer Herzlichkeit, wie er sie seit langem ihm gegenüber nicht entfaltet hatte.

Herrlich, vortrefflich! rief er aus, die Augen feucht von süßester Bewegung. Ja, du bist mein echter Sohn. Ja, du bist ein Schelm, weils dir gefällt, dein gutes und braves Herz zu verstecken . . . Sogar deinem Vater scheint es manchesmal, daß du Bösewicht, der du bist, ihm etwas anhängen willst, aber dann habe ich es mir immer wieder innerlich gesagt: Er weiß sich zu verstellen, und es macht ihm Vergnügen, ich weiß nicht, aus welcher Wunderlichkeit sich interessirt zu zeigen; aber im Grunde ist er doch ganz etwas anderes und mag nur eine Gelegenheit kommen, so wird

mans schon sehen. Die Gelegenheit ist gekommen und du zeigst mir, was du wert bist. Und hättest du denn auch nur einen Moment glauben können, daß dein Vater irgend anders dächte im Punkte der Delikatesse, im Punkte der Gewissenspflicht?

Kaum hatte er mir seine Absicht klar gesagt, weil ich, um dir die Wahrheit zu sagen, sie zuerst nicht im mindesten gewittert hatte, habe ich ihn sofort gehörig zurückgeschlagen, wie wegen einer wahren Beleidigung, die er mir anthun wollte.

Dominik betrachtete wie betäubt und verwirrt seinen Vater und fühlte, wie sein Kopf zwischen einem Zweifel und einer Befürchtung rang, die plötzlich in seinem Geiste aufgetaucht waren. Sicher war es, daß sein Vater ihn wegen seiner Worte nicht so sehr gelobt haben würde, wenn es sich darum gehandelt hätte, Peter als Erben einzusetzen und daß er Hieronimus nicht so geantwortet hätte, wie er behauptete gethan zu haben, als wenn dieser ihm einen Schimpf hätte anthun wollen. Es war also ein anderer, den der mürrische Alte als Erben seines Vermögens einzusetzen gedacht hatte, und wer konnte das sein, als der einzige Freund, den er jetzt hatte, der Gefährte seiner Kindheit, mit dem er zusammen wohnte, mit dem er auch die Tage des Alters zubringen wollte?

Und er Dummkopf hatte daran nicht im mindesten gedacht! Ach, wenn auch nur die Idee einer solchen Möglichkeit ihm durch den Kopf gefahren wäre! Er würde irgend ein gutes Mittel gefunden haben, um die Sache derartig in die Reihe zu bringen, daß der Vater entweder annahm oder wenigstens Hieronimus nicht hinderte, diesen seinen Gedanken in Ausführung zu bringen, einen Gedanken, den der hab=

gierige Apotheker nicht umhin konnte, höchst wundervoll zu finden. Und statt dessen hatte sein Gehirn elendiglich seine Pflicht versäumt und sich in eine gänzlich falsche Voraussetzung verirrt und verloren; und nun war es zu spät, um irgendwie Abhilfe zu schaffen!

Dominik zeigte seinem Vater jenes gezwungene, von Neid und Ärger überströmende Lächeln, das die Franzosen rire jaune nennen.

Wahrhaftig, sagte er, man würde wenig Leute auf der Welt finden, die eine Erbschaft, welche man ihnen hinterlassen will, wie eine Beleidigung auffaßten oder gar wie einen Schimpf.

Ach, Erbschaften, die uns nicht zukommen, schaffen nichts Gutes! rief ganz erhitzt der gute Notar aus. Die Welt hätte sagen können, daß ich mich der Freundschaft, die Hieronimus für mich hegt, bedient, um seine Verwandten zu berauben. Sonne, Mond und Sterne! Ich wollte doch lieber bei Brot und Wasser leben den ganzen kurzen Rest von Zeit den ich mich noch auf dieser Erde hinzuschleppen habe. Ich habe es aber auch dem alten Tollkopf gesagt, was ich davon dächte. Der Pfarrer konnte nicht umhin mir Recht zu geben und er mußte schönstens nach unserer Weise handeln.

Sie haben ihn also doch dazu bestimmt, Herrn Jakob und Frau Genoveva zu Erben einzusetzen? fragte dringend Dominik.

Die nicht . . . entfuhr es dem guten Notar, aber rasch besann er sich und brach seine Antwort ab.

Aber was zum Kuckuk bringst du mich hier zum Schwatzen? Das sind Sachen, die man nicht einmal seinem Sohn erzählt.

Sie wissen sehr wohl, daß Sie meinethalben vollkommen sicher sein können.

Ich zweifle nicht daran ... aber die erste Pflicht meines Amtes ist absolute Verschwiegenheit.

Im großen und ganzen habe ich alles begriffen, fügte der Apotheker hinzu, indem er seinen Vater scharf beobachtete.

Was hast du begriffen?

Der Herr Hieronimus hat die Varadas nicht zu Erben eingesetzt, sondern ihre Töchter.

Der Ausdruck von Staunen und Bewunderung, mit dem der gute Gaudenz seinen Sohn betrachtete, überzeugte diesen, daß er auf richtiger Fährte sei.

Und vielleicht nur eine einzige von ihnen ...

Neue Geste der Verwunderung bei dem Notar, die der verschmitzte Apotheker schnell als ein Zeichen der Bejahung deutete.

Es ist natürlich nicht schwer zu erraten, welche von beiden.

Der Vater fürchtete seine Pflicht des Amtsgeheimnisses schon allzusehr verraten zu haben.

Du bist durchtriebener als der Teufel, sagte er halb staunend, halb ärgerlich; und ohne weiter etwas hinzuzufügen, öffnete er die Ladenthür und schlüpfte hinaus, wie man einer Gefahr entschlüpft, der die Stirn zu bieten man keine Mittel hat.

Es ist klar wie der helle Mittag, sagte der Apotheker, als er allein zurückgeblieben war; Erbin ist eins von den Mädchen, und es bedarf keines großen Scharfsinns, um zu erraten, daß es niemand anders sein kann als Henriette. Es geht sehr gut. Man kann die ehrbare Dummheit, die mein Vater angestellt hat, noch wieder gut machen. Gehen wir nur und stellen unsre Netze, damit das Wild uns auf keinen Fall entschlüpft.

Er zog seine feinsten Besuchkleider an, setzte den hohen Hut auf den Kopf und machte sich eiligen Schrittes auf den Weg nach dem Schlosse der Roccavecchia.

Der Markese war in seinem Garten, den die guten Landleute den Park nannten, schritt mit den Händen auf dem Rücken auf und ab und betrachtete unter der breiten Krempe seines Panamahutes hervor die Kirschen, welche in reifen Büscheln von den Zweigen herabhingen, und die Erdbeeren, die die Beetstreifen überzogen zwischen Hecken blühender Rosen.

Wie gewöhnlich pries der alte Adlige die Vergangenheit, und der Apotheker gab ihm recht; stieß Schmähungen über die Gegenwart aus, und der Apotheker gab ihm noch mehr recht; erging sich in den schrecklichsten Prophezeiungen für die Zukunft, und der Apotheker gab ihm aufs höchste recht.

Seinerseits schmeichelte der schurkische Dominik dem ruhmreichen Stamme der Roccavecchia und seinem letzten Vertreter, erhob schmeichelnd die Pracht des Schlosses und die Schönheiten des Parkes, die erhabenen Tugenden der Ahnen und den Hochsinn des Lebenden, pries schmeichelnd die Kirschen, die Erdbeeren und die Rosen, kurz alles und jedes. Der Weihrauch war nicht von der allergröbsten Art und wurde mit genügender Höflingskunst zu den edlen Geruchsnerven des letzten Überbleibsels der Lehnsherren emporgesandt. Der Markese geruhte zu lächeln und diesen Sohn eines Vasallen „mein lieber Monsù Tartini“ anzureden. Er ließ sich soweit herab, seine Rechte auf den Arm des Apothekers zu stützen und ihm mit seinen aristokratischen Händen eine vom Strauch gepflückte Rose anzubieten.

Dominik hielt diesen Augenblick für den passendsten der Welt; die Rose bot ihm einen sehr natürlichen Übergang von

Henriette zu sprechen und darauf von dem Gegenstande, weswegen er allein gekommen war.

Ich werde sie Fräulein Varada anbieten, diese Rose, sagte er, die ihrer wahrhaftig würdig ist, und sie wird einen umso angenehmeren Empfang finden, da sie aus dem Parke des Herrn Markese kommt.

Wenn man „Fräulein“ Varada sagte, so verstand man in dem ganzen Dorfe, daß man beabsichtige, von der zweitgeborenen der beiden Schwestern zu sprechen; die Ältere hieß bei jedermann nur die arme Johanna.

Ach ja! diese liebe Henriette, rief der Markese. Sehr schön! und sagen Sie ihr dabei, Monsù Tartini, daß sie recht schlecht handelt, ihren alten Paten so zu vernachlässigen, wie sie seit einiger Zeit thut.

Der Apotheker ging geradezu auf den Kern seiner Herzensangelegenheit mit all den gewandten Feinheiten seiner Redekunst los. Er liebte wie ein Verzweifelter und hoffte wie ein Verliebter; aber sein ganzes Glück hing von einem Wink des Markese ab; zu ihm war er, ehe er noch mit den Eltern gesprochen, gekommen aus Pflicht, aus Vertrauen, getrieben von einem tiefen Gefühle der Ehrerbietung, um ihm sein Herz zu eröffnen, ein Wort anzurufen, das über die Finsternis oder das Licht seines Lebens entscheiden sollte. Die gegenseitigen Bedingungen hinsichtlich des Standes, des Alters, des Vermögens stimmten vortrefflich zwischen ihm und dem jungen Mädchen; er hatte ein so bedeutendes väterliches Erbteil, daß er kühn auf die beste Partie des Kreises sein Auge hätte richten können; aber die beste Partie für ihn war die jenes jungen Mädchens, welches mit der Anmut und den Vorzügen, womit sie geschmückt war, das unschätzbare Glück des huldvollen Schutzes des Herrn Markese verband . . . u. s. w. Er

sprach zwanzig Minuten lang, er geriet in Begeisterung, er wischte sich eine nicht vorhandene Thräne ab und sagte, er erwarte seinen Urteilsspruch mit der Ergebung eines Christen, doch mit der Hoffnung eines Mannes, der die Gerechtigkeit des Richters kenne, welcher ihn fälle.

Wie wäre es einem möglich, die Hoffnung in einem Manne zu verspotten, der vorzüglich denkt — das heißt, der so denkt wie er —, der einem bis jetzt überall Recht gegeben hat, der einen gelobt hat von dem Adel des Blutes an bis zum letzten Röslein seines Gartens? Die Fabel vom Raben und vom Fuchs wird immer eine Wahrheit bleiben in der Menschengeschichte. Klug angelegte Schmeicheleien werden bis ans Ende der Jahrhunderte alle Käse, nach denen sie schmachten, den zähesten Schnäbeln zu entlocken wissen. Der Markese sprach von dem Herzen Henriettens und von der Gefahr, daß es schon erobert sein könnte; und Dominik fügte hinzu, daß es ihn umsomehr dränge, sich die Pforten zu ihm offiziell zu öffnen, um irgend welchen Eindringling daraus zu verscheuchen — wenn das der Fall wäre, was er aber nicht befürchte — und um sich aufs bestimmteste darin festzusetzen und jedem andern den Zutritt zu wehren, wenn es noch frei wäre; und in dem einen oder andern Falle, der eintrete, glaube er, der Herr Dominik, sich für sicher halten und auch anderen versichern zu dürfen, daß er ohne Widerspruch zum Ziel gelangen werde.

Kurz, der Apotheker ging vom Schloß herab mit einer Rose im Knopfloch und einer aufrichtigen Genugthuung im Herzen und einer Art Versprechen des Herrn Markese, welches durch einen Handdruck bestätigt war, zu dem der edle Pate Henriettens, alle seine Gewohnheiten übersteigend, diesmal mehr als die Fingerspitzen verwandt hatte.

23.

In Turin angelangt und kaum aus der Wartehalle getreten, sah der Onkel Hieronimus das gleisnerische Gesicht des Glöckners und Küsters.

Kann ich Ihnen in irgend etwas dienen, Herr Hieronimus? Gebieten Sie über mich. Ich stehe ganz zu Ihren Befehlen.

Unser mürrischer Alter sah ihn von der Seite an:

Ich gebiete dir, mich in Ruhe zu lassen und deinen Geschäften nachzugehen, wie ich den meinigen.

Der absichtlich einfältige Gesichtsausdruck Fusellas änderte sich nicht im mindesten.

Jawohl, mein Herr, antwortete der Gauner, indem er immerfort Hieronimus auf den Fersen war, aber da ich in Turin nicht eben sehr bekannt bin und auf diesen geraden Straßen ohne Ende nie den Ausgang finden kann, so würden Sie mir wohl gestatten, wenn Sie es sonst nach Ihrer bekannten Güte nur wollen . . .

Was denn? fragte barsch der ungeduldig ärgerliche Herr Hieronimus.

Ihnen ein wenig zu folgen, um . . . meine Straße zu finden.

O du Dummkopf! Wer sagt dir denn, daß die Straße, die ich einzuschlagen habe, auch die deinige ist?

Ach wenn Sie nur wollten — als ein Zeichen Ihrer Güte —, wenn Sie mir nur die Seite, nach der Sie gehen, sagen möchten . . .

Hieronimus, um die Sache zu enden, sagte sogleich:

Ich gehe nach dem Schloßplatz.

Sehr schön, rief der Gemeindediener, und zeigte sich voller Freude; gerade nach der Seite hin muß ich gehen.

Das heißt, ich nehme eine Droschke und grüße bestens, sagte lachend Hieronimus, und gab einem Fiaker, welcher schnell heranfuhr, einen Wink.

Der Alte öffnete den Schlag der Droschke und sagte dem Kutscher:

Ich nehme dich auf Stunde. Fahre nach der Brauerei Calosso.

Jawohl, mein Herr, antwortete der Rosselenker.

Hieronimus drehte sich zufällig um und erblickte dabei das Gesicht des Matthäus, der wie das Ebenbild der Dummheit aussah.

O, komm einmal her, sagte er ihm, paß auf: Du gehst durch jene Straße, welche du dir gegenüber bei dem Garten siehst, und marschirst immer gerade aus, bis du auf einen großen Platz mündest, der einen großen Palast in der Mitte hat. Dann bist du auf dem Schloßplatz.

Jawohl, mein Herr, antwortete Fusella, und drehte noch dümmer wie vorher seine verdutzten Augen im Kreise ringsum.

Hieronimus setzte sich in den Fonds seiner Droschke, und als beim Schließen des Schlages sein Blick aufs neue auf den Glöckner fiel, der noch verlegener und verworrener als vorher schien, erlaubte ihm sein ausgezeichnetes Herz nicht, ihn so dazulassen.

Warten! schrie er dem Kutscher zu, der schon seinen Wagen in Bewegung setzte; he, Fusella!

Der Schurke war mit einem Sprunge am Wagenschlage.

Steig' auf den Bock auf, und ich bringe dich dann gerade bis zu dem Anfang des Platzes.

Matthäus beeilte sich so sehr zu gehorchen, daß er auch nicht einmal die Zeit fand, ein mageres Dankeswort zu sagen.

Er setzte sich dicht neben den Kutscher, und der Wagen fuhr los. Als er mitten über den Carignanplatz fuhr, puffte Hieronimus den Kutscher in den Rücken und schrie ihm zu:

Halt! halt!

Nachdem der Kutscher das Pferd mit jähem Anzug der Zügel zum Halt gebracht hatte, stand es wankend auf seinen magern Beinen. Hieronimus steckte seinen Kopf heraus und rief einen Mann beim Namen, der eiligst vorüberging und dessen Erblicken die Ursache des plötzlichen Haltbefehls gewesen war.

Dieser Mann drehte sich um, erkannte, wer ihn rief, und lief eiligst an den Schlag des Wagens heran.

Es ist überflüssig zu sagen, daß der brave Matthäus Fusella alle Fähigkeiten seines Wesens in den langen Ohren, die seinen Kopf zierten, konzentrirt hatte, um so alles, was gesagt wurde, verstehen zu können.

Sie gerade wollte ich in der Brauerei Calosso aufsuchen, begann Hieronimus.

Welches Glück, daß wir uns hier begegnet sind, antwortete der Mann, welcher ein Wechselagent war; in diesem Momente komme ich von dort. Da bin ich also hier ganz zu Ihren Diensten. Wenn Sie kaufen wollen, die Rente ist erst heute wieder gefallen.

Nein, antwortete Hieronimus. Ich will meine Kapitalien anders anlegen. Es bietet sich mir die Gelegenheit, einen festen Grundbesitz mit bedeutendem Vorteil erwerben zu können, und ich denke zu diesem nützlichen Zweck 150 000 Lire zu verwenden.

Einhundertfünfzigtausend Lire! wiederholte ganz betäubt Fusella vor sich hin. Donnerwetter! Das sind doch keine Lappalien!

Deshalb, fuhr der Alte fort, möchte ich diese Summe in klingendes Geld umsetzen, welche ich durch Ihre Vermittlung in Schatzscheinen angelegt hatte und welche jetzt schon fällig sind; und ich werde auch einen Teil des bei der Diskontobank hinterlegten Kapitals wieder zurückziehen.

Wie Sie wünschen, antwortete der Wechselagent. Für wann müßte die Summe in baar parat sein?

Für morgen früh vor neun Uhr.

Alles gut; ich werde es so einrichten, daß Sie es aufs Pünktlichste haben. Und wo darf ich es Ihnen zum Empfang bereit stellen?

Beim Prokurator X., an den ich schon geschrieben habe und den ich sofort zu einer Besprechung aufsuchen werde.

Rechnen Sie darauf!

Die beiden Männer grüßten sich; der Wechselagent zog seine Straße weiter, und Hieronimus, ohne weiter auf Matthäus zu achten, schrie dem Kutscher zu:

Sankt Theresienstraße, Diskontobank.

Als die Droschke bei diesem letzteren Platz vorgefahren war, bemerkte Hieronimus beim Aussteigen den Glöckner, welcher ganz geduckt auf dem Kutschersitz saß.

Nun, was machst du denn da? fragte er ihn barsch.

Jener antwortete wieder ganz dämlich:

Ich warte, daß Sie mich nach dem Schloßplatz bringen.

O du dummer Kerl! Wir waren ja ganz dicht dabei, als ich die Droschke halten ließ. Warum bist du denn nicht abgestiegen?

Aber ich wußte ja ganz und gar nichts davon, antwortete der Spitzbube anscheinend tief bekümmert und trostlos.

Nun gut, sagte ungeduldig Hieronimus; warte hier draußen bei der Thür; wenn ich damit fertig bin, was ich drinnen zu

thun habe, werde ich auf dieser Stelle wieder herauskommen und dich dorthin führen.

Tausend Dank, antwortete Matthäus.

Hieronimus bezahlte den Droschkenkutscher und betrat den Hofraum. Nach kurzem Aufenthalt trat er mit einem weit umfangreicheren Portefeuille heraus, das er sorgsam mit einem Schlüsselchen verschloß und mit einer gewissen Vorsicht in die innere Brusttasche seines Überziehers steckte.

Er ging durch eine kleine Straße, und der Küster hinter ihm her.

Gut, dachte indessen Fusella. Da liegt also der Hund begraben. Wer weiß, wieviel tausend schöne Lire in jenen Papierlumpen stecken. Der ist nicht reich, der ist schwer reich! Und dieser Heuchler lebt dahin wie ein elendes Wurm, das kaum das ganze Jahr Feuer unter den Suppentopf machen kann. Es ist eine wahre Schurkerei! Hei je, wenn er doch diese Brieftasche verlieren wollte, und es fände sie ein Ehrenmann, und dieser Ehrenmann hieße Matthäus Fusella!

Er schüttelte den Kopf, innerlichst ganz bewegt und verwirrt von diesem Gedanken.

He! rief ihm Hieronimus zu. Was gehst du denn so in Gedanken versunken?

Ach, es ist nichts! antwortete der Glöckner, zusammenfahrend.

Nun paß auf, fügte der mürrische Alte hinzu, indem er auf einer großen Straße Halt machte, wo er eingemündet war: Dies ist die Dora Grossa und da unten im Hintergrunde liegt der Platz; geh immer gerade aus und du kannst dich nicht verlaufen.

Jawohl, Herr, und ich danke Ihnen auch tausendmal! .. Sie haben mir einen Dienst erwiesen . . .

Hieronimus gab kein anderes Zeichen, daß er gehört hatte, als ein Achselzucken; und eiligst trat er in eine Thür, ganz nahe dabei.

Der Glöckner stand einen Augenblick vor jener kleinen Thür und kratzte sich hinter dem Kopfe, zweifelhaft, was er machen sollte. Er drehte die Augen ringsum und der Anblick eines Schildes über einem Laden, welcher dem Hause, wo der Herr Hieronimus eingetreten war, gerade gegenüber lag, flößte ihm einen Gedanken ein, über dessen Vortrefflichkeit er sich selbst mit wohlgefälligem Lächeln ein Kompliment machte. Auf diesem Schilde stand geschrieben: „Weine und Liköre.“ Matthäus trat entschlossenen Schrittes hinein und saß zwei Minuten später an einem kleinem Tisch dicht am Fenster, das genau die Aussicht auf die Thür gegenüber hatte, welche er überwachen wollte. Der Ladenkellner hatte ihm eine Flasche gebracht, welche der brave Gemeindediener wie auf einen Zug zu leeren für nötig erachtete, aus Besorgnis, daß wenn Hieronimus herauskäme, ehe sie geleert wäre, er sich auf dem höchst grausamen Kreuzweg befände, entweder den Wein im Stich zu lassen, oder die Spuren des Mannes, dem er nachspioniren sollte, zu verlieren. Es war ein starker Wein und die Art, wie Fusella ihn hinuntergegossen hatte, vermehrte nur noch seine berauschende Wirkung. Unser Ehrenmann fühlte einen weit größeren Mut als er vorher besessen, und einen gesteigerten Eifer, den Erwartungen des Gemeindesekretärs zu entsprechen, seines direkten Vorgesetzten, der ihn mit einer so vertraulichen Mission beauftragt hatte.

Der Onkel Hieronimus ist dort hineingegangen, Nummer so und so, die und die Straße, ganz vorzüglich, so räsonnirte der alte Buschklepper vor sich hin. Das werde ich ihm treulichst sagen können; aber das wird dem Herrn Jakob noch

nicht groß genügen, um zu wissen, was er da zu thun gehabt hat. Wenn ich ihm sagen könnte, er begab sich in das und das Haus, oder zu dem und jenem — das wäre ein schöner Schlag!

Er bezahlte und ging aus dem Laden ohne festen Entschluß, aber voll von kecken und verwegenen Plänen. Er wollte den Portier nach dem Namen von allen Insassen des Hauses befragen, er wollte die Klingel an allen Thüren in jedem Stockwerk ziehen, um zu fragen, ob vielleicht Herr Porretta in jene Wohnung gekommen wäre; er ersann tausend Albernheiten, die nicht auszuführen der Wein ihm noch Verstand genug gelassen hatte. Einen Fuß nach dem andern, ohne seine Handlungsweise fest bestimmt zu haben, trat er in jenen Gang, drang bis zum Treppenhause vor und nahm eine Stufe nach der andern, bis ihn, im zweiten Stock angelangt, ein an eine Thür befestigtes Schild über alles, was er nur wünschte, aufklärte. Auf jenem Kärtchen stand gedruckt: X., Rechtsanwalt.

Fusella hatte vom Herrn Hieronimus in der uns bekannten Weise kurz vorher den Namen dieses Prokurators aussprechen hören. Es war augenscheinlich, daß der Alte dorthin gekommen war, um die aus der Bank zurückgezogene Summe in Empfang zu nehmen. Matthäus, höchst vergnügt über diese Entdeckung und stolz auf sich selbst, schlich sich ganz verstohlen wieder fort und trat, um sich für seinen Scharfsinn zu belohnen, wieder in den Laden des Likörhändlers ein, um sich ein Gläschen feinen Branntweins zu spendiren. Auch dies trank er hastig hinunter aus Besorgnis, daß der Alte inzwischen käme; aber da dies nicht geschah, hielt es Fusella für ganz passend, jene Spende zu wiederholen. Er hatte Zeit, drei oder vier Gläschen durch die Kehle zu jagen,

ehe in der Thür gegenüber das mürrische Gesicht und der Knotenstock des Herrn Hieronimus auftauchten.

Als Matthäus ihn sah, stürzte er, da er durch die verschiedenen Trankopfer weniger vorsichtig geworden war, fort, um ebenfalls hinauszugehen; zufällig waren die Augen des Alten gerade in dem Augenblick auf diesen Punkt gerichtet. Wohl hatte es der Gauner eilig genug, wieder nach rückwärts zu verschwinden, aber Hieronimus hatte ihn gesehen und ebenso die schleunige Rückzugsbewegung und hatte, ohne dem weiter eine Bedeutung beizulegen, nur gedacht, daß der Glöckner wunderbarerweise sich schämte, dabei ertappt zu sein, wie er sich seinem Lieblingslaster, dem Trunke, hingab. Der Herr Porretta zuckte die Achseln und setzte seinen Weg fort und Fusella hinter ihm her; aber in dem herzhaften Glöckner waren die Gedanken ein wenig verwirrt und die Beine weniger fest als vorher.

Hieronimus machte einen langen Weg, bis er in der Königsallee in ein Haus trat, welches eine Ecke bildete. Es war das die Adresse, welche Peter ihm von der Wohnung seiner Mutter gegeben hatte. Beim Eintritt unter das Hausthor wandte der Onkel der Varadas seine Blicke zufällig rückwärts und glaubte die Gestalt Fusellas zu erkennen, der ein wenig schwankend einherschritt.

Was ist dies? sagte er für sich. Sollte etwa der Esel meine Schritte bespioniren?

Sobald Matthäus inne wurde, daß man ihn beobachtete, war er schleunigst in der ersten besten Hausthür, die sich vor ihm zeigte, verschwunden; da Hieronimus gar keinen Grund für eine derartige Spionage herauszufinden wußte, glaubte er sich geirrt zu haben und setzte seinen Weg, ohne weiter daran zu denken, fort.

Der Glöckner suchte so gut wie möglich die Gedanken in seinem Kopfe zu sammeln. Das Verlangen, zu wissen, in wessen Haus der Onkel Hieronimus da eingetreten war, peinigte und quälte ihn, aber er fühlte selbst in der Aufregung, in der sich sein Gehirn befand, daß er keine Unvorsichtigkeiten begehen dürfe. Er kannte die Laune des grimmigen Alten und verspürte keine Sehnsucht, die nähere Bekanntschaft jenes Stockes zu machen, den er ihn immer in den Händen tragen sah. Aber er hatte seinen Tag glücklicher Eingebungen. Er wußte, daß der Onkel Hieronimus nach Turin gekommen war, um die Mutter Peters abzuholen, und bis zu diesem Moment hatte er sich noch nicht im mindesten um sie gekümmert. Nichts also war leichter möglich, als daß in jenem Hause die Witwe Anton Marias wohnte. Fusella hatte das Glück eine Portierfrau zu finden, geschwätzig wie alle Portierfrauen, bei der es nicht des Stachels vieler Fragen bedurfte, um die Geschichte aller Hausgenossen und aller Derer, die zum Besuch der Insassen kamen u. s. w., zu erzählen, Unter diesen Geschichten war die bei weitem interessanteste die jener Dame, welche gastfreundlich von den Hausleuten im zweiten Stock aufgenommen war, und in welcher Fusella bald die Geschichte von Peters Mutter erkannte.

Bis zu diesem Augenblick war Fusella klug und vom Glück begünstigt gewesen, und er hätte mit vollem Rechte sich seines Triumphes rühmen können. Aber hier erlitt sein Talent eine Verfinsterung und die gute Göttin des Glückes ließ ihn im Stich. Er fühlte einen starken Hunger und es gab keinen berechtigteren Wunsch als den seinigen, sich gehörig zu restauriren; aber weshalb mußte er gerade die Schenke wählen, welche an der Ecke lag, die dem Hause, wo

der Herr Hieronimus eingetreten war, sich gegenüber befand? Er konnte ja essen bis er satt war und nach Lust dazu trinken, nichts war billiger; aber warum mußte er sich so berauschen, daß er die Herrschaft über seinen eigenen Verstand verlor, wenn er eine delikate Mission übernommen und geschworen hatte, diesen Fehler nicht zu begehen? Das Glück, welches ihn bis dahin begünstigt hatte, konnte wohl Hieronimus veranlassen, aus jenem Hause zu gehen, während Matthäus mitten bei seiner Mahlzeit war; sicherlich würde dieser sich weiter nicht damit beschwert haben, mehr zu erfahren, als er bereits wußte und was ihm schon überreichlich genug schien, um den ihm versprochenen Lohn zu verdienen, aber nein, so lange auch der Aufenthalt in dem Gasthause gewesen war, von gleicher Dauer war derjenige des Onkel Hieronimus bei Peters Mutter, welcher dieser brave Mann vielerlei zu sagen und wichtige Beschlüsse vorzulegen hatte, um sie zu trösten, um ihr das Herz aufzurichten, um sie sowohl über ihren Sohn als über ihre Zukunft zu beruhigen, endlich auch um die ökonomischen Angelegenheiten der armen Familie zu ordnen; und so kam es denn, daß genau in dem Augenblick, wo Hieronimus aus dem Hause gegenüber schritt, Matthäus aus dem Wirtshause herausschwankte mit der tollen Lust in der Kehle, das Lied La bella Gigogin zu singen.

Es war inzwischen Nacht geworden und Hieronimus hatte die wenig erleuchtete und um diese Stunde verlassene Allee eingeschlagen. Er hatte erst den Trunkenbold nicht weiter beobachtet, welcher aus der Schenke trat und sich anschickte seiner Spur zu folgen, aber beim Weitergehen hatte er bemerkt, daß ein Mensch immer hinter ihm herschlich, Halt machte, wenn er still stand und seinen Gangschritt genau nach dem regelte, den er einschlug. Die Zeitungen erzählten

dann und wann von frechen Anfällen in jenen nächtlichen Stunden, von Räubern, welche die Reisenden sogar auf den öffentlichen Straßen der Hauptstadt ausgeplündert hatten.

Hieronimus glaubte zur Zielscheibe eines ähnlichen Unternehmens von einem Räuber erkoren zu sein. Mutig und stark, wie er war, erschrak er nicht im geringsten darüber.

Es kommt mir zu, dem Schurken eine Lektion zu erteilen sagte er innerlich, indem er seinen Stock schwang; er wartete, bis er zu einer Stelle gelangte, die in größerer Dunkelheit lag durch die dichter gedrängten Bäume und wegen der weiteren Entfernung der Lampen, und sprang dann mit einemmale hinter den Stamm einer Platane.

Fusella blieb ganz verwundert zurück, ihn so verschwinden zu sehen.

Ho, ho, schrie er mit lauter Stimme, indem er in den unregelmäßigsten Zickzackbewegungen vorrückte. Wo ist er nur hingegangen? Er ist sicher in die Erde versunken. . . . Wie werde ichs nun anstellen, um ihn jetzt gleich wieder zu treffen?

Inzwischen war er in eine Linie mit dem Baume gekommen, hinter dem Hieronimus sich versteckt hielt. Dieser erkannte an Stimme und Person, wer sein Verfolger war. Plötzlich begriff er, daß es ein im voraus geplanter Anschlag Fusellas war, sich in der Weise an seine Rockschöße zu hängen und ihm den ganzen Tag nachzuschleichen, wie er es gethan; und er forschte in Eile innerlich nach, was wohl der Grund dazu sein könnte. Er erinnerte sich von Geld gesprochen zu haben, als der Glöckner es hören konnte, und fällte auf Kosten der Ehrlichkeit jenes Trunkenboldes ein sehr abfälliges Urteil.

Das Blut, wie das gewöhnlich bei ihm der Fall war, fing auf einmal ganz ungestüm zu sieden an; er stürzte sich

auf den Übelberatenen los, und ohne ihm Zeit zu lassen, sich umzudrehen, ließ er ein halb Dutzend Prügel auf ihn herabprasseln, mochten sie hintreffen, wo sie wollten, und schrie dabei:

O du Schurke! o du ruchloser Kerl! Gegen mich also willst du los? Da, das nimm zum Lohne, und lerne ein besseres und ehrlicheres Handwerk, ungeschickter Straßenräuber.

Fusella hielt sich für tot; er sank in die Knie und schrie wie ein Schwein, dem man die Haut bei lebendigem Leibe abzieht.

Gnade! rief er mitten zwischen dem Kreischen. Ich bin unschuldig, ich bin ein armer Familienvater. Man hat mich abgeschickt und beauftragt . . .

Abgeschickt? fragte ganz verwundert Hieronimus; wozu denn? Mich zu ermorden?

O nein — Sie ermorden . . . nein, niemals. Wie können Sie derartiges von Matthäus Fusella glauben? Sie wollten, daß ich Sie als Spion verfolgte, um sagen zu können, was Sie gemacht, wohin Sie gegangen . . .

Wer? . . . Wer hat das gewollt? fragte ungestüm der Onkel der Varadas.

Auch in der Wolke der Trunkenheit blieb doch immer noch in dem Gauner die Erinnerung an das gegebene Versprechen hell.

Ich habe geschworen, es nicht zu sagen, es . . .

Aber der zornige Alte ließ ihn nicht fortfahren:

Ich will alles wissen, sagte er ihm mit tiefer Stimme, aber in einem herrischen und drohenden Tone; und du wirst mir alles sagen.

Und nachdem er ihn am Rockkragen gepackt, schüttelte er ihn mit Gewalt.

Ja ... ja, mein Herr, stammelte der Trunkenbold; um der Barmherzigkeit willen, töten Sie mich nicht, ich will alles sagen. ... Das ist der Herr Jakob, der wissen wollte, ob Sie reich wären oder nicht, wenn ...

Hat er dich dafür bezahlt?

Ja, das heißt noch nicht. ... Er hat mich noch nicht bezahlt, er hat mir versprochen ...

Na schön! Dann nimm 'mal zum Anfang diesen kleinen Beitrag als Abschlagszahlung entgegen! Den Rest wirst du dann von meinem würdigen Herrn Neffen bekommen.

Und er ließ von neuem seinen Stock auf die Schultern des noch immer auf den Knien liegenden Trunkenboldes herabsausen.

Zu Hilfe! Erbarmen! heulte der Gauner, und warf sich längelang ausgestreckt auf den Erdboden.

Es schien Hieronimus, als ob auf dies Geschrei Leute herbeigelaufen kämen, und ohne sich weiter um den Elenden zu bekümmern, ließ er ihn dort und entfernte sich raschen Schrittes.

Es kamen in der That einige und beugten sich über den Mann, der auf der Erde lag und wie ein Verzweifelter schrie; aber als man sah, daß es ein Betrunkener war, überließ man ihn ohne weiteres seinem Schicksal. Und sein Schicksal wollte es, daß er beim Hin- und Herwälzen auf dem Erdboden endlich in den breiten Graben stürzte, in welchem zufällig in jener Nacht kein Wasser lief; und da er ein weiches Lager in dem Grundschlamm fand, schlief er dort ganz glücklich ein und erwachte erst mit der Morgendämmerung, mit Kopfschmerzen, mit trocknem, bitterem Geschmack auf der Zunge, mit Schulterweh, mit einer krankhaften Blässe im Gesicht und seine Kleider ganz mit einer Kruste Schlamm überzogen.

Er begriff, daß er in dieser schönen Lage nichts besseres thun könne, als in das Dorf zurückzukehren, setzte sich in den ersten Zug, der abging, und traf im Laufe des Morgens im Dorfe wieder ein, ließ die Ohren hängen und sah so beschämt aus wie ein Heereshaufen, der vom Feinde glänzend geschlagen ist.

Der Empfang, der ihm beim Herrn Jakob zu teil ward, war nicht danach beschaffen, ihn zu trösten. Nachdem der Gemeindesekretär sich alles hatte erzählen lassen, hielt er ihm eine gewaltige Stand- und Strafrede und gab ihm die versprochene Belohnung nicht. Er wollte ihm kaum das Reisegeld bezahlen. Der ärgerlich gereizte Fusella hatte noch das lebhafte Feuer der Vorwürfe seines Weibes zu ertragen, die ihn so zugerichtet heimkehren sah; aber hier wenigstens konnte der Unglückliche am Ende einen Abzugsweg für seine Wut finden, denn er nahm einen Knittel zur Hand und ergriff die Gelegenheit, dem armen Weibe einen Teil von jener Münze heimzuzahlen, womit ihn am Abend vorher der Onkel Hieronimus beehrt hatte.

24.

Bald nach Mittag, gerade in jener Stunde, wo er das erstemal angekommen war, stieg der Onkel Hieronimus an der Thür der Varadas von Barbettas Wagen herab und brachte, gerade so, wie er es versprochen hatte, die Mutter Peters mit.

Die Szene tiefster Rührung, welche beim Wiedersehen zwischen Mutter und Sohn stattfand, läßt sich nicht be-

schreiben. Während sie den gegenseitigen Ergüssen ihrer innigen Liebe überlassen blieben, nahm der Onkel Hieronimus in dem Zimmer ebener Erde Jakob und Genoveva vor, und sagte mit der finstersten Miene eines Schauspieltyrannen zu ihnen, indem er die Arme über der Brust kreuzte mit der bekannten Attitüde aller bronzenen Napoleons auf Kaminstutzuhren:

Aha! Also Ihr wolltet gern wissen, ob dies alte Jammergestell von Onkel Geld hat oder nicht, um nach seinem Reichtum Eure Zärtlichkeit zu bemessen. Herrlich! Dies gerade gefällt mir so sehr und rührt mich im tiefsten Grunde meiner Seele. Ihr habt genau das richtige Mittel getroffen, um mein Wohlwollen zu gewinnen und meine Erbschaft. Schurken, die Ihr seid, mit steinernem Herzen und einem Gehirn von Kork. Jawohl, meine werten Herrschaften, ich bin reich; ich habe ungefähr eine halbe Million hier und dort so gut angelegt, daß sie mir jährlich immerhin ein dreißigtausend Lire abwirft . . .

Die Varadas rissen die Augen weit auf; der Onkel nahm vor ihren Blicken wahrhaft monumentale Verhältnisse an, und sie glaubten um seine Stirn eine Glorie von goldnen Napoleons zu sehen.

Aber von dieser Habe werdet Ihr nicht einen Heller besehen solange ich lebe, noch auch wenn ich abgeschieden bin, um das Unkraut auf meinem Grabe zu düngen, falls Ihr mir nicht durch Euer ganzes Benehmen beweist, daß Ihr noch lernen könnt, dessen wert zu sein, das heißt falls Ihr nicht menschlich, barmherzig und edelmütig werdet. Geizig und unartig seid Ihr gegen mich gewesen, geizig und grausam gegen Euern Vetter, und Ihr rüstet Euch jetzt, schmutzig gegen die arme Witwe Anton Marias zu sein, Ihr seid stets die barbarischsten Eltern gegen Eure Johanna gewesen. Beweist

mir, daß Ihr Euch gebessert habt, und ich werde Euch dann beweisen, daß ich mich immer noch zu erinnern weiß, daß ich Euer Onkel bin.

Die beiden Gatten waren so verwirrt, daß sie kein Wort zur Erwiederung finden konnten. Hieronimus ging hinaus, ohne die geringste Antwort abzuwarten, und machte sich entschlossen auf den Weg nach der Hausthür; aber da, als er schon die Hand auf dem Drücker des Schlosses hatte, um zu öffnen, flog ihm ein schönes, zierliches Geschöpf entgegen, umarmte ihn liebreich, und die süßeste Stimme, die man sich denken kann, flüsterste ihm leise mit unbeschreiblich demütiger Bitte in das Ohr:

O lieber Onkel! Ich muß so notwendig mit Ihnen sprechen!

Ich bin bereit, Henriette, antwortete der Onkel, dessen innere Gereiztheit und rauher zorniger Gesichtsausdruck beim Klang dieser Stimme, bei der graziösen Anmut dieser Erscheinung sofort entschwanden. — Was willst du mir denn sagen?

Ach kommen Sie, bitte, fügte das junge Mädchen hinzu; lassen Sie uns einen kleinen Spaziergang im Garten machen. Ich muß ganz allein mit Ihnen sein.

Und sie ergriff seine Hand und zog ihn mit sich fort bis zu dem entlegensten Punkte des Gartens.

Nun also? sagte darauf mit fragendem Tone der Onkel.

Henriette stieß zwei oder drei trostlose Seufzer tief aus der Brust hervor und flüsterte dann ganz leise:

Ach, weh mir! Man will mich verheiraten — und ich glaube, Sie sind der einzige, der mich retten kann.

Retten! ei potztausend! Mir scheint doch, daß dies nicht eine solche Gefahr ist, um ein junges Mädchen so in Schrecken zu setzen.

Es kommt immer darauf an, um wen es sich bei der Heirat handelt, sagte lebhaft das Mädchen.

Ei, ei, nun seh mir einer diese Unschuld an!

Henriette errötete im ganzen Gesicht, und betrachtete in unendlicher Verwirrung den Sand in dem Gartenwege.

Nur immer weiter, fügte der Onkel hinzu, und faßte sie am Kinn, um ihr schönes Gesichtchen aufzurichten; du hast nicht Unrecht, und so ist es auch gerade. Also man will dir einen Mann geben, und der, den man dir vorschlägt, kann dir nicht gefallen?

Das Mädchen schüttelte den Kopf mit einer sehr bezeichnenden Handbewegung.

Und wer ist denn dieser Unglückliche?

Henriette stützte sich auf die Schulter des Onkels und flüsterte ihm ins Ohr:

Es ist der Apotheker.

O! o! der Herr Dominik — die Wahrheit zu sagen giebt es viele, die ihn für eine gute Partie halten würden.

Mir gefällt er nicht, sagte das junge Mädchen, und schüttelte den Kopf mit einer kleinen Grimasse voll graziöser Verachtung.

Er ist von passendem Alter, ist reich, geachtet.

Er gefällt mir nicht, er gefällt mir nicht, wiederholte mit Beharrlichkeit Henriette, und stampfte mit den Füßchen auf den Boden.

Sehr gut! Der Grund ist ausgezeichnet. Und wer will ihn dich denn gegen deinen Willen heiraten lassen? Gewöhnlich geschieht doch hier alles nach deinem Sinn.

Sie sind alle gegen mich. Es scheint, sie haben sich absichtlich gegen mich verschworen, um mir unrecht zu geben. Dieser Duckmäuser hat es verstanden, alle miteinander auf

seine Seite zu bringen ... und gerade darum auch kann ich ihn noch viel weniger ausstehen. Papa und Mama, und sogar der Pate schützen und protegiren ihn.

Auch der Herr Markese? Dann ist die Sache allerdings ernst. Gegen solche und so gewichtige Gegner, was könnte ich denn da machen -- selbst angenommen den Fall, daß ich deine Wünsche verteidigen und beschirmen wollte, du Närrin!

Ach, ich bin keine Närrin, das steht fest. Wie? Sollten Sie auch Sympathie für diesen Heuchler, für dieses freche Gesicht haben?

Lassen wir das ruhen. Es handelt sich nicht darum, jetzt zu wissen, was ich über jenen denke oder nicht denke. Ich sage dir nur, daß wenn du deine Zuflucht zu mir nimmst, du dich an einen Heiligen wendest, der keinen Kredit hat.

O doch, gerade! unterbrach lebhaft das Mädchen. Es war vielleicht so, wie Sie sagen, noch vor einigen Tagen; aber ganz seit kurzem haben uns Papa und Mama wieder die Erlaubnis gegeben, Sie besuchen zu dürfen, und es uns eingeschärft, uns so gegen Sie zu benehmen, wie es sich für gute Nichten ziemt. Und es that wahrhaftig nicht not, uns das anzuempfehlen! Diesen Morgen erst nach einer Unterredung, die sie mit dem Gemeindediener gehabt, sagten uns Papa und Mama deutlichst, daß es durchaus notwendig für uns wäre, Ihr Wohlwollen zu gewinnen, weil von Ihnen unser Schicksal abhinge.

Ach so! Die Worte sagten sie? Das ist herrlich. O was für liebe Leutchen! Gut! Aber wenn ich mich nun auch zu deinen Gunsten erwärmen wollte, würde ich auch vollkommen in deine Geheimnisse eingeweiht sein müssen ...

Henriette wartete nicht ab, daß der Onkel noch ein Wort

hinzufügte, um aufs neue bis ins Weiße der Augen hinein zu erröten.

Ach, ich habe gar keine Geheimnisse, sagte sie lebhaft.

Warum errötest du denn jetzt?

Man errät, daß das junge Mädchen noch weit mehr errötete.

Ich? Ganz und garnicht; weshalb sollt' ich denn zu erröten haben? sagte sie mit einem hinreißend lieblichen Zorn. Ich begreife auch nicht im mindesten, was Sie sagen wollen.

Und der Onkel ergriff sie väterlich bei den Händen und schaute ihr tief in die Augen, die sie rasch von ihm abzuwenden suchte.

Ich will sagen, daß gewöhnlich, wenn ein Mann, der nicht gerade der Teufel ist, von Vater und Mutter vorgeschlagen, das Entsetzen für ein junges Mädchen bildet, dies der augenscheinlichste Beweis dafür ist, daß ihr dies Individuum nicht gefällt: — es giebt einen andern, der ihr weit, weit mehr, nur allzusehr gefällt. Begreifst du mich jetzt?

Henriette krümmte sich, um sich aus den dicken Händen des Onkels loszulösen, in ihrer Verwirrung und in ihrem Zorn schön wie ein junger Amor.

Ich habe niemand, der mir gefiele. . . . O scheint Ihnen denn dieser trübselige Apotheker eine Partie zu sein, um einen in Entzücken zu versetzen? Ich kann ihn nicht ausstehen, so liegts!

Es glückte ihr, ihre Hände von dem Druck des Onkels zu befreien, und sie entwischte leichtfüßig und anmutig wie eine Nymphe.

Und wenn sie mich zwingen wollen, ihn zu heiraten, fügte sie hinzu, indem sie nach wenig Schritten Halt machte; dann gehe ich lieber ins Kloster und werde eine Nonne . . .

Ei jawohl, weil die Klöster aufgehoben sind, rief lachend der Onkel.

Ach Sie sind auch schlecht, Herr Onkel. Ach, wenn Sie mich aus diesem Unheil befreien, dann will ich Sie so über alle Maßen liebhaben, daß Sie mit mir zufrieden sein werden.

Und sie winkte ihm auf wenig Schritt Entfernung so holdselig mit den Augen zu, daß der mürrische Alte sich von diesem jugendfrischen Lächeln ganz elektrisirt fühlte.

Ja, ja, sei nur ruhig! sagte er scherzend. Der Onkel Hieronimus wird dich unterstützen bei deiner Empörung gegen die väterliche Autorität und auch gegen die des Paten. Ja, bei den hunderttausend Geistern der Hölle, nur um so lieber gegen den stolzen Herrn Markese.

Henriette warf ihm mit den feinen Spitzchen ihrer schneeweißen Finger einen Kuß voll Dankbarkeit zu und verschwand hinter den Büschen; Hieronimus stieß kräftig mit seinem dicken Stock auf den Boden.

Nein, bei Gott, ich werde diese Heirat nicht dulden; und da der Herr Markese es wünscht, werde ich gerade ein tolles Gelüst haben, mich zu widersetzen.

Er schritt entschlossenen Ganges und mit entschiedener Miene aus dem Hause Varadas, wie ein guter Soldat, der fröhlich in die Schlacht rückt; aber binnen kurzem wechselte sein Ausdruck und seine Stirne bedeckte sich mit Wolken wie das nahe Gebirge, wenn ein Sturm droht. In seiner Seele erhob sich in der That ein Tumult einander widerstreitender Wünsche, der ihn in Zweifel setzte. Ihm war der Gedanke an zwei Personen aufgestiegen, welche ihm die teuersten waren: an Gaudenz und an Johanna. Was würde der erstere sagen, wenn er seinen alten Freund in unversöhnlicher Feindschaft gegen seinen Sohn sähe? Und würde

für Johanna nicht vielleicht diese Ehe ein Glück sein, die für immer Henriette von Peter schied? Jedoch verharrte Hieronimus nicht lange in Ungewißheit.

Gaudenz, dachte er, ist so verständig und so gut, daß er den Grund begreifen und mir verzeihen wird. Henriette, von Peter getrennt, wird doch das Wunder nicht herbeiführen, daß dieser letztere die Liebe der armen Johanna erwiedert. Folglich, für jenen Unglückselige einen anderen Ersatz, für diese beiden, die sich lieben — und ich zweifle nicht im mindesten, daß Peter die Liebe Henriettens bemerkt und nicht zaudert, sie zu erwiedern —, für diese beiden das Glück, vereint zu sein. . . .

Er murmelte diese letzten Worte noch vor sich hin, als sich ihm der Apotheker näherte, welcher ihm in einem übermäßig höflichen und süßen Tone sagte:

Ich grüße den Herrn Porretta; gerade Sie, hatte ich Sehnsucht zu sehen.

Der Onkel Hieronimus erhob den Kopf und sah sich an der Ecke von Dominiks Laden. Er schaute dem Apotheker ins Gesicht und sah ihn mit dem anmutigsten Lächeln ausgestattet, das er auf seinem Repertoire hatte; jenes Lächeln, das er einzig bei den großen Gelegenheiten zu verwenden pflegte und nur gegen solche, die er dringend nötig hatte.

Begreife schon, sagte der Alte für sich, und sein Gesicht wurde recht im Gegensatz mürrischer als je. Er will mir von seiner Sache sprechen.

Hätten Sie wohl, fuhr Dominik immer liebenswürdiger und gefälliger fort, einen einzigen Moment übrig, um nur ein Wort anzuhören?

Und Hieronimus, mit dem rauhesten Tone, der zu dem süßlichen des Apothekers in einem herben Widerspruch stand:

Einen einzigen Moment, nur ein Wort, mag sein; aber nicht mehr.

Der Sohn Gaudenz's nahm diese Antwort mit jenem freudigen Gesichte hin, das man bei Komplimenten zeigt, begab sich mit Hieronimus in das hintere Ladenzimmer und bestätigte reichlichst die ahnungsvollen Prophezeihungen des letzteren, das heißt, er bat ihn feierlichst um die Hand Henriettens, indem er beteuerte, daß er sie nur von seiner Wohlgeneigtheit zu erlangen wünschte. Er setzte die ganze schurkische Beredsamkeit in Bewegung, mit der er beim Abschluß irgendwelcher Geschäfte die Kontrahenten und die Wähler bei den Vorbereitungen irgend einer Ernennung zu berücken pflegte, aber seine verstärkten Schläge der Schmeichelei prallten machtlos ab von dem diamantenen Panzer der Abneigung, mit dem der Onkel Hieronimus sich gewappnet hatte, und die zahllosen, winzigen Runzeln seines Gesichts deuteten auch nicht an, daß sie auch nur für einen Moment sich glätten würden; seine Stirn blieb in Falten gezogen, sein Blick kühl und so grimmig, daß die unruhig hin und her irrenden kleinen Augen des Apothekers es nie wagten ihm direkt zu begegnen. Dominik fühlte, daß dieser erste Sturm eine Niederlage war.

Herr Dominik, antwortete trocken Hieronimus, als der Andere zu Ende war, Sie sagen da sehr schöne Dinge, aber das Wesentliche lassen Sie aus. Um Henriette zu erlangen wäre es doch wohl erforderlich, daß Sie von ihr geliebt würden oder ihr allerwenigstens gefielen. Ich habe nun die Ehre Ihnen zu sagen, daß das nicht im geringsten der Fall ist und daß ich ihr vor einer Stunde versprochen habe, sie in der abschlägigen Antwort zu unterstützen, die sie Ihrem Antrag zu erteilen beabsichtigt.

Nachdem er so gesprochen, zuckte der Onkel Hieronimus gegen den Apotheker die Achseln und ging seinen Geschäften nach. Dominik blieb ganz betäubt zurück.

Ach! dies ist allerdings ein ernstes Hindernis, rief er dann innerlich nach kurzem Nachdenken aus. Und doch, sollte er sein Testament ändern und Henrietten die Erbschaft nehmen, wenn ich sie heirate? Niemals. Sollte der Herr Jakob so den Worten des Onkels folgsam sein, daß er das mir gegebene Versprechen bräche? Immerhin möglich. Aber hierbei heißt es Einfluß gegen Einfluß ins Feld führen. Wenn der Markese festen Befehl erließe, wären die Varadas — dazu kenne ich sie zu gut — garnicht fähig, sich gegen seinen Wunsch zu empören. . . . Suchen wir den Markese auf.

Und das geschah, ohne Zeit zu verlieren. Dort wußte er nun die Sachen so trefflich darzustellen und seine Worte zu drehen und wenden, daß, ohne es deutlich ausgesprochen zu haben, er doch den edlen Paten Henriettens fest davon überzeugte, daß der Onkel derselben — un mauvais manant, sagte der Markese zwischen den Zähnen — aus keinem andern Grunde sich der beabsichtigten Heirat widersetzte, als aus der Lust am Widerspruch und aus Mangel an Hochachtung gegen das edle Geschlecht und den erlauchten Namen seiner Excellenz. Der letzte der Roccavecchias schwor par ses grands dieux und bei der Asche aller seiner Ahnen, daß er es diesem frechen Plebejer zeigen werde; er habe schon einmal die niedrigen Anschauungen und Lehren, zu denen er sich bekenne, durchschauen können, Lehren, die umso schuldvoller seien bei einem, dessen Familie abhängig wäre von dem erhabenen Geschlechte, dessen ruhmvollen Namen, dessen fleckenlosen Ruf, dessen Blut in den Adern zu tragen er, der Markese, die Ehre habe, er müsse sich ja vor sich selbst schämen, wenn er

es nicht durchsetzte, und palsambleu! er würde zeigen, wessen er fähig wäre.

Dominik Tartini schied sehr vergnügt vom Schlosse, während der Markese feierlich einem Bedienten den Befehl erteilte, in das Dorf hinabzusteigen und Herrn Jakob Varada anzukündigen, sich sofort auf das Schloß zu verfügen.

Jakob beeilte sich zu gehorchen und kehrte eine halbe Stunde darauf nach Hause zurück, um seinem Weibe und der trostlosen Henriette mitzuteilen, er habe dem Herrn Markese versprechen müssen, daß im Laufe der Woche im Gemeindehause Aufgebot angeschlagen würde in Betreff der Ehe zwischen Herrn Dominik, Sohn Gaudenz Tartinis, Apotheker, und Fräulein Henriette, Tochter von Jakob Varada und Genoveva geborene Porretta.

25.

Indessen ging es mit der Krankheit Peters immer besser. Die Gegenwart seiner Mutter war für ihn die kräftigste Arznei geworden. Johanna war nun nichts weiter als die demütige Dienerin der Witwe Anton Marias, um sie in ihren sorgenden Mühen um den Genesenden zu unterstützen. Henrietten wurde mit imponirender Feierlichkeit untersagt, jemals wieder in dem Zimmer des Vetters zu erscheinen, außer in jenen wenigen und raschen Augenblicken, wo Frau Genoveva dort verweilte. Wenige und allzu rasche Momente waren es in Wahrheit für sie und für ihn — und diese erwarteten alle beide, mit ihrem Geheimnis in der Seele, mit

einer unbeschreiblichen Begierde und Sehnsucht, und sie empfanden in diesen flüchtigen Augenblicken eine milde Süßigkeit, von der ihr ganzes Herz ergriffen und beseligt war.

Auch Peter liebte Henriette unermeßlich. Er war zu bescheiden, um sich zu schmeicheln, daß sein Gefühl erwiedert werde, aber er fühlte eine unbegrenzte Hoffnung, wenn er diesen ihren so hellen heitern Blick sich mit Anmut zugewandt sah, wenn er sich zu erinnern glaubte, in seinen Phantasien über sein Bett ein Frauengesicht geneigt gesehen zu haben, dem er die schönen Züge Henriettens verlieh.

Er wußte wohl, daß er arm war, und daß diese seine Armut sich als Hindernis zwischen ihm und dem jungen Mädchen erhob; aber auch in dieser Beziehung hatte ihn eine Besprechung neu ermutigt, die in seiner Gegenwart bald nach Ankunft der Mutter zwischen dieser und dem Herrn Hieronimus Porretta stattgefunden hatte. Dieser erwarb durch Kauf das Haus und die Güter Anton Marias und bezahlte mit dem Kaufpreise die Gläubiger, auf deren Andrängen sie mit Beschlag belegt waren. So fiel wenigstens dies geliebte Haus nicht in entweihende Hände und, Hieronimus kündigte an, daß die Thür desselben für die Witwe und für den Sohn des Unglücklichen, der es so hatte verschönern lassen, stets offen stehen würde. Außerdem versprach Hieronimus, da er noch immer einige Beziehungen in jenen Handelskreisen, wo er seinen Reichtum erworben, aufrecht erhalten hätte, er wolle, sobald Peter genesen wäre, einmal prüfen, welcher Art seine Anlagen wären; fände er diese Anlagen entsprechend, so werde er ihm irgend ein kleines Kapital anvertrauen, mittels dessen jener sich daran machen könne, das väterliche Vermögen wiederherzustellen und Revanche an dem Schicksale zu nehmen.

Ich übergehe die Segenswünsche, welche Mutter und Sohn auf das Haupt des alten Hieronimus häuften und die dieser nicht hören wollte und deshalb barsch mit den Worten unterbrach: er thue das nur, weil der Erwerb dieser Güter und dieses Hauses ihm passe, und weil er die Absicht habe, in neuen Handelsspekulationen, die er selbst leiten werde, einen kleinen Teil seines Vermögens vorteilhaft anzulegen; sie sollten nur nicht denken, daß er ihnen die unbedeutenden Vorauslagen, die er gemacht, schenken wolle; das letztere sagte er mit einem Tone, mit dem ein andrer in einem Streit eine Beleidigung ausstoßen würde, und ging hinaus, um weiter kein Wort zu hören.

In dem ganzen Dorfe hatte die Neuigkeit, die sich mit Blitzesschnelle verbreitet hatte, eine zauberhafte Wirkung hervorgebracht; die Neuigkeit, daß Hieronimus ein schwer reicher Mann sei, alle Besitztümer Anton Marias ankaufen und soviel Geld habe, daß, wenn er wolle, er die ganze Umgegend ankaufen könne, und manch' andre derartige Übertreibungen. Der wunderliche Alte hatte sich plötzlich zur höchsten Spitze der Bewunderung der Leute aufgeschwungen, und mit Ausnahme Gaudenz' und des Pfarrers, welche fortfuhren ebenso zu bleiben wie früher, gab es niemand, der nicht die Zeichen der Hochachtung für diesen Krösus vermehrt hätte, welcher sich unter dem Gewande eines Armen barg.

Das Haus Anton Marias wurde geöffnet und in Ordnung gebracht, der Garten wurde von Unkraut gesäubert und zurechtgemacht; aber Hieronimus fuhr fort, sein Zimmerchen neben seinem alten Freund Gaudenz zu bewohnen; und als es hieß, daß Peter sich eben mühsam auf den Beinen halten könne, hatte der neue Hausherr verlangt, daß er und seine

Mutter das Haus der Varadas verließen, um dort die Wohnung zu beziehen.

Der eine lobte, der andre tadelte, aber in seiner Gegenwart erhob jedermann preisend die edle Freigebigkeit des Herrn Hieronimus, welcher die Achseln zuckte und nach seiner Weise zornig darauf antwortete. Im wesentlichen sprach man von niemand anders weiter als von ihm.

Alle diese Stimmen und aller dieser Lärm konnten nicht umhin, auch bis zum Schloß der Roccavecchia zu dringen, und wer das menschliche Herz nur ein bischen kennt, bei dem wirds nicht vieler Worte bedürfen, um ihn zu überzeugen, daß besagte Schwätzereien dem Markese behagten wie ebensoviele Nasenstüber. Die Bedeutung, welche der Plebejer Hieronimus erlangt hatte, schien dem edlen Sprossen der Lehnsherren — und war es in der That auch — eine Herabminderung jenes Einflusses zu sein, welcher, wenn auch nicht offiziell, doch immerhin ihm noch verblieben war, wie eine Art Bodensatz seiner alten Seigneurschaft. Er sah darin den modernen Liberalismus ihn herausfordern und bis zu seiner letzten Schanze siegreich verfolgen, und klagte bitterlich über die Herrschaft der niedern Klasse, die daran arbeitete, den geborenen Stammesadel zu vernichten. Dies diente nur dazu, den Markese hartnäckiger als je in seinem Wunsche zu machen, daß die Ehe zwischen Henriette und dem Apotheker vollzogen werde, zumal der letztere geschickt verstehen zu geben wußte, daß Hieronimus aus keinem andern Grunde sich widersetze, als um es dem Herrn Markese zu bieten. Der Herr Jakob erhielt erneuerte Aufforderung, so rasch wie möglich den angeordneten Plan auszuführen, und das Aufgebot wurde auf dem Gemeindebret angeschlagen.

Henriette weinte unerschöpfliche Thränen; und man denke, ob die gute Johanna dieses Schauspiel ohne die tiefste Bewegung mit ansehen konnte.

Meine liebe Henriette, sagte sie und umarmte sie mit unendlicher Liebe; weine doch nicht so, um der Barmherzigkeit willen, wir werden ja wohl ein Heilmittel auch gegen dieses Unglück finden. Der Markese will dir so wohl, daß es mir unmöglich scheint, daß er deinen Bitten nicht nachgäbe, wenn du ihm nur sagen wirst, was du empfindest, und der Onkel Hieronimus wird auch nicht ermangeln, dir beizustehen, wie er versprochen hat. Ich wäre deshalb der Ansicht, du liefest zum Schloß und suchtest mit dem Markese allein zu sprechen; und ich gehe inzwischen zum Onkel Hieronimus, um ihn aufzuklären, wie die Sachen liegen.

Ja gewiß, das ist das Richtige! rief lebhaft Henriette und küßte mit überströmender Dankbarkeit immer wieder von neuem das pockennarbige Gesicht der Schwester.

Und alle beide beeilten sich, sich zu dem Platze zu begeben, den sie sich gegenseitig angewiesen hatten.

Nachdem der Onkel Hieronimus Johanna angehört hatte, nahm er, ohne weiter zu sprechen, seinen Hut und Stock und war schon unten auf der Treppe seines kleinen Quartiers in solcher Hast, daß die arme Lahme Schwierigkeiten hatte, ihm zu folgen.

Das geht ja herrlich, sagte er zwischen den Zähnen. Der Herr Jakob solls von mir hören, und hören solls auch der Herr Markese, wenns Not thut.

Wie er schon vor wenigen Tagen seinem Freunde Gaudenz gesagt hatte, befand sich Hieronimus seit einiger Zeit durchaus nicht gut mit seiner Gesundheit. An diesem Tage, mochte es nun die Wirkung der Erschöpfung von dem Wege sein, ver-

bunden mit den moralischen Aufregungen, die er durchzumachen gehabt hatte — an diesem Tage stand es noch schlechter mit ihm und sein Herz machte ihm durch häufige Zuckungen und heftiges Schlagen dann und wann stechende Schmerzen. Bei den Worten Johannas empfand er einen gewissen Zornesschauer, der ihm eine heiße Röte in die Wangen jagte und das Herzklopfen vermehrte. Als er in Eile die Treppe herabgestürmt war, mußte Hieronimus auf der Schwelle Halt machen und sich mit einer Hand an die Wand stützen, weil er vom Schwindel erfaßt war und der Atem ihm auszugehen schien. Es dauerte nur eine kurze Sekunde. Er erholte sich rasch, that einen tiefen Atemzug und setzte in starkem Schritt seinen Weg nach dem Gemeindehause fort, das sich an der andern Seite des Platzes befand. Johanna kehrte eilig nach Hause zurück.

Hieronimus trat in das Amtszimmer des Gemeindesekretärs mit der Sanftmut eines Sturmwindes, der die Fenster aufreißt und das ganze Zimmer zittern macht. Was ist das, was ich da zu hören bekomme? brüllte er, als müßte er seine Stimme für ein Bataillon von Tauben hörbar machen. In Eurer Familie kommandirt also der Markese? Bei Euch ist also der, welcher den Einfluß ausübt, eher ein Fremder als ein Verwandter — ein Verwandter, der eine halbe Million besitzt.

Der Herr Jakob, die Hand starr in der Luft mit der von Tinte tropfenden Feder, mit unruhig zerstreuten kleinen Augen, stammelte mit seiner dünnen Stimme Worte, von deren eigentlichem Sinne er selbst nichts wußte.

Bei dem Zauberwort „halbe Million" fühlte er, wie sich seine Eingeweide umkehrten. Der Onkel schwur, fluchte und donnerte, daß wenn man nicht nach seiner Weise handelte,

wenn man nicht sofort diese Heirat abbräche, wenn man nicht ohne Verzug die dort unten in der Vorhalle des Gemeindehauses angehefteten Bogen mit dem Aufgebot zerrisse; daß er dann wisse, wie er seinerseits sich gegen seine Verwandten zu verhalten habe, um ihrer Handlungsweise würdig zu entsprechen. Der unglückselige Herr Jakob sah in diesen Worten die Drohung der Enterbung aufflammen. Man male sich die Verwirrung aus, in welcher der arme Mann sich befand. Auf der einen Seite der Onkel, welcher, wenn diese Hochzeit stattfand, ihn seiner Erbschaft beraubte, auf der andern der Markese, welcher, wenn sie nicht statthatte, ihm seine Protektion entzog und ihn aller Hoffnungen, die damit verknüpft waren, beraubte. Niemals stand ein unentschlossener Herkules schwankender an einem schrecklicheren Scheidewege. In seine kleinen Augen traten Thränen, die auch in der Erregung des Mitleids und Gefühls sonst nie flossen. Hilfeflehend setzte er die Grausamkeit seiner Lage dem tief erzürnten Onkel auseinander, der mit seinem Stock auf den Boden und die Möbel schlug und einen Höllenlärm machte. Kaum hatte er von dem durch den Markese erteilten Befehl einen Wink fallen hören, unterbrach ihn Hieronimus mit noch erregteren Verwünschungen als gewöhnlich, schrie, daß, wenns der Markese wäre, der alles anordnete und wieder abstellte, er selbst mit ihm sprechen würde; aber unterdessen solle die Familie, die so wenig Rücksichten für ihn habe, es wohl bemerken, es wohl sehen, und er schwöre es bei Gott, sie solle es bereuen. Und er ging mit demselben Ungestüm fort, mit dem er eingetreten war, und ließ den armen Herrn Jakob in bitterer Reue darüber zurück, daß er nicht sofort diese Heirat zu Gunsten des Verdienstes der halben Million widerrufen habe. Er hatte den Kopf verloren für die Gemeinde-

angelegenheiten, er fühlte sich den Umständen nicht gewachsen und bedurfte der Unterstützung der Ratschläge Genovevas. Sein Gesicht war so bestürzt, daß Dominik Tartini, welcher ihn vorbeigehen sah, die Schwelle seines Ladens verließ, um ihm hastig entgegenzueilen und ihn zu befragen, ob er krank geworden, was ihm denn eigentlich passirt wäre.

Der Herr Jakob erzählte alles der Wahrheit gemäß. Große Angst auch bei dem Apotheker, welcher befürchtete, der tolle Alte könne seine Hartnäckigkeit so weit treiben, die Bestimmungen seines Testamentes zu ändern, wenn er Henriette heiratete. Dominik begleitete Varada zu Hause, und zwischen den drei Verbündeten fand ein neuer Kriegsrat statt, der ziemlich lange dauerte, ohne daß man irgend einen Entschluß ergriff, bei dem man sich hätte wahrhaft beruhigt fühlen können. Es war dies ein Waterloo für den schurkischen Dominik, als plötzlich das Glück es in ein Marengo umwandelte. Während die Gatten Varada und der Apotheker nach einer Stunde Gesprächs hin und her redeten, trat auf einmal tief bekümmert in das Haus des Gemeindesekretärs der gute Gaudenz mit einem Gesicht so verzerrt, daß es einem Furcht einjagen konnte, und rief, ob zufällig sein Sohn hier wäre, den man in aller Eile verlange.

Zu Dominik, welcher ihn fragte, was denn geschehen wäre, sagte Gaudenz mit Thränen in der Stimme und mit Angst im Blick:

Rasch! lauf! Hieronimus hat dich nötig, Hieronimus stirbt.

Alle waren im Nu auf den Beinen. Gedrängt flogen die Fragen hin und her und kreuzten sich, und Gaudenz antwortete nur: Lauft! lauft! Sie liefen in der That alle hin, doch, obgleich lahm, war die arme Johanna die erste, welche das Zimmer des Onkels betrat.

Dieser lag auf seinem Bett, die Augen halb geschlossen, das Gesicht hochrot, der Atem über alle Beschreibung beklommen. Der Arzt, der ihm zur Seite stand, hatte einen Aderlaß für nötig erachtet, und hielt den Puls in der Hand, dessen Schläge er aufmerksam prüfte. Sein Gesicht war finster und weissagte wenig Gutes. Hieronimus war bei vollkommener Besinnung und erkannte sofort Johanna, kaum daß sie eingetreten war. Er streckte ihr eine Hand entgegen, die sie sich beeilte zu drücken und zu küssen.

Du gutes Kind! sagte der Onkel zu ihr mit dem bischen Stimme, das ihm noch übrig blieb. Du wirst bei mir weilen, bis es zu Ende ist. Als ich dich so um das Bett Peters herum gesehen habe, erfaßte mich der sehnsüchtige Wunsch, dich um mich zu haben, um mir in meines Lebens letzten Augenblicken zur Seite zu stehen. Ich danke dem Himmel, daß diese Sehnsucht gestillt ist, da du doch hier bleiben wirst, nicht wahr?

Sein verdunkelter Blick drückte doch immer noch seinen Wunsch so leidenschaftlich aus, daß die Lahme schnell antwortete: Ja, ja! . . .

Sie würde noch mehr hinzugefügt haben, wenn der Arzt ihr nicht zugerufen hätte, daß sie selbst schweigen und auch den Kranken schweigen lassen müsse, und wenn in diesem Augenblick nicht alle andern eingetreten wären, die Familie Varada in pleno, und hinter ihr her das listige Gesicht des Apothekers.

Der Arzt mußte diesen das Gebot des Stillschweigens wiederholen, um den Ausrufen und Fragen ein Ende zu machen, welche es regnete wie Kugeln bei einem Rottenfeuer. Alle wollten an dem Kopfkissen des „lieben" Onkels bleiben; aber der Kranke, der anfing die Geduld zu verlieren, gab zu verstehen, daß er niemand anders haben wolle als Johanna, und

dem von Gaudenz unterstützten Arzte gelang es, alle übrigen hinauszubefördern.

Dominik Tartini ging in seine Apotheke und rieb sich die Hände.

Wenn er abfährt, sagte er innerlich, dann kann er sich nicht mehr der Heirat widersetzen und kein neues Testament machen.

26.

An diesem Morgen hatte sich folgendes auf dem Schloß der Roccavecchia ereignet. Der Markese hatte recht schlecht geschlafen; er fühlte sich etwas mehr von der Gicht geplagt, er fand den Ärger und die Langeweile der Ehelosigkeit mehr als gewöhnlich drückend; er war in höchst übler Laune. Hätte man es ein wenig darauf angelegt, so würde man es beinahe erreicht haben, ihn jene ausgesuchte Höflichkeit übertreten zu lassen, woraus er sich ein Gesetz machte; wenn er dicht an einem Armen vorübergeschritten wäre, der die Hand nach ihm ausstreckte, hätte er es heute vielleicht vergessen können, ihm das gewöhnliche Almosen von zwanzig Centimen zu geben. Kurz, er hatte sich selten in einer so außergewöhnlichen geistigen Verfassung befunden. Der Gedanke an Hieronimus, an seinen Reichtum, an den Widerspruch gegen seine Wünsche beklemmten ihn mit neuer Bitterkeit. Er wünschte ihm alles Unheil, ihm, der doch für seine Gicht, sein Junggesellentum und für seine Schlaflosigkeit nicht das mindeste konnte. Auf einmal dachte er an die Reize seines Patentöchterchens, und die Selbstsucht flüsterte ihm mit mächtigen Sophismen ein, er würde sehr

gut und klug handeln, wenn er sie weder an diesen noch an jenen verheiraten ließe, sondern sie zu sich nähme und als Tochter im Schlosse behielte.

In dieser ärgerlichen Stimmung kam gerade Henriette an. Der Markese wollte sie mit Rauhheit empfangen, aber er vermochte es nicht. In wenigen Minuten hatte das junge Mädchen allen ihren alten Einfluß über das Herz des Paten wieder, und dieser sandte sie heim, mit einer Art von Versprechen getröstet, daß die Frage ihrer Heirat mit dem Apotheker einer neuen Prüfung unterworfen werden würde.

Wenn Henriette bei ihrer Rückkehr nach Hause auf der Straße den Onkel Hieronimus angetroffen hätte, so wäre ein großes Unglück vermieden worden; aber während das junge Mädchen auf dem schmalsten, steilsten und kürzesten Wege laufend ins Dorf hinabstieg, schritt der Onkel schnaubend und wütende Verwünschungen murmelnd auf der Fahrstraße empor.

Dem Markese genügte die Anmeldung, daß der Herr Hieronimus Porretta angelangt sei und um eine Unterredung bitte, um sofort seine üble Laune zurückzurufen, welche der Besuch Henriettens beinahe vollständig verbannt hatte. Anfangs dachte er geradezu ihn nicht zu empfangen, nachher besann er sich und gab Befehl, ihn hereinzuführen.

Die beiden Alten näherten sich einander wie zwei Feinde. Der Markese blieb stehen, um anzuzeigen, daß er eine möglichst kurze Unterredung wünsche und nicht geneigt sei, seinem Besuch die Gunst irgendwelcher Familiarität zu erweisen. Hieronimus, welcher von dem Gange müde war, fühlte einen lebhaften Verdruß über ein derartiges Benehmen; von seiner Seite fing die Unterredung ohne weiteres wie ein Streit an. Wenn der Plebejer heftiger war, so war dafür der Adlige gewandter und schärfer in den Worthieben, die man austauschte; aber

der eine und der andere trafen ins Herz. Von dem Gegenstand, den sie unter der Hand hatten, gingen sie zu den fernabliegendsten Argumenten über; man mischte politische Meinungen dazwischen; es war ein Wortgefecht in aller Form. Der Markese ließ sich einen Wink entschlüpfen, welcher auf die Verpflichtungen der Familie Porretta gegen den Stamm der Roccavecchia anspielte; und Hieronimus ließ sich ganz und gar die Geduld entschlüpfen, deren er überhaupt so wenig besaß. Der edle Schloßherr setzte den frechen Plebejer vor die Thür, und dieser ging hinaus, buchstäblich berstend vor Galle.

Hieronimus kam bis zu seinem Hause, während ganz eigentlich alles Licht in seinen Augen erloschen war. Er stieß Verwünschungen und Flüche aus und gestikulirte wie ein Wahnsinniger, er fühlte innerlichst eine Erschütterung und eine Art Getöse, wie von einer Maschine, deren Räder sich regellos umdrehen, da das Werk in Unordnung und Verfall geraten. Er hatte gerade noch Zeit in seine Stube hinaufzugehen und fiel dann längelang zu Boden, da ihm mit einemmale alle Kräfte fehlten. Er fühlte sofort, wie es mit ihm stand und sagte es mit erstickter Stimme zu Gaudenz, der sich zufälligerweise zu Hause befand und ganz entsetzt herzulief, um ihn aufzuheben:

Mit mir ists aus und vorbei.

O nein, nein, sagte bewegt Gaudenz, indem er ihn mit Mühe auf das Bett brachte. Ich gehe zum Arzt. . . .

Geh' du lieber zum Pfarrer, sagte Hieronimus, der fühlte, wie ihm der Atem ausging.

Gaudenz lief zum Arzt, zum Pfarrer, zu allen, und zwei Stunden nachher war ein wenig Besserung eingetreten, aber der Tod war nicht verscheucht.

In der Stube des Leidenden weilten die arme Johanna, Gaudenz, der Pfarrer und ab und zu kam unter irgend welchem Vorwand der neugierige Apotheker, der so großes Interesse daran hatte zu sehen und zu hören, wie die Sachen verliefen.

Bei einer derartigen Gelegenheit gelang es Dominik, der sich lauschend draußen an die Thür gestellt hatte, den Onkel Hieronimus zu hören, welcher folgende Worte sprach:

Als meine Testamentsvollstrecker werdet Ihr diese arme Johanna, die ich zu meiner Erbin eingesetzt habe, gegen die Habgier ihrer Eltern verteidigen. Ihr werdet's verhindern, daß die schlechten Künste anderer und ihr eigenes gutes Herz sie jenes Reichtums berauben, den ich in ihre Hände gelegt wissen wollte, um sie doch zum Teil für das zu entschädigen, was ihr an Leiden und Weh bis jetzt zugefallen. Du, Johanna, wirst gestatten, daß die Witwe und der Sohn Anton Marias in dem Hause wohnen bleiben, das binnen kurzem dein Eigentum werden wird, und zwar nicht allein weil es mein Wunsch war, sondern weil dein ausgezeichnetes Herz ein Vergnügen darin finden wird, so zu handeln. Ich hätte dir sogern des Glückes höchste Seligkeit gegeben, da ich dich jeden Glückes würdig erkannt habe, aber die höchste Seligkeit, du armes Geschöpf, ist für niemand auf Erden geschaffen und am wenigsten vielleicht für dich. So habe ich dir den Reichtum hinterlassen, für den man wenigstens mancherlei Sachen erkaufen kann. . . .

Johanna weinte, es weinte auch der gute Gaudenz; und der Pfarrer, der auch die Augen nicht trocken hatte, unterbrach den Kranken, um einige stärkende Trostesworte auszusprechen und ihm zu raten, sich nicht abzumatten und ruhig zu bleiben.

Der Apotheker entfernte sich ganz verstohlen, ohne gesehen worden zu sein, aber in der größten Verwirrung.

Johanna also war die Erbin? Die häßliche, lahme, bucklige Johanna? Wer eine halbe Million geradezu gewinnen wollte, brauchte nur jene lange und magere Hand des Krüppels zu ergreifen und hätte sie in dieser Hand gefunden. Dominik stand zehn Minuten mitten in seinem Laden wie ein eingerammter Pfahl und rieb sich die Nase und das Ohr und den Kopf.

Er fühlte, daß die Ereignisse drängten, daß, um sein eigenes Interesse zu fördern und zugleich eine gute Rolle zu spielen, es erforderlich war, eine eilige Entscheidung zu treffen, ehe das Geheimnis, welches er entdeckt hatte, durch Hieronimus' Tod veröffentlicht wurde. Er vermaledeite die Wunderlichkeit des letzteren, seinen Reichtum diesem Ungeschöpf zu hinterlassen. Wer hätte aber auch je eine solche Geschichte sich einbilden können? Er that einen Schritt nach der Thür zu und hielt inne; er sah, wie wenn er sie vor Augen hätte, die ganze Häßlichkeit jenes unseligen, entstellten, elenden, pockennarbigen Geschöpfes, und sein Mut schwankte. Dann erfaßte ihn der Gedanke, daß er der reichste Mann des ganzen Kreises sein, daß sein schon bedeutender Einfluß ganz unumstößlich werden würde. Wer vermag der Erbärmlichkeit des Gedankens eines Egoisten eine Schranke zu setzen, welcher nur nach dem Besitz des Goldes schmachtet? Er sagte sich, daß Johanna nicht mehr lange leben könne und daß nach ihrem Tode der, welcher sie geheiratet und es verstanden hätte, sich zu ihrem Erben einsetzen zu lassen, daß der . . .

Er stürzte in jäher Hast aus dem Laden und lief in das Haus des Gemeindesekretärs.

Noch nie hatten die Gatten Varada ein ähnliches Erstaunen gehabt und hatten es auch niemals wieder, wie dasjenige, welches sie an jenem Tage empfanden. Der Apotheker, mit der zerknirschten Miene eines heiligen Ludwig, sagte ihnen, daß in der Heirat mit Henriette es nur die Liebe, es nur das Herz wäre, welches er suchte und nichts anderes, und da es jetzt nur allzudeutlich wäre, daß das junge Mädchen sich diesem Bunde widersetzte — ach, zu meinem Gram, rief Dominik aus, indem er die Augen zur Decke aufschlug —, so würde er niemals, nun und nimmermehr wünschen, sie auch nur dem leisesten Schatten nach gebunden zu sehen. Er komme daher, als Ehrenmann, der er sei, der Pflicht gehorchend, die er sich von seinem Gewissen auferlegt fühlte, er komme, um seinen lieben Freunden, den Varadas, das zwischen ihnen ausgetauschte Wort wieder zurückzugeben, er verbinde damit die Versicherung, daß er nichtsdestoweniger immer eine große Dankbarkeit für sie bewahren werde und sich auch ferner als zu jener Familie gehörig betrachte, mit der sich in irgend einer Weise dereinst noch inniger verbinden zu können er ganz und garnicht die Hoffnung aufgebe.

Auf seine gewandte Rede antwortete ein tiefer Seufzer der Erleichterung aus der Brust der Eltern Henriettens, die sogleich alle Schwierigkeiten gehoben sahen, welche sie beunruhigten; sie erhoben den Edelmut Dominiks bis zum Himmel, sagten ihm, daß sie jedenfalls das gegebene Wort aufrecht erhalten haben würden, aber daß er doch den weisesten Entschluß gefaßt habe, welcher jede Verlegenheit aus der Welt schaffe; sie beteuerten heilig, daß, was sonst sie nur immer zu seinen Gunsten thun könnten, sie auf einen bloßen Wink von ihm thun würden.

Bescheiden ging der Apotheker unter dem Regen so mächtiger Lobsprüche von dannen, und beeilte sich in die Nähe des Sterbenden zurückzukehren. Johanna saß dort am Kopfkissen des Kranken, welcher im Schlummer lag; Dominik näherte sich ganz langsam und betrachtete das arme Geschöpf, das so grausam vom Schicksal behandelt war. Er fühlte einen Schauder über sein Haupt laufen, als er sich sagte: Und dies Ungeschöpf werde ich heiraten müssen! Aber er war in derartigen Dingen voll von Mut. Er beschaute Johanna von neuem und hielt seine Augen fest auf sie gerichtet. In Wahrheit war jener schon früher erwähnte Ausdruck von Güte in diesem Moment über die Züge der Elendesgestalt ausgegossen. Indessen weit mehr als dies galt für den Herrn Dominik die wundersame Phrase, die er sich immer wieder im stillen wiederholte: Diese verwachsene Meerkatze wird eine halbe Million bekommen! Wahrhaftig! es schien ihm, als wäre jene Häßlichkeit garnicht so sehr groß. Und dann, sagte er sich, kümmert sich denn ein Geist höherer Art um solche Dinge? Und er hatte die innige Überzeugung, daß er ein Geist höherer Art sei.

Johanna fühlte, wie der Blick Dominiks so fest und bestimmt auf sie gerichtet war und erhob den Kopf. Das Gesicht des Apothekers hatte einen Ausdruck so großer Bewunderung, daß das junge Mädchen ganz erstaunt ihn mit leiser Stimme fragte:

Was giebt es denn?

Der Apotheker faltete die Hände und drehte den Hals um mit klagendem Tone zu antworten:

Was es giebt? Daß Sie ein Engel sind, Fräulein, und daß ich beim Erblicken so großer Güte, so großer Vortrefflichkeit Sie bewundere und verehre, wie eine Heilige des Paradieses.

Diese Sprache war so neu für die Ohren der armen Verkrüppelten, daß sie mit verwirrten Augen und weit offenem Munde dastand, um den zu betrachten, der sie an sie richtete, ungefähr wie sie ein vierfüßiges Tier betrachtet haben würde, das plötzlich zu sprechen angefangen hätte. Erst glaubte sie, daß diese Worte wohl an jemand anders gerichtet sein müßten; dann überlegte sie, daß sie allein war, hielt sie für einen Spott und errötete leicht. Dominik beeilte sich, die Dosis noch einmal zu geben; aber sie gab ihm einen Wink zu schweigen und sagte mit ihrer matten und leisen Stimme:

Still! Der Onkel darf nicht geweckt werden.

Dann senkte sie von neuem den Kopf, wie um anzudeuten, daß sie anderen Reden von ihm keine Aufmerksamkeit weiter schenken werde.

Dominik ging hinaus, bei sich selbst überzeugt, daß er das junge Mädchen tief ins Herz getroffen habe. Dieses Huldigungssystem hielt er für die Folge aufrecht. Zu dem Mädchen sprach er stets mit schmeichelnder Süßigkeit, in Ausdrücken der Bewunderung. Zu allen andern sprach er von ihr mit Begeisterung. Da nun die Krankheit des Onkels Hieronimus noch eine Woche dauerte, hatte er Zeit genug, das ganze Dorf über die Zuneigung und Liebe in Staunen zu versetzen, welche er für die von allen verachtete Lahme zeigte, ehe noch der Tod des Alten und das darauffolgende Bekanntwerden seines Testamentes den klugen Leuten über den wahren Grund seines neuen Betragens aufklären konnten.

Der Onkel Hieronimus starb, gerade wie er es ersehnt hatte, umgeben von Gaudenz, dem Pfarrer und Johanna, welche ihn beweinte, als habe sie seit langem ihn kennen und lieben gelernt.

Für das Dorf war es eine große Neuigkeit, daß die

Lahme mit einemmale den Reichtum von einer halben Million erlangt habe; für ihre Familie war es ein großer Verdruß und die Erinnerung an den Onkel wurde mit gewissen Beiworten begrüßt, die durchaus keine Ehrerbietung atmeten. Jetzt begriffen sie die Künste des Apothekers und dachten daran, in ihrem eigenen Interesse seinen Manövern entgegenzuarbeiten. Sie kamen darin überein, daß Johanna nie aus dem Hause gehen solle; und da die Natur dazu schon genug mitgewirkt hatte, machten sie sich daran, einen Plan auszuklügeln, um sich die volle Erreichung ihrer Absicht zu sichern.

Das häßliche, mißgestaltete, verachtete Mädchen sah neue Tage, die ihr wie ein schöner Traum erschienen. Sie war etwas geworden, sie, die bis dahin für eine Null gegolten hatte. Es fehlte nur wenig, daß sie zu einer Person von Bedeutung wurde. Man behandelte sie von nun ab mit Ehrerbietung und Hochachtung. Das fing in der Familie an und erstreckte sich über den ganzen Umkreis des Dorfes aus. Der Vater sprach zu ihr, zwar nicht mit jener Liebe, die er beim Sprechen mit Henriette zeigte, aber doch mit jener Achtung, die er für seine Vorgesetzten hatte; die Mutter setzte einen Dämpfer auf ihre kräftige Stimme, wenn sie das Gespräch an sie richtete, welches jetzt aller seiner gewöhnlichen Schmähungen entkleidet war; auch der Besenstiel hatte aufgehört, in fortwährender Berührung mit den Händen der Ärmsten zu sein; Gertrud bemühte sich selbst ganz munter um die Hausarbeiten und that dabei ein Wunder: sie murrte nicht; der Apotheker verlor keine Gelegenheit, die reiche Erbin mit jenem Wohlgeruch zu sättigen und zu überschütten, der ihr bisher fremd geblieben war, dem Wohlgeruch von Komplimenten, die ihr das Gefühl nur mit tiefster Scham ver-

wirrten; die Straßenbuben hatten aufgehört sie zu verhöhnen; in dem Blicke der Leute glaubte sie einen Ausdruck von Teilnahme zu lesen und ihr innerster Wunsch gefiel sich darin, dies als eine Kundgebung von Liebe zu erklären.

Ein Umstand bewegte sie bis auf den Grund ihrer Seele. Die Mutter Peters und dieser selbst, welcher in seiner Genesung langsame, aber sichere Schritte machte, kamen, um ihr dafür zu danken, daß sie ihnen das Bewohnen von Zimmern in dem Hause ihres verstorbenen Gatten und Vaters gestattet habe. Die Witwe Anton Marias fühlte für dieses zarte Verfahren eine lebhafte Dankbarkeit. Bei Peter mit seinem edlen Herzen war das natürliche Mitleid für das Unglück dieses Wesens noch durch eine brüderliche Sympathie vermehrt, welche in ihm erwacht war, als er sie in der Vertraulichkeit ihres Zusammenlebens so gut und so milde in ihrer Ergebung gesehen hatte. Mit wahrer Zärtlichkeit drückte ihr die Mutter ihre Dankgefühle aus, hielt Peter ihre Hände umschlossen und nannte sie „seine liebe Johanna.“ Sie fühlte eine nie empfundene Verwirrung, wollte sprechen und fand keine Worte; sie warf sich an die Brust von Peters Mutter und brach in ein Weinen aus, das ihr wunderbar wohlthat. Jeder Händedruck Peters, jedes seiner liebevollen Worte, jeder ausdrucksvolle Blick waren ebenso viel kostbare Kleinodien für sie, die sie selbst mit ihrem Blut bezahlt haben würde.

27.

Peter hatte seine Gesundheit vollkommen wiedererlangt, aber eine tiefe Befangenheit hatte Besitz von ihm ergriffen, die jedermann leicht bemerken konnte. Es war seine Liebe für Henriette, welche er noch vor allen verborgen hielt und sogar vor ihr, der sie zu bekennen er schmachtete und nicht wagte.

Zwei Personen hatten sie dennoch bemerkt: erstens das Mädchen selbst, welches der Gegenstand derselben war, zweitens der Apotheker, für den es von hohem Interesse war, alles zu beobachten, was in dieser Familie vorfiel mit Rücksicht auf das Vermögen, welches in jenem buckligen Mädchen vertreten war, gegen welches er eine regelrechte Belagerung begonnen hatte; und alle beide fanden sich nur geneigt, diese Liebe zu begünstigen.

Dominik Tartini hatte es für angemessen erachtet, vertrautere Beziehungen und sozusagen Freundschaft mit Peter anzuknüpfen. Er konnte sich nicht davon überzeugen, ob nicht doch in jenem jetzt zu Grunde gerichteten und an den Reichtum gewöhnten Jüngling ein mächtiger Mitbewerber um die von ihm ersehnte halbe Million steckte, und es schien ihm ein Glück, eine solche Gefahr dadurch zu vermeiden, daß man die Aufmerksamkeit und die Wünsche jenes möglichen Nebenbuhlers anderswo hinlenkte.

Peter, jung wie er war, noch voller Vertrauen und offenen Herzens, nahm die Zeichen und Beteuerungen von Freundschaft seitens des schurkischen Apothekers wie eine Münze von gutem Gepräge auf, und da unter den Bewohnern dieses Dorfes noch Brauch war, daß man sich nach Alters- und

Bildungsgrad anschloß, verfloß keine lange Zeit, daß sich zwischen ihnen eine gewisse Vertrautheit anbahnte, in welcher sie ganze Stunden des Tages zusammen verbrachten und so auch anfingen, sich jene intimeren Mitteilungen zu machen, wie das Freunde zu thun pflegen.

Dominik war der erste, das Beispiel dazu zu geben; er sprach fast aufrichtig von seinen Handlungen, erfand auch kleine Vertraulichkeiten, die ihn in ein gutes Licht stellten und seinem Zuhörer glauben machten, er gewähre ihm einen Einblick in das Tiefinnerste seines Gewissens; er wußte Peters volle Achtung und Liebe zu gewinnen. An der Spitze dieser Gefühle steht das unbeschränkte Vertrauen. Der Jüngling hatte noch nicht von seiner Liebe zu Henriette gesprochen, aber er war im Begriff, jede weitere Zurückhaltung aufzugeben, und zwar umsomehr, da sich ihm nur wenig Gelegenheit bot, mit der Kousine selbst davon zu sprechen, deren wachsame Eltern mehr als je einer solchen Heirat abgeneigt waren; vielleicht hätte er auch, wenn eine Gelegenheit sich ihm zufällig geboten hätte, sich derselben gar nicht zu bedienen gewußt wegen der erstaunlichen Schüchternheit, in die ihn seine Liebe versetzt hatte.

Eines schönen Tages ging der Apotheker selbst keck auf den zarten Gegenstand los. Er erzählte mit dem Ausdruck einer so aufrichtigen Offenherzigkeit, daß auch ein Gescheiterer als Peter sich davon hätte täuschen lassen: wie er für Henriette einen Anfang von Liebe gespürt hätte, der er dann durch eine gute Ehe eine rechtmäßige Entfaltung habe geben wollen, aber daß mitten im schönsten Werben das Mädchen selbst ihm geradezu alle Hoffnung abgeschnitten und ihn fühlen gelassen, daß ihr Herz nicht für ihn schlüge. Dominik versicherte, er habe, wie man zu sagen pflege, die ganze Leidens-

geschichte durchgemacht, aber er habe seiner Pflicht als Ehrenmann gehorcht, und, wie Peter recht gut wußte, dem Schatze dieser Hand entsagt. Der Vetter Henriettens fand, daß dies ein Heroismus des Apothekers wäre, dem gegenüber alle jene Heldenthaten, welche die griechische und römische Geschichte preist, Großthaten von Knaben seien, und wenn er es gewagt hätte, würde er seine Arme um den Hals dieser Kopie Scipios geworfen haben, die so edelmütig einem Mädchen entsagte, das nichts von ihm wissen wollte.

Aber der Apotheker fügte mit grausamem Scherz, indem er mit den Augen zwinkerte, hinzu:

Und ich kenne den Grund des Widerstrebens Henriettens gegen mich recht gut! Ich konnte in dies Herz nicht mehr hineinkommen, weil schon ein anderer gekommen, der es plötzlich ganz eingenommen hatte.

Peter empfand eine große Verwirrung, und ein wenig Röte trat auf seine Wangen. Dominik ließ ihm jedoch nicht Zeit, eine Erklärung zu verlangen, sondern er gab sie ihm selbst ohne weiteres. Er fügte hinzu, daß dieser andere nirgend anders als in den Kleidern des Herrn Peter selbst zu finden wäre.

Was? du glaubst? rief der Jüngling aus, ganz zitternd und mit flammendem Blicke, durch diese Worte des Freundes die Hoffnung so in seinem Innern verstärkt zu sehen, die in seinem Herzen ihr Nest aufgeschlagen.

Ich bin dessen ganz sicher und gewiß, antwortete der Apotheker, und auch du Schelm, wenn du nur aufrichtig sein willst, bist davon überzeugt.

Konnte er da nicht umhin, sein ganzes Herz auszuschütten? Der Verliebte erschloß sich, erzählte auch die Qualen seiner Ungewißheit und die Bangigkeit, die ihn ge-

fesselt hielte, ihn, der doch daran gewöhnt war, den Gefahren zu trotzen, und die Schwierigkeiten, die sich ihm quer über den Weg legten, sein Herz dem angebeteten Mädchen zu eröffnen.

I zum Kuckuk! rief Dominik, und wenn du dich deiner Zunge nicht bedienen kannst, hast du dann nicht eine Hand und eine Feder zum Schreiben?

Das war ein Lichtblitz für den Jüngling. Er ergriff den Rat und machte ihn ohne Zaudern zur That. Er schrieb einen Brief, bescheiden und würdevoll wie sein Charakter, warm zugleich und ehrbar wie seine Liebe; er faltete ihn doppelt und zitterte ein klein wenig, nahm ihn dann aber mit sich bei seinem schnellen Gang in das Haus seines Vetters, fest entschlossen, ihn auf jede Weise in die Hände derjenigen gelangen zu lassen, für die er bestimmt war.

Er fand Henriette in dem Arbeitsstübchen — aber an ihrer Seite die unerbittliche Mutter mit der Miene eines Drachen, der die hesperidischen Gärten bewacht. Was thun? Die beiden jungen Leute wechselten verstohlen einen Blick, der die allerschönsten Dinge erzählte; und Henriette neigte das Haupt noch mehr über ihr Nähkissen und zog noch eiliger ihre Nadel an, aber sie stach sich zwei- oder dreimal, und die genähten Stiche hatten durchaus nicht die wünschenswerte Regelmäßigkeit.

Peter setzte sich, ohne dazu eingeladen zu sein, sprach von diesem und jenem, ohne auch nur im geringsten von Frau Genoveva ermutigt zu werden, welche nur wenig und trocken antwortete, noch auch von Henriette, welche die Lippen nicht öffnete, und nach zehn Minuten erhob sich die Gattin des Herrn Jakob mit einer feierlichen Bewegung und sagte ihrer Tochter, sie möge nur ihre Arbeit dort lassen und sie zu

andern nötigen Beschäftigungen begleiten. Henriette gehorchte ohne Verzug und ohne auch nur die Augen aufzuschlagen; sie faltete die Tücher zusammen, an denen sie nähte, und legte sie in das nahestehende Kästchen, legte auch das Nähkissen auf ein Tischchen und folgte der Mutter, indem sie Peter über den so raschen ihr anbefohlenen Aufbruch durch einen kurzen Blick tröstete, der alles andere als gleichgiltig war.

Der allein zurückgebliebene Jüngling glaubte die Eingebung einer höchst glücklichen Idee zu haben; mit einem Sprunge war er neben dem kleinen Arbeitskissen und steckte sein Briefchen dort hinein; dann hörte er das Geräusch von jemand, der sich näherte, und beeilte sich, zu entwischen, ohne zu sehen, wer eintrat, und ohne von ihm gesehen zu werden.

Wer hereintrat war Johanna; sie kam, um sich ihr Arbeitskissen zu holen, das sie dort gelassen und das Henriette, da es ihr so bequem lag, gleich benutzt hatte, um nicht ihr eigenes suchen zu müssen. Die arme Lahme setzte sich wieder auf ihren gewohnten Posten und machte sich, altem Herkommen gemäß, daran, ihre Arbeit wieder aufzunehmen. Doch als sie die Hand in das Kissen steckte, da kam ihr ein Papier zwischen die Finger, welches, wie sie wußte, sie nicht dort gelassen hatte. Es war in Briefformat gefaltet und zeigte keine Adresse. Aber da es in ihr Kissen gesteckt war, konnte es da für jemand anderes sein als für sie? Johanna betrachtete das Papier ganz verwundert und las.

Das Briefchen war in folgenden Ausdrücken abgefaßt:

„Als ich krank am Körper war, warst du es, die mich mit ihren unablässigen Mühen und Sorgen dem Leben wiedergegeben, du, die ich auch in meinen Phantasien über mein Bett gebeugt sah; jetzt erwarte ich von dir das Leben der Seele. Ich habe in dir das Wesen erkannt, das allein mir

19*

das Dasein beseligen kann, und ich liebe dich innigst. Willst du mein Geschick teilen? Antworte mir ein einziges Wort, und sollte ich so glücklich sein, daß es bejahend wäre, o dann werde ich allem die Stirn zu bieten, alles zu versuchen wissen, um dich zu erlangen. — Peter.“

Johanna begriff zuerst nichts von diesem Billet, las es von neuem, sah nach, ob es auch wohl ihr Kissen wäre. Ja, es war gerade das, an dem Peter sie so viele male hatte arbeiten sehen. Sie fühlte einen solchen Aufruhr in ihrem ganzen Wesen, daß sie glaubte, das Herz bräche ihr. Es war Peter, der ihr schrieb — der ihr diese Worte schrieb —, Peter, den sie selbst unermeßlich liebte.

Sie nahm jenes geweihte Kissen, in welchem der Brief von ihm geruht, sie drückte es an ihre Brust mit einer gleichsam gierigen Leidenschaftlichkeit, und sie lief in ihr Zimmer, wo sie sich einschloß. Wie klopfte ihr das Herz! Wie schlug und flog ihr der Puls! Allein, eingeschlossen in ihr Zimmerchen, beschaute sie wieder und wiederum dies Blatt Papier und mußte es von neuem lesen. Jene Worte tanzten ihr vor den Augen wie leuchtende Funken. Das Blut im Herzen drängte sich nach dem Gehirn. Sie legte sich den Brief auf die Brust und drückte ihn an sich, und stand so einen Augenblick wie der Sinne beraubt. Aber die erhabenen Visionen eines schönen Liebestraumes reihten sich vor ihr auf und ließen sie alle ihre Süßigkeiten kosten. Sie hatte eine Glut in ihrem Gesichte, die arme Johanna, und die Hände zitterten ihr wie einem Menschen, der einen Fieberanfall hat. Der Dorn des Zweifels stach ihr ins Herz.

An sie, Johanna, schrieb Peter derartige Worte? Unmöglich, unmöglich! Und dennoch.... Sie wollte dem stolzen, dem verführerischen Gedanken widerstehen; sie konnte es nicht.

Alle äußern Anzeichen hatten sich verschworen, um sie in der Täuschung zu belassen. War sie es denn etwa nicht, die ihn errettet hatte vom Tode mit ihren Mühen? War es nicht ihr Angesicht, das er in den Phantasien mitleidsvoll über sich gebeugt hatte sehen müssen? Vor einem Monat würde sie vielleicht in keiner Weise an ein so großes Glück haben glauben können; aber jetzt war es doch den Beweisen von Achtung bei den Leuten gelungen, bedeutend jene tiefe Verachtung herabzumindern, die sie einst selbst gegen sich genährt, und die Artigkeiten und die Blicke und die Haltung des Apothekers hatten, so bescheiden sie war, ihr doch immerhin gezeigt, daß es zu den möglichen Dingen gehöre, daß ein Mann auf sie achte. Über das wahre Motiv, das den elenden Herrn Dominik zu einem solchen Benehmen anstachelte, war sie viel zu unschuldig, auch nur einen Argwohn zu haben.

Sie glaubte also; sie überließ sich ganz, die Unglückselige, der unermeßlichen Freude zu glauben. Es war in ihr ein überströmender Ausbruch von fröhlicher Lust, wie ihn die Liebe noch in keinem Weibe auf Erden hervorgebracht. Sie vergaß sie alle, die elendsvollen Tage ihrer Vergangenheit, und sah vor sich das Paradies erschlossen. Sie dankte Gott, sie segnete ihr Schicksal und ihr Leben. Sie fühlte in sich so große Schätze von Güte und Liebe, daß sie vermeinte, wie sie es in diesem Augenblicke ersehnte, alle Thränen abwischen zu können, die auf Erden vergossen wurden. O wie schien ihr mit einemmale die Liebe, die sie im tiefsten Geheimnis zu Peter erfaßt, sich noch verdoppelt zu haben, jene Liebe, von der sie dachte, daß sie schon die alleräußerste Möglichkeit erreicht habe. Ach sie wird ihn so lieben, um ihn auf jede Weise glücklich zu machen. Nun war er es, der sie um das Leben der Seele bat! O Gott! Aber für sie ist Leben

und Himmel und alles Er, der Einzige! Sich von ihm geliebt zu wissen, die Seine zu sein, und wäre es auch nur wenige Tage, wenige Augenblicke — darin, ja darin liegt ein solches Glück, daß sie es nicht allein mit dem Tode, nein, mit schlimmern Martern erkaufen würde.

Peter hatte um eine Antwort gebeten. Warum zaudern, sie zu erteilen?

Sie war mit einem Sprung an ihrem kleinen Tischchen und hatte ein Blatt Papier vor sich und die Feder in der Hand.

Zuerst suchte sie zaudernd nach Worten; der flutende Strom der Liebe und der Aufregung selbst ließ sie nicht die richtigen Ausdrücke finden, aber dann floß ihr die Rede, die Worte drängten sich ihr unter die Feder und sie ergoß in ihnen ihr ganzes Herz.

Sie hob damit an, daß sie nicht an ein so großes Glück glauben könne, sie liebe ihn über alles in der Welt, sie habe ihn geliebt vom ersten Augenblick, wo sie ihn bei seiner Rückkehr gesehen, oder besser noch, sie liebe ihn vielleicht schon seit ihrer Kindheit, da er sie gegen den Spott der anderen verteidigt habe; sie habe gefühlt, wie das Herz Peters zu ihrem Herzen redete, sie sei ganz unwürdig eines so großen Glückes — ach, das wisse sie nur allzu gut —, aber sie sei zu jedem Opfer geneigt, um sich dessen weniger unwert zu machen; ihre Liebe würde sie sich nie erkühnt haben ihm zu eröffnen, sie würde mit ihrem Geheimnis gestorben sein, aber sicher war es die Vorsehung, die sich zum Mitleid mit ihr gedrungen gefühlt hatte und ihr eine so glückliche Erwiederung gesandt. Dann fügte sie hinzu, indem sie ihren Wünschen Gewalt anlegte, er möge es wohl überlegen, ehe er einen unwiderruflichen Entschluß fasse, daß sie die ihr dargebotene

Glückseligkeit auch nicht um den Preis eines einzigen Verdrusses seinerseits begehren wolle.

Es war in ihr eine Unruhe, ein Toben des Blutes, das ihr keinen Raum gab zu kühlem Nachdenken. Wenn sie sich entschieden hätte, nicht zu antworten, wenigstens bis zum Abend hin, würde sie vielleicht anderes gesprochen, vielleicht einen Argwohn ihres Irrtums gehabt haben. Aber die Hand des Verhängnisses trieb sie an. Sie schritt aus dem Hause und lief in das benachbarte von der Witwe und dem Sohn Anton Marias bewohnte. Peter war noch nicht heimgekehrt. Johanna strebte durchaus nicht seine Mutter zu sehen, sie sprang in Eile in das obere Stockwerk empor; es dünkte ihr, sie habe Flügel. Und sie trat in das kleine Stübchen, welches sie von dem Jüngling bewohnt wußte. Sie hielt an auf der Schwelle, sie fühlte mit einemmale, wie ihr alles Vertrauen, aller Mut fehlte. Sie war nahe daran, ohne weiteres wieder fortzugehen; ihre Verwegenheit dünkte sie sondergleichen zu sein. Richtiger, dachte sie, würde es sein, von Peter einen neuen Beweis der thatsächlichen Wahrheit abzuwarten. Aber welch besseren Beweis als jener Brief, den sie auf ihrem Herzen ruhen fühlte? Sie faßte sich ein Herz, trat ein und ging eiligen Laufes, um nicht von neuem in ihrem gefaßten Entschluß zu wanken, und legte ihr Billet auf Peters Tischchen. Die Aufregung benahm ihr beinahe den Atem. Sie lehnte sich an jenen Tisch und warf ringsumher einen Blick voller Liebe, als wolle sie mit demselben alle die Gegenstände umarmen und liebkosen, welche er zu sehen, zu berühren, zu gebrauchen pflegte, er, ihr Peter.

28.

Als sie eine Bewegung machte, von dort wegzugehen, als sie schon die Hand auf dem Drücker des Schlosses hatte, hörte sie auf dem Gange Schritte, die nach dieser Richtung kamen. Sie erkannte sie schnell, es waren seine Schritte. Aber es waren die seinigen nicht allein, die eines anderen Mannes begleiteten sie und eine Stimme, welche Johanna bald für die des Apothekers erkannte, war im Zwiegespräch mit Peter. Um alles in der Welt wünschte die Ärmste in diesem Augenblick nicht in dem Zimmer des Jünglings überrascht zu werden, am wenigsten jetzt wo er nicht allein war. Ihr erster Gedanke war zu entfliehen und den Brief mit fortzunehmen; aber sie waren schon zu nahe, um dies ausführen zu können. Dicht neben der Stube Peters befand sich ein Kabinet, dessen er sich zu seiner Toilette bediente. Johanna hatte kaum die Zeit, sich dort hineinzuwerfen und hinter sich den Thürvorhang zurückfallen zu lassen, als die beiden Männer eintraten.

Peter war nur nach Hause gekommen, um sich Zigarren zu holen, ehe er sich zu einem Spaziergang aufs Feld auf den Weg machte, zu dem sich ihm Dominik als Begleiter angeboten hatte.

Kaum waren sie indessen im Zimmer, so brachte der Apotheker das Gespräch auf den Gegenstand, über den sie am Morgen gesprochen hatten und fragte den Freund, ob er den Brief geschrieben, ob er eine Antwort empfangen u. s. w. u. s. w.

Peter erzählte wie er Henriette bei der Arbeit gefunden, wie er seinen Brief inwendig in das Nähkissen hineingesteckt und wie er noch immer die Erwiederung erwarte.

O sieh doch! rief Dominik, welcher sich dem Tischchen genähert hatte; hier oben ist ein Briefchen, das mir ganz das Ansehen hat, aus Frauenhänden zu kommen.

Er nahm es zwischen den Daumen und Zeigefinger der Rechten und wies es Peter. Dieser war mit einem Satze neben dem Apotheker und entriß es seiner Hand. Er öffnete es eilig und schickte sich an es mit klopfendem Herzen zu lesen.

Aber Dominik, welcher Peter beobachtete, sah wie sich in dem Blick desselben eine so große Verwunderung und gewissermaßen eine Art von Verwirrung ausprägte, daß er fragte:

Was ist denn? Antwortet sie dir etwas, was dich verdrießt?

O Himmel! Es ist ein seltsamer Irrtum passirt.

Was für ein Irrtum?

Ach! ich kann ihn nicht erklären.

Der Apotheker trat dem Freunde zur Seite und warf einen schrägen Blick auf das Papier, welches Peter entfaltet in der Hand hielt. Er sah am Ende der Seite den Namen der Lahmen.

O, o Johanna! Du hast an Henriette geschrieben und die da antwortet dir!

Das ist es ja gerade, was ich nicht begreife.

Sie schreibt dir im Namen ihrer Schwester?

Nein.

Dominik sah die thatsächliche Wahrheit durchschimmern.

Wie? wie? sagte er, sollte es jemals möglich sein. . . .

Und der Gedanke war ihm so possenhaft, so burlesk, daß er in ein lautes, höhnisches Gelächter ausbrach.

Johanna hat geglaubt, daß dein Brief für sie wäre?

Peter nickte mit dem Kopfe.

Und sie erweist dir die Ehre, deine Liebe anzunehmen?

Peter konnte sich nicht enthalten, die Lippen zu einem Lächeln zu gestalten. Der Apotheker dagegen hatte einen neuen und noch heftigeren Ausbruch der Heiterkeit.

Hahaha! Die Geschichte ist köstlich; du hast die Eroberung der Buckligen, der Verkrüppelten, der Pockennarbigen gemacht!

Sie ist verrückt! sagte Peter voll ärgerlicher Ungeduld und zuckte die Achseln. Er zerriß den Brief Johannas zu winzigen Fetzen und warf sie verdrießlich durch das offene Fenster; dann beeilte er sich, begleitet von Dominik, hinauszugehen.

Und die arme Johanna? O dieses Lachen war schlimmer als Messerstiche für die Ärmste. Diese entsetzliche Wahrheit zerriß ihr die Seele mit unbeschreiblicher Marterqual. Wie schmerzreich ihre Beschämung war, vermöchte kein Wort zu schildern. Sie hatte gewagt zu hoffen, sich zu schmeicheln! ... Wenn sie nicht ohnmächtig hinstürzte, dankte sie es nur dem Übermaße ihrer Schande selbst. ... Allmächtiger Gott, wenn die beiden bemerkt hätten, daß sie dort war! Wenn sie hinstürzte, dann kämen sie herzugelaufen; dieser Gedanke gab ihr Kraft; aber die Angst war so groß, daß sie einen Augenblick hoffte, sie werde unter dem Streiche sterben. Doch kein Wimmern, kein Seufzer verriet sie, sie stopfte sich ihr Taschentuch in den Mund, sie biß sich bis aufs Blut in ihre eigenen Hände. Sich körperlich weh zu thun, schien ihr eine Erleichterung. Und andererseits haßte sie sich in diesem Moment, wie sie sich sonst niemals so sehr gehaßt hatte.

Als sie aus ihrem Verstecke herausgehen konnte, war sie blaß wie eine Leiche, konnte kaum atmen, ihre Beine hatten Mühe sie aufrecht zu halten und wer sie gesehen hätte, würde

das tiefste Mitleid und zugleich den größten Schrecken gefühlt haben. Sie warf sich auf einen Sitz neben dem kleinen Tisch nieder, auf den sie kurz vorher, das Herz voller Glückseligkeit, ihren Brief niedergelegt hatte; und indem sie die Ellenbogen darauf stützte, drückte sie ihren durch tausend im Aufruhr streitende Ideen verwirrten Kopf zwischen die Hände. Die größte Trostlosigkeit hatte sie ganz und gar in Besitz genommen. Von nun ab schien ihr das Leben unmöglich; und in dieser schmerzhaften Aufregung des Geistes brach ein schauerlicher Gedanke hervor, eine unselige Versuchung, der unterworfen zu werden ihre milde sanfte Seele nie geglaubt hätte: die Versuchung des Selbstmordes.

Noch weiter leben nach einer so grausamen Enttäuschung, nach einer so großen Beschämung! O nein, nein, sie wollte es nicht, sie dachte es nicht mehr zu können. Bis zur Heimkehr Peters war ihr ganzes Dasein ein einziges Unglück gewesen, jetzt würde es zu einer tausendfach verdoppelten Folter und einer Schande werden. . . .

O wie hatte Dominik über sie gelacht! Und auch Peter hatte über sie lächeln müssen. Sie hatte dieses Lächeln nicht gesehen, aber sie hatte es sich bis tief in das Herz dringen gefühlt, wie eine feine Dolchklinge. . . . Und mit welcher Verachtung, dünkte es sie, hatte er ausgerufen: Sie ist verrückt!

Henriette war es, die er liebte. Und sie hatte auch nicht im geringsten gedacht, daß dies der Fall wäre. Sie, ein so elendes Ungeschöpf, hatte den mächtigen Hochmut gehabt, sich für geliebt zu halten! O der grausame Spott geschieht dir recht. Henriettens Schönheit war es, die Peter gefesselt hatte. Die Seele und das Herz — wer vermochte die zu sehen? Aber sie selbst, war es nicht vielleicht auch bei ihr die Anmut des Vetters, die auf den ersten Schlag Eindruck

gemacht hatte? Henriette und Peter lieben sich; und sie sind einer des andern wert. Für sie beide die Freuden der Liebe, die Entzückungen der Ehe, die Rosen des Lebens! Für sie selbst, o für sie, das elende, verachtete Wesen, ist das beste Loos zu sterben!

Sie erhob sich im Nu. Sie glaubte den Hohn hinter sich zu fühlen wie eine Geißel auf den Schultern. Ein Ausbruch spöttischen Lachens klang ihr unaufhörlich in den Ohren. Ihr Blick fiel zufällig auf einen Spiegel und sie bog sich selbst entsetzt zurück vor dem verzerrten Gesicht mit seiner Leichenfarbe, das sie vor sich sah. Dann sah sie starr mit einer Art unversöhnlichen Hasses jene mißgeformten Züge an; sie lachte wahnsinnig auf, und indem sie ihre geschlossene Faust gegen ihr eignes Bild ballte, sagte sie mit dem Tone unauslöschlichen Grolls:

O zerstören werde ich dich, elender Leib!

Sie fuhr mit den Händen in die Haare wie eine Wahnsinnige und lief zum Fenster. Unten vor dem Hause breitete sich ein Teppich von Grün und Blumen aus. Da unten sah sie noch die umhergestreuten Fetzen ihres Briefes, die Peter dem Winde preisgegeben. Ach so war auch ihre Hoffnung, ihre Freude zerrissen und zerstreut! Es war Mittagszeit — gerade die Stunde, in welcher wir dies Drama mit einer so bescheidenen Szene beginnen sahen —, die Schwingungen der von Fusella in Bewegung gesetzten Glocke entsandten ringsum hin die klangvollen Wogen jener ehernen Stimme. Johanna erhob ihre Augen zu der Stelle, von welcher jener der Ärmsten so vertraute Ton kam. Über die grünen Massen der Gartenbäume erhob sich weißschimmernd unter der blendenden Flut des Mittagslichtes der Glockenturm, dessen glasirte Ziegel und vergoldetes Kreuz in der Sonne funkelten. Die

arme Johanna weilte einen Moment im Anschauen dieses Lichtreflexes versunken. Der ernste und laute Ton der Glocke ihrer Pfarrkirche schien ihr ein Gruß, schien ihr ein Ruf. Ein seltsamer Gedanke brach auf einmal in ihrer Seele hervor; es dünkte sie, ein boshafter Geist käme, um diesen Gedanken ihr in ihr schmerzdurchzucktes Gehirn zuflüstern. Emporzusteigen dort oben hin bis zu der Spitze, auf welche senkrecht die Sonne brannte, einen letzten Blick noch zu werfen auf das Dorf, auf das Thal, auf die Berge, und dann sich hinabzustürzen auf den Platz dort unten! Ein Augenblick, ein Atemzug, ein Schrei und dann alles zu Ende! Geendet der Schmerz, geendet die Beschämung! Was würde man sagen, wenn man sie als entstellten Leichnam auf dem Platze dort sähe? Ach, niemand würde es wagen zu lachen.

Wenn ich tot sein werde, sagte sie, dann wird das Entsetzliche, das Lächerliche auslöschen.

Sie stand unter der vollkommenen Herrschaft dieser Idee, sie konnte keine andre mehr fassen, jede Stimme der Vernunft schwieg.

Sie ging eilends aus dem Hause. Doch als sie an das Eisengitter gekommen war, stand sie mit einemmale still. Sie sah wie gedankenlos ringsum. Sie ließ ihren Blick über alle die Gegenstände hingleiten, welche sie umgaben, über einen nach dem andern; über die gemalte Fassade des Hauses, die Sträucher des Gartens, den Sand der Fußpfade, die Blumenbeete, die bronzefarben angestrichenen Stäbe des Eisengitters. Im Geiste spendete sie all diesen Dingen noch einen Gruß. Tausend verschiedene Erinnerungen bestürmten ihr auf einmal das Gehirn. Dort hatte sie dann und wann Halt gemacht und eine Blume gepflückt; hier gerade am Gitter hatte Peter sie verteidigt; unter jenem Baumesschatten hatte sie Peter und

Henriette glückselig über ihren Kinderspielsachen gesehen, die man verschwenderisch an jene schenkte, während sie selbst doch immer mit leeren Händen dagestanden.... O wie waren jene Zeiten dahingegangen! Und jene Stätten, sie würde sie nun nie, niemals wiedersehen! Sie empfand eine solche Beklemmung in der Kehle, daß sie glaubte zu ersticken, aber ihre Augen waren trocken, mit einer fieberischen Glut im Innern, die sie verzehrten. Sie stieß einen Laut aus, vielmehr ein Wimmern, und nahm ihren Lauf nach dem Platze zu wieder auf. Das Läuten der Mittagsglocke hatte alle die wenigen Nichtsthuer, die an der Ecke zum Plaudern zusammenstanden, zum Mittagsmahle in ihr Haus hineingetrieben. Keine lebende Seele mehr, weder auf der Straße noch auf dem Platze. Man stieg zu dem Glockenturm aus der Sakristei empor, und um zu dieser hinzugelangen, mußte man durch die Kirche gehen. Die große Kirchenthür war geschlossen, aber das Pförtchen war nur angelehnt. Johanna drückte mit ihrer zitternden Hand aufgeregt dagegen und es gab dem Drucke nach.

Das sinnberaubte, unglückliche Geschöpf stürzte sich in die Kirche hinein, und immerfort rennend, soviel es ihre lahmen Beine ihr nur gestatteten, ohne nur an etwas anderes denken zu wollen, nur mit der einer fixen, in ihrem Geiste wie festgenagelten Idee, sterben zu wollen, und zwar sofort, schlug die Ärmste die Richtung nach der Sakristei ein.

Ihre einzige Befürchtung war, daß Fusella beim Fortgehen sie hinter sich mit dem Schlüssel abgeschlossen hätte. Aber nein, die Thür war offen, und Johanna überschritt die Schwelle. Dann fürchtete sie wieder, die Thür, die zum Glockenturm führte, könne verschlossen sein; sie lief dorthin; auch sie war offen.

Dort angelangt that die Elende einen tiefen Atemzug, wie der Befriedigung; ermattet durch dieses Rennen mit ihrem unglücklichen müden Körper und geschwächt durch jene furchtbare moralische Erschütterung, der ihr Geist zum Opfer gefallen war, stützte sie sich auf die Panneele rohen Holzes, welche die Wände der Sakristei bekleideten, und stand da und schaute mit verlorenem Blicke auf die düstere und kleine Treppe, die einen Schritt weit von ihr begann und in Windungen zu dem Glockenturm emporführte, jene Treppe, die sich dort befand, um sie zur Ewigkeit zu führen.

29.

Da die arme Johanna in diesem Augenblicke nicht die geringste Kraft mehr besaß, auch nur einen Schritt zu thun, mußte sie länger dort bleiben als sie wollte. Ein tiefes Schweigen herrschte an jener Stätte. Kein anderes Geräusch drang zu ihr als das des Holzwurms, der dicht neben ihr mit eintönigem Knistern das Holz der Bekleidung zernagte, und als das ihres Herzens, das ihr aufgeregt in der Brust pochte. Ein zweifelhaftes Licht, welches kaum die Finsternis verscheuchte, drang in jene Sakristei. Diese Schatten und dieses Schweigen in dieser Stunde waren schon wie eine Absonderung vom Leben, schienen das Schweigen und die Schatten eines Grabes. Dort, mitten unter den Lebenden, fühlte Johanna sich dennoch ganz allein, verlassen von allen. Dem Übermaße des gewaltigen Schmerzes kurz vorher folgte in ihr eine vollständige Niedergeschlagenheit, aber auch diese noch voll Ver-

zweiflung. Sie stand einige Minuten da, die ihr ewig schienen und doch nur ein Hauch, so sehr hatte sie das Zeitmaß verloren; sie stand mit gesenktem Haupte, mit herabhängenden Armen, mit verschlungenen Händen, ohne einen Gedanken, ohne einen Willen, aber mit einem unermeßlichen, unbeschreiblichen innern Schmerz in der Seele. Sie schreckte zusammen bei einem plötzlichen Geräusch, welches auf einmal dies tiefe Stillschweigen brach. Ein Windstoß, welcher durch die Thür und das Fenster der Kirche eindrang, riß das Pförtchen der Sakristei auf und ließ es gegen die Mauer schlagen. Johanna sprang erschrocken auf. Aber durch die geöffnete Thür schlüpfte ein Streifen Helle herein, entsandt von dem größeren Lichte, welches durch die hohen Fenster die ganze Kirche erfüllte; und mit dieser Helle drang plötzlich das Zwitschern einiger Schwalben zu ihr, welche durch die großen Fenster in die Kirche geflogen waren und sich nun munter flatternd unter der Wölbung hin und her schwangen. Es war das Leben, welches in jene schweigende Grabesfinsternis sich eindrängte. Das arme Mädchen schritt instinktiv, ohne eigenen Willen, ohne es nur zu beachten, bis zu der Schwelle, um nach jenen kecken Schwalben aufzublicken. In der Kirche war eine ganz andere Luft, als die in der engen und düstern Sakristei. Dort war Licht und Wärme. Die roten Fenstervorhänge flatterten beinahe lustig in dem Lüftchen, welches durch die offenen Glasscheiben eindrang und mit leisem Flüstern durch das Schiff und zwischen den Bögen der Kapellen hinzog. Die ewige Lampe vor der Madonna der sieben Schmerzen schaukelte anmutig auf und ab. Auch dort war ein tiefer Frieden, aber nicht der Frieden des Grabes.

Welche Erinnerungen auch in dieser Kirche für die Unglückliche! Aber diese Erinnerungen waren nicht jenen andern

gleich, welche die Zuckungen ihres Schmerzes gesteigert hatten. Sie betrachtete aufmerksam die Bank, auf welche sie sich niederzuknien pflegte, um die Messe zu hören, sie betrachtete das Bildnis der Madonna, welche lächelte mit den sieben Schwertern im Herzen, sie betrachtete den Beichtstuhl, wo sie sich zu den Füßen des guten, alten Priesters zu Boden warf — und ihr Auge verlor ein wenig von seiner trockenen Glut, welche in ihm brannte. Diese Gegenstände erschienen ihr als wahre Freunde, welche Mitgefühl und Mitleid für ihr Unglück haben würden. Wenn sie einige wenige Augenblicke des Glücks in ihrer Vergangenheit zählen konnte — diesen Stätten, diesen Dingen verdankte sie sie. Ihrem Gedächtnis schwebten gewisse Verzückungen der aufgeregten Seele, gewisse zartliebliche innere Gefühle vor, die allmählich in ihr unter dem geheimnisvollen Einfluß des Gebets erweckt waren, dort auf jener Bank, unter jenem Bilde der Jungfrau, am Gitter jenes Beichtstuhls. Und der Beichtstuhl ließ das gute und heilige Gesicht jenes demütigen mitleidigen Alten mit seinem ehrwürdigen grauen Haar, ließ das Gesicht des Pfarrers vor ihr erscheinen. Da fühlte sie, daß sie nicht ganz allein, nicht ganz verlassen in der Welt sei, sie klagte sich der Undankbarkeit an, daß sie auch nur einen Augenblick diesen ihren wahren geistigen Vater hatte vergessen können. Es dünkte sie, daß das Bild der Madonna sie mit mildem Vorwurf betrachte. Alle die Gebete, die glühenden Gebete — für sich, sie gut zu machen, für die andern, sie glücklich zu machen —, welche sie zur Madonna emporgesandt, schienen von jenem Bilde wieder zu ihr herabzusteigen und eine Kette zu bilden, welche sie sanft umschlang und von neuem anzog, sich dort zu demütigen vor dem Sinnbild der verklärten Demut. Sie wankte und sank auf die Knie unter ewigen Lampe, und ihre

Lippen fingen an die gewohnten Worte des Ave Maria zu stammeln.

Zuerst war ihr Gebet nicht besser als eine mechanische Handlung. Ihre Gedanken waren anderswo, oder um es richtiger auszudrücken, sie waren verwickelt und verworren, schwankten und wogten hin und her; aber jene furchtbare fixe Idee, die einen Augenblick vorher das elende Geschöpf ganz und gar beherrschte, war um ein weniges abgeschwächt und nahm unter dem aufregenden Einfluß tausend anderer allmählich ab.

Nach und nach begann der Geist der Kummergequälten auf die Worte zu achten, die ihre Lippen aussprachen; auf jene Worte, welchen sie so tiefe Bedeutung zu geben pflegte, bei deren Klange sie noch immer solches Sehnen und Verlangen der Seele empfunden, solches Ausströmen der innersten glühenden, erhabenen Liebesahnungen, die sie in ihrem Herzen unterdrücken mußte. Ein Schattenbild von Zärtlichkeit begann gleichsam in dieser betrübten Seele aufzudämmern, welche bis dahin von der Raserei der Verzweiflung eingenommen gewesen. Auf einmal erinnerte sie sich — und warum kam ihr wohl diese Erinnerung? O, es war sicherlich ihr mitleidiger Schutzengel, der in ihr das Gedächtnis an jene lieblichen Stunden wachrief — sie erinnerte sich an den Tag, da ihr das Abendmahl zum erstenmale gespendet, welches sie, es war schon manches Jahr her, in dieser selben Kirche empfangen. Es war ein schöner Tag, mit so leuchtendem Sonnenschein wie jener, der eben jetzt von dem heiteren Tiefblau des Himmels herabstrahlte; auch damals erinnerte sie sich unter der Wölbung der Kirche die Schwalben singen gehört zu haben; und in jenem Augenblicke hatte der Schwalbensang ihr geklungen wie ein jubelndes Kirchenlied. Auch jetzt erhoben sicherlich diese

Vögelchen denselben Gesang, aber es war ihre Seele, die, so tief verwandelt, ihn nicht mehr begriff. Ach! dieser Tag war immer in ihren Erinnerungen wie ein Glanz der Freude unter der eintönigen Traurigkeit ihres gewöhnlichen Lebens geblieben. An diesem Tage hatte, ganz gegen das Herkommen, alles ihr gelächelt. Niemand hatte sie schlecht behandelt, und sie, in dem mystischen Entzücken ihrer Seele an jenem christlichen Feste, hatte sich so innerlich froh, so über die Sphäre der Erde emporgehoben gefühlt, daß es ihr geschienen, das Gewölbe des Himmels geöffnet zu schauen, und daß sie geglaubt, vor dem Blicke ihres gleichsam verzückten Geistes die unaussprechlichen Wonnen des Paradieses herabschimmern zu sehen. Und welche Vorsätze der Tugend, der Aufopferung, der Selbstverleugnung hatte sie damals gefaßt, mit einer glühenden Erregung, man könnte fast sagen mit einer Manie, für andere zu leiden, sich in jede Folter zu ergeben, auf alles mit einer überströmenden Liebe zu antworten! Und war sie jetzt noch dieselbe? Sie schauderte bei dem Gedanken, zum erstenmale in ihrer Seele ein Gefühl des Hasses aufgenommen zu haben; wahr ist es, daß dieser Haß sich hauptsächlich gegen sie selbst richtete; aber dennoch hatte sie sich beleidigt gefühlt und hatte nicht vergeben. Beleidigt? O, jawohl! Aber was für Schuld hatten denn die anderen daran? Das Unrecht war ganz das ihrige. Sie war es, die sich so seltsam, so frevelhaft getäuscht hatte. Sollte sie andere beschuldigen wegen ihres Unglücks, daß sie ein Ungeschöpf war, ein verachtenswertes Wesen, daß sie die tolle Verwegenheit einer unmöglichen schmeichelnden Einbildung gehabt hatte?

O göttliche Mutter, verzeihe mir! rief die Elende mit einer unbeschreiblichen Seelenerregung, indem sie zu dem Bilde der Jungfrau die Augen und die gefalteten Hände

emporhob. Heilige Madonna der Schmerzen, gieb du mir Stärke und Rat und Kraft, das Böse zu überwinden.

Sie empfand, wie sich Ruhe zu ihr herabsenkte; sie vermeinte die milden gütigen Worte des Beichtvaters zu hören, die so oft ihr Trost gewesen; allmählich hatten ihre Augen ihre gläserne Starrheit und Trockenheit verloren und begannen feucht zu schimmern; auf einmal stieg ein Seufzer aus der Tiefe ihrer Brust empor und die Flut des Schmerzes fand endlich einen Ausweg, und brach in Thränen hervor. Sie weinte und richtete sich auf. Sie weinte lange, unaufhaltsam flossen ihre Thränen; sie weinte wie die Ärmste, welche von der Schwelle des Klosters herab das letzte Lebewohl den Freuden der Welt zuruft, um für ihr ganzes Leben sich zu dem Schatten des Grabes und dem Opfer der Buße und Sühne zu verdammen, und mit den Thränen, die ihr reichlich, ohne daß sie darauf achtete, über die Wangen herabrollten, mit dem Schluchzen, das ihr die Brust zu sprengen schien, vermischte sie heiße Gebetesworte, mit welchen sie Vergebung und Frieden herabflehte.

Als sie sich von dort erhob, war sie ruhig; die Thränen waren getrocknet, aber ihrem Gesicht hatte sich eine Traurigkeit aufgeprägt, die nicht mehr zu verlöschen war. Sie ging langsamen Schritts aus der Kirche, so schwach noch an Kräften, daß sie sich kaum aufrecht zu halten vermochte, und begab sich in das nahe Pfarrhaus. Als der Pfarrer sie eintreten sah, empfing er sie ganz erschrocken mit der Frage:

Was ist denn? Ach du lieber Gott, was hast du denn, arme Johanna?

Ich komme, um Sie flehentlich zu bitten, meine Beichte anzuhören.

Don Pasquale und das junge Mädchen zogen sich wieder dorthin zurück, wo wir sie wenige Monate vorher gesehen, als der gute Priester geschickt von der Unglücklichen die Erzählung all ihres Elendes zu erlangen wußte; jetzt kam sie freiwillig, um dem Beichtvater ihre neuen, viel grausameren Martern zu erzählen, welche sie, die Ärmste, sich als Sünden anrechnete.

Wir wollen das Geheimnis jener Verhandlung achten, welche sicher die schmerzlichste für die Unglückselige war. Sicher sagte sie alles, und die Pein, die sie darüber empfinden mußte, legte sie sich als die erste Buße für das auf, was sie für ihre Sünde hielt. Als Beichtvater und Beichtkind aus der ablegenen Stube herausschritten, hatte jener eine bewegte Miene und die Augen feucht vom Weinen; sie war ermattet nnd trug den Ausdruck eines unendlichen Wehs, das sie niederbeugte, aber aus ihrem Gesichte strahlte eine Heiterkeit, die man eine himmlische hätte nennen dürfen.

Der Pfarrer, der immer zu der Ärmsten mit unendlicher Liebe gesprochen, hatte jetzt für sie einen Ton noch größerer Zartheit und gleichsam Ehrerbietung.

Ja, meine liebe Johanna, sagte er ihr, indem er ihr alle beide Hände drückte und sie mit einem über alle Beschreibung liebevollen Auge betrachtete, sei gewiß, daß alles nach deinem Wunsche geschehen wird. Gaudenz, zu dem ich sofort zu einer Besprechung gehe, und ich, wir zusammen werden alles in Ordnung bringen.

O vielen Dank! antwortete das Mädchen mit einer dumpferen Stimme als je.

Die Dienerin Don Pasquales war im höchsten Grade erstaunt, als sie ihren Herrn die Lahme mit den Händen.

die er ihr noch immer drückte, an sich heranziehen und väterlich einen Kuß auf ihre Stirn drücken sah; so hatte Margaretha ihn noch nie bei irgend jemand thun sehen.

Nur mutig, Johanna, fügte der Pfarrer hinzu, und denke und sorge auch für dich.

Johanna zeigte ein trauriges Lächeln. O was lag alles in diesem Lächeln, welcher Schmerz und welche Ergebung! Dann wandte sie sich fortzugehen; aber in diesem Augenblicke überfiel sie ein Ausbruch ihres dumpfen Hustens, der seit einiger Zeit ein wenig nachgelassen zu haben schien, mit solcher Gewalt, daß sie Halt machen und sich an die Mauer lehnen mußte.

Der Pfarrer war um die Arme voll Sorgfalt bemüht, mit einer Flut von Fragen voller Teilnahme und Liebe. Sie wünschte nichts, sie antwortete, daß es ihr gar nichts mache, und eilte, als kaum der Anfall vorüber war, fort. Der Pfarrer sah ihr feuchten Auges nach und schüttelte den Kopf mit schmerzlicher Miene; dann nahm er seinen Hut und beeilte sich, zum Notar Gaudenz Tartini zu gehen.

Johanna machte sich mutvoll auf den Weg, um Peter aufzusuchen. Man denke sich, in welcher Stimmung sie sein mußte, als sie nun vor ihm erscheinen sollte; aber so grausam auch der Druck auf ihrem armen Herzen lag, ihr Angesicht war ruhig und auf ihren bleichen Lippen schwebte ein Lächeln. Gott allein weiß, welche Anstrengungen die Ärmste dieses matte Lächeln kostete.

Hast du einen Brief von mir zur Antwort auf den bekommen, den du in das Arbeitskissen gesteckt hattest? fragte sie in scherzendem Tone.

Peter sah sie ganz verlegen an und stammelte einige Worte ohne allzuviel Sinn.

Du bist doch von dem kleinen Spaß nicht beleidigt, will ich hoffen, fuhr Johanna mutig fort. Aber es geschah nur, um dich dafür zu bestrafen, daß du so wenig Vertrauen gegen mich gehabt hast, mir gar nichts von deiner Liebe zu Henriette zu sagen.

Ach du weißt es also?

Ja gewiß. Wolltest du, daß ich im Ernst glaubte, daß dein Billet für mich wäre?

Und hier hatte die Unglückselige die Kraft, ein neues Lächeln zu zeigen.

Aber fürchte gar nichts mehr! fuhr sie fort. Henriette wird dein Weib, ich verspreche es dir.

Peter umarmte sie ganz entzückt. Arme Johanna!

Inzwischen hatten sich der Herr Gaudenz und der Pfarrer wie in feierlicher Gesandtschaft zu dem Gemeindesekretär begeben. Der Anweisung Johannas gemäß hatten sie den Auftrag, dem Herrn Varada mitzuteilen, daß diese eine Schenkung des vom Onkel Hieronimus geerbten Vermögens beabsichtige, zur Hälfte an Vater und Mutter, zur Hälfte an ihre Schwester, aber nur unter der Bedingung, daß innerhalb eines Monats die Hochzeit zwischen Peter und Henriette gefeiert werde.

Die Eltern hatten nicht viel Einwürfe zu machen. Einiges suchte der Markese dagegen einzuwenden, er wurde von dem Apotheker bestürmt, welcher wütend war, sich so jede ersehnte Beute aus der Hand schlüpfen zu sehen; aber die von dem alten Adligen erhobenen Schwierigkeiten wurden nicht unüberwindlich gefunden, und er selbst, der Markese, zauderte nicht länger, dem Heiratsplan seine Zustimmung zu erteilen.

Und so wurde sie denn eines schönen Morgens im August gefeiert. Henriette, ganz in Weiß gekleidet, mit dem Brautkranz und Sträußchen von Orangenblüten, war in

der Glückseligkeit, die aus ihren Augen und ihrer ganzen Erscheinung strahlte, über alle Beschreibung schön, und alle bewunderten sie — sogar die Frauen. Peter zeigte das beneidenswerte, so selten zu erblickende Gesicht eines Mannes, der den Gegenstand seiner glühendsten Wünsche erlangt hat.

In einem Winkel der Kirche, niedergebeugt im dunkelsten Schatten eines entlegenen Kapellchens, weilte eine Frauengestalt, welche weinte und betete. Es war Johanna, an die niemand in diesem Augenblicke dachte. Aber sicher ruhte auf dieser tiefbetrübten Seele voll Mitleid und Erbarmen der Blick Gottes!

30.

Der Monat Oktober neigte sich nunmehr seinem Ende zu; der Herbst breitete über die ganze Ebene seine melancholischen Schönheiten aus in jener Sammlung der Natur, welche dem Winterschlafe vorangeht. Das Kastanienwäldchen hatte den Dorfbewohnern die stachlichten Früchte seiner Bäume gespendet und gab endlich auch der Erde eins nach dem andern seine gelblich gefärbten Blätter wieder. Die Quelle murmelte traurig in der Einsamkeit, welche nicht mehr von den jungen Mädchen gestört wurde, die im Sommer dort das frische Wasser zu schöpfen kamen. Auf dem bescheidenen Hügel, der das Grab bezeichnete, wo die irdische Hülle des Onkel Hieronimus den ewigen Schlummer auf dem kleinen Gottesacker schlief, um das steinerne Kreuz herum, das ihm Gaudenz hatte setzen lassen, war das Gras schon hoch emporgewachsen, das auszureißen keine Hand mehr kam. Zu dem Kreuze war seit

einem Monat niemand mehr gekommen, um zu beten, während man anfangs fast alle Tage eine Frau sich dorthin begeben sehen konnte, welche sich nur mühsam und hinkend fortschleppte, dann dort niederkniete und lange im Gebet versunken verweilte, häufig von einem peinlich anzuhörenden Husten unterbrochen.

Es war die arme Johanna. In dem Hause der Ihrigen war alles Lust, alles Freude. Wer erinnerte sich da noch an den mürrischen Onkel, der wie ein Meteor das Dasein dieser Glückseligen durchkreuzt hatte, welche doch nur ihm mittelbar ihr Glück verdankten? Die Seele Johannas war nicht im Einklang mit dieser Atmosphäre des Vergnügens; sie sammelte sich stillschweigend, sie suchte selbst auch vergessen zu werden, und erreichte es; dort auf jenem Grabe konnte sie sinnen und weinen nach ihrem Wohlgefallen, ohne die Freude der andern zu stören, ohne einen Schatten auf den leuchtenden Glücksschimmer ihrer Schwester zu werfen.

Aber seit einem Monat kam sie nicht mehr dorthin.

In den letzten Tagen des besagten Oktobers mußte ich, der ich dieses schreibe, mich wegen einiger Geschäfte nach dem Dorfe begeben, wo die Begebenheiten sich ereignet, die ich bisher geschildert habe; dort angelangt suchte ich, da ich mit dem Gemeindesekretär zu sprechen hatte, ihn auf seinem Büreau auf und begab mich, da ich ihn hier nicht fand, nach seinem Hause. Gerade in dem Augenblicke, als ich eintreten wollte, schritt der Herr Varada und seine Gattin zwischen Henriette und Peter heraus, und hinter ihnen der gute Notar Gaudenz. Sie sahen alle tief bewegt aus und Henriette weinte.

Was ist denn? fragte ich den Herrn Tartini, indem ich ihn anhielt.

Der Alte schüttelte den Kopf, und zwei Thränen, die auch ihm in den Augen standen, rollten auf seine Weste herab.

Die arme Johanna! antwortete er; sie ist eben gerade gestorben, und Peter und Henriette führen den Vater und die Mutter in ihr Haus hinüber, um sie jenem traurigen Schauspiel zu entreißen.

Ich weiß nicht, welche Neugier mich antrieb, emporzusteigen, um die sterbliche Hülle dieser ärmsten Toten zu sehen.

Ihr wachsbleiches Angesicht trug die Spuren all der Leiden, die sie erduldet, aber über den unglücklichen Zügen schwebte dennoch jetzt eine Ruhe, ein Ausdruck des Friedens, wie sie ihr wohl nie zutheil geworden, da sie noch lebte. Ihre farblosen Lippen waren wie zu einem Lächeln leise erschlossen. Auf dem Tischchen neben dem Bett war ein Licht angezündet, und dieses warf auf ihre magern Züge goldene Reflexe, welche ihnen manchmal einen Anschein von Leben verliehen. In ihre zusammengefalteten Hände, die so hager waren, daß man sie durchsichtig hätte nennen können, hatte man ihr ein Kruzifix gelegt. Die Ärmste! Ihr ganzes kurzes Leben hindurch hatte sie das Kreuz getragen. Am Fußende des Bettes stand aufrecht der Pfarrer, und auch ihm zitterten in den Augen noch die Thränen.

Mir, der ich ihn befragte, antwortete Don Pasquale:

Ihr Todeskampf hat Monate lang gewährt. Sie erlosch, ihres Zustandes und ihres Schicksals wohl bewußt; sie segnete alle und jeden, sie, der alles und jeder, man kann es wohl sagen, nur Schmerz bereitet hatte. Sie, von der alle fußfällig Verzeihung hätten erbitten müssen, starb, indem sie alle um Vergebung für sich anflehte. Ihr armer gebrechlicher Leib barg die Seele eines Engels. Nun wird

sie eingesetzt sein in ihren wohlverdienten Sitz, in ihre göttliche Schönheit. Möge sie bitten für uns! —

Binnen kurzem wird sie vergessen sein, keine Spur wird zurückbleiben von jenem gequälten Dasein, das die Unglückliche auf dieser Erde führte.

Nicht fehlen wird ihr wenigstens die vorübergehende Klage barmherziger Seelen, und ihr, liebevolle Herzen, die ihr diese schmerzensreiche Geschichte gelesen habt, möget mindestens Abschied von ihr nehmen mit dem Ausruf:

„Arme Johanna!“

Grenzboten-Sammlung.

Unter diesem Titel beabsichtigt der Verleger der Grenzboten eine Reihe von Werken zu sammeln und herauszugeben, welche zum Teil zuerst in der genannten Zeitschrift dem Publikum geboten wurden, zum Teil aber von vornherein selbständig erscheinend sich ihrem Inhalte nach der nur auf wahrhaft Gutes, Schönes und bleibend Werthvolles gehenden Richtung der Grenzboten anschließen. Das Publikum soll in der hierdurch ausgesprochenen Tendenz eine Gewähr finden, daß es vertrauensvoll nach den Bänden greifen darf, welche die Sammlung bringt. Zugleich wünscht aber der Verleger in derselben einen Mittelpunkt für diejenigen Schriftsteller zu schaffen, deren Denken und Wirken sich in der gleichen Bahn bewegt, welche die ihren Namen leihende Zeitschrift einhält. Indem er also die letzteren zur Mitwirkung auffordert, ladet er das Publikum zum Genusse dessen ein, was die Grenzboten-Sammlung bieten wird.

Diese wird sich in zwei Reihen teilen, von denen die eine Werke novellistischer Art, die andre solche historischen, politischen, kunst- und literargeschichtlichen 2c. Inhalts bringen soll. Äußerlich werden die Bände in gleichem Format und schöner Ausstattung auftreten.

Erschienen sind bis jetzt in der ersten Reihe:

Die Grafen von Altenschwerdt, Roman von August Niemann, als Band 1—3.
Don Adone, Roman von Robert Waldmüller (Duboc) als Band 4 u. 5.
Ohne Ideale, Roman von Adolf Stern, als Band 6 u. 7.
Bakchen und Thyrsosträger, Roman von August Niemann, als Band 8 u. 9.
Arme Johanna! Roman von V. Bersezio, als Band 10.

—— Preis jeden Bandes 4 Mark. ——

In der zweiten Reihe wird zunächst erscheinen:

als Band 1—2 **Unser Reichskanzler**, von Moritz Busch.
" " 3—5 **Briefe des Grafen Cavour**, autorisirte Übersetzung.
" " 6—7 **Graf Bismarck und seine Leute**, von Moritz Busch, 6. Aufl.

Weitere Bände sind in Vorbereitung und unter der Presse.

Leipzig, im Herbst 1883.

Fr. Wilh. Grunow.

Druck von Carl Marquart in Leipzig.

Bersezio, Vittorio

Arme Johanna! Von Victor Bersezio. Aus dem Italienischen von Bruno Friederich. <Von Verfasser antorisirte Übersetzung.>

Leipzig 1883